

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

GOR

In Sklavenketten auf Gor

Roman



Von der Neuausgabe des GOR-Zyklus
des Autors John Norman erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCEFICTION & FANTASY:

Gor – die Gegenerde • 06/3355
Der Geächtete von Gor • 06/3379
Die Priesterkönige von Gor • 06/3391
Die Marodeure von Gor • 06/3521
In Sklavenketten auf Gor • 06/3612
Die Spieler von Gor • 06/5125
Die Söldner von Gor • 06/5427
Die Verräter von Gor • 06/5658
Die Vagabunden von Gor • 06/5951 (in Vorb.)
Die Zauberer von Gor • (in Vorb.)

JOHN NORMAN

In Sklavenketten auf Gor

Ein Roman aus dem
GOR-ZYKLUS

Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/3612

Titel der Originalausgabe
SLAVE GIRL OF GOR

Übersetzung aus dem Amerikanischen
von Thomas Schluck

Das Umschlagbild malte Doug Beekman
Die Karten auf den Seiten 6/7 und 8/9 zeichnete
Erhard Ringer

Redaktion: Friedel Wahren
Copyright © 1977 by John Norman
Copyright © 1978 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1997
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-11936-3



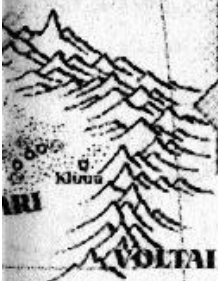
GOR NÖRDLICHE HEMISPHERE

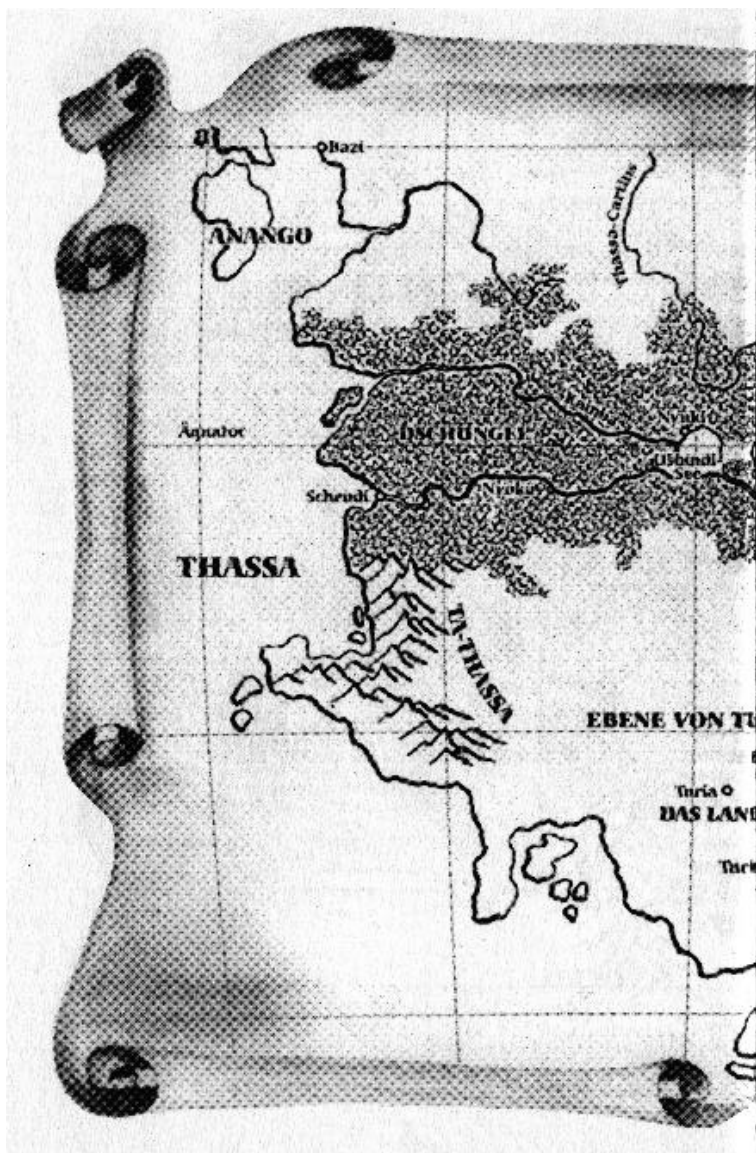
Die Städte am Vork

Tu...Tormos
Ye...Yeo
Te...Tetropolis
Po...Port Cos
To...Talo
Vi...Victoria
Fl...Flua
Ro...Ragnars Dorf
Ha...Hammerfest
Su...Sulport
So...Sais
Si...Siba
Ja...Jasodur
Ka...Kap Alfred
Jo...Jorts Föbre
Wa...Waldhafen
Ga...Gekander
Th...Thureds Fart
We...Weißwasser

Oasen in der Tabari

On...Oase der Neun Kaminen
Ol...Oase der Lühnen Wälle
Oz...Oase der Zwei Brunnensäule
Or...Oase des Roten Felsens
Ks...Kashah des Salzbars
Ov...Oase der Vier Palmen







IRIA
Katali
Kassar
DER WAGENVÖLKER
Paravaci



Ich lag im sonnenwarmen Gras. Ich spürte die grünen Halme, die sanft meine linke Wange berührten, ich spürte sie am Körper, an Bauch und Schenkeln. Ich reckte mich, bewegte die Zehen. Ich war schläfrig und wollte gar nicht aufwachen. Die Sonne schien mir warm, fast heiß auf den Rücken. Meine Finger berührten den warmen Boden zwischen den Grashalmen. Meine Augen waren geschlossen. Ich widersetzte mich der Rückkehr in das Bewußtsein, wollte noch nicht aufstehen. Vorsichtig bewegte ich den Kopf. An meinem Hals schien sich ein Gewicht zu befinden; ich hörte ein leises Klirren, das ich nicht verstand.

Ich öffnete die Augen, doch nicht ganz, denn das Licht war grell. Ich sah das Gras und spürte die warme Erde. Ich schloß die Augen wieder. Mir wurde heiß. Ich mußte jetzt wirklich aufstehen. Ich mußte mir ein schnelles Frühstück machen und zur Vorlesung eilen. Es war sicher schon spät.

Da erinnerte ich mich plötzlich an das Tuch, das mir vor Mund und Nase gepreßt worden war, an den unangenehmen Geruch, an die Kräfte des Mannes, der mich festgehalten hatte. Ich hatte mich verzweifelt gewunden, war aber nicht gegen seinen Griff angekommen. Entsetzt hatte ich versucht, den Atem anzuhalten. Ich hatte mich gewehrt, doch ohne Erfolg. Ich hatte nicht gewußt, daß ein Mann so stark sein konnte. Er hatte geduldig abgewartet, bis meine Lungen nicht länger untätig sein konnten. Keuchend hatte ich schließlich die beißenden Dämpfe tief eingeatmet und hatte zu husten und zu würgen begonnen. Unfähig, mich der lähmenden Wirkung zu widersetzen, hatte ich gleich darauf das Bewußtsein verloren.

Ich öffnete die Augen und sah wieder nur Gras vor meinem Gesicht. Ich machte vorsichtig den Mund auf und spürte die Halme an meinen Lippen. Ich grub die Finger in die Erde und spürte die Erde unter meinen Fingernägeln. Da hob ich den Kopf, rollte mich entsetzt aufschreiend herum, richtete mich auf und spürte die Kette. An meinem Hals hing ein metallisches Gewicht, die schwere Kette, die an dem Kragen um meinen Hals befestigt war, fiel zwischen meinen Brüsten herab und lag über meinem linken Bein. Im nächsten Augenblick wurde mir bewußt, daß ich nackt war. Es war kein Traum, es war grausame Wirklichkeit!

»Nein!« schrie ich. »Nein!«

Ich sprang auf. Die Kette rasselte. Ich zerrte verzweifelt daran, versuchte den Metallkragen über den Kopf zu streifen. Ich drehte das Gebilde, wobei ich mir Abschürfungen zuzog, und drückte den Kragen nach oben, der sich aber nicht abstreifen ließ. Der Ring paßte genau: zwischen Hals und Metallkragen war gerade Platz für meinen kleinen Finger. In meiner Verzweiflung wandte ich mich zur Flucht; die Kette wickelte sich zwischen meine Beine, und ich brach in die Knie. Weinend versuchte ich davonzukriechen, aber die Kette war nur etwa zehn Fuß lang; sie endete an einem kräftigen Eisenring, der in einen unregelmäßigen Granitblock eingelassen war.

Ächzend richtete ich mich auf, die Hände um die Kette gelegt, und sah mich um. Der Felsbrocken lag einsam auf einer sanft gewellten Ebene, bewachsen mit Gras, das sich im leichten Wind bewegte. Über mir spannte sich ein blauer Himmel mit ungewöhnlich weißen Wolken. Ich war allein. Hinter mir ragte der Felsbrocken auf. Ich erschauerte.

Ich war nackt. Ich, klein, bleichhäutig, war mit dem Hals an einen großen Felsbrocken gekettet, der auf der anscheinend endlosen Ebene lag.

Ich atmete tief durch. In meinem ganzen Leben hatte

ich noch keine solche Luft geatmet. Sie war sauber und klar, sehr frisch, fast als wäre sie lebendig. Sie war wie die Luft einer neuen Welt, die die Gifte der menschlichen Vorherrschaft noch nicht kannte, die die gefährlichen zweischneidigen Geschenke von Zivilisation und Technologie noch nicht ertragen mußte. Mein Körper lebte auf. Der ungetrübte Sauerstoff wirkte so unmittelbar auf meinen Körper, daß ich mich lebendiger und wacher fühlte als je zuvor. Es war, als hätte sich mir eine zusätzliche Dimension des Erlebens eröffnet. Selbst mein Auge schärfte sich in der reinen Luft. Ich blickte weiter und sah mehr als in der trüben, vergifteten Atmosphäre meiner bisherigen Umwelt. Wie weit entfernt erschienen mir in diesem Augenblick die Verschmutzungen der grauen Welt, an die ich mich erinnerte.

Ich hatte Angst.

Ungläubig starrte ich auf die Kette, die von meinem Halskragen herabhing. Die einzelnen Glieder waren kurz und schwer und bestanden aus primitivem, schwarzem Eisen. Die Kette wirkte nicht besonders gut gearbeitet, erfüllte aber sichtlich ihren Zweck. Den Kragen konnte ich nicht sehen, doch fühlte er sich unter meinen Fingern rauh an; vermutlich bestand er ebenfalls aus Eisen. Unter meinem rechten Ohr befand sich ein Scharnier; die Kette endete an einem Ring, der unter meinem Kinn am Kragen befestigt war, während ich unter dem linken Ohr ein unförmiges Schloß ertastete, das für einen großen Schlüssel gearbeitet schien. Ich fragte mich, wer den Schlüssel zu dem Kragen bei sich tragen mochte.

Ich sah mich um und redete mir ein, daß ich nun langsam aufwachen müsse! Dies alles war ein schrecklicher Traum. Vielleicht hatte ich den Verstand verloren! Nein, sagte ich mir, ich träume nur, ich träume einen seltsamen Traum, der sich überaus real anfühlt. Es muß ein Traum sein, ein Traum!

Da fiel mir zu meinem Kummer der Mann ein, der mich von hinten überwältigt hatte, und die Wahrheit dämmerte mir mit überwältigender Logik. Ich fühlte mich wach wie nie zuvor, mein Körper bewegte sich auf eine Weise und mit einer Leichtigkeit, die ich nicht kannte; es gab da einen kaum merklichen Unterschied im Gewicht, im Schwung meiner Bewegungen, ein Gefühl, das ich bisher aus meinem Bewußtsein verdrängt hatte, eine Erkenntnis, an der ich nun nicht mehr vorbeikam.

Ich ahnte, daß ich mich nicht mehr auf der Erde befand! Die Schwerkraft dieser Welt war anders. Ich stand auf einer anderen Welt, einer unbekannten Welt. Sie war hell und wunderschön anzuschauen, doch sie war nicht die Erde, nicht meine Heimat. Man hatte mich hierhergebracht, ohne mich zu fragen; den Kräften, die hier am Werk waren, hatte mein Wille nichts bedeutet.

Allein, nackt und wehrlos – so stand ich vor dem großen Felsbrocken und starrte in die Weite. Ich war allein und hatte Angst. Ich schlug die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen. Im nächsten Augenblick war mir, als bewege sich der Boden unter meinen Füßen. Dunkelheit hüllte mich ein, und ich verlor das Bewußtsein.

Ich spürte, wie ich rücksichtslos auf den Rücken gerollt wurde. »Veck, Kajira«, sagte eine rauhe Stimme. Ich riß erschrocken die Augen auf. Eine Metallspitze berührte an der linken Hüfte meinen Körper; der Speer wurde gewendet und mir mit dem Schaft heftig gegen den Oberschenkel gestoßen. Der Mann trug einen Bart. Ich lag zwischen seinen Beinen und blickte entsetzt zu ihm auf.

Er war nicht allein; ein Stück hinter ihm stand ein zweiter Mann. Beide trugen rote Tuniken, Schwerter und Dolche; der weiter entfernt stehende Mann hatte sich einen Schild auf den Rücken geschnallt und trug einen Speer, unter dessen Klinge ein Helm mit einem flauschigen Federbüschel hing; um den Hals trug er eine Kette aus den Zähnen eines mir unbekannten wilden Tiers. Der Mann hatte Helm und Schild abgelegt; die Helme schienen den ganzen Kopf zu umschließen und besaßen vorn Öffnungen, die ungefähr die Form eines >Y< aufwiesen. Beide Männer trugen ihr Haar lang.

Ich stand auf und versuchte meine Blöße zu bedecken. Solchen Männern war ich noch nicht begegnet. Sie strahlten etwas beängstigend Animalisches aus.

Der Bärtige trat dicht vor mich hin. Ich sah die breiten schimmernden Ledergurte, die die mächtige Klinge hielten; darunter spannte sich das rote Leinengewebe seiner Tunika. Wenn er mich jetzt ergriffe und mit aller Kraft an sich drückte, deren ich ihn für fähig hielt, so müßten sich die Gurte und das grobe Gewebe auf meinen Brüsten abzeichnen.

Ich spürte seine Dolchspitze unter meinem Kinn. Ich

schrie auf und stellte mich auf die Zehenspitzen. So stand ich vor den beiden, aufrechter als je zuvor.

Der Mann trat zurück und begann, begleitet von dem anderen, um mich herumzugehen. Sie schienen sich über mich zu äußern – in einer Sprache, die ich nicht verstand. Ich zitterte. Es dauerte mehrere Minuten, bis die beiden ihre Inspektion beendet hatten. Sie beeilten sich nicht.

Ich spürte das Gewicht des Kragens; die Kette drückte gegen meine Brust.

»Bitte«, flüsterte ich, ohne die Haltung zu verändern.

Der Bärtige trat vor und versetzte mir plötzlich mit der rechten Hand eine heftige Ohrfeige. Ich hatte das Gefühl, daß mir der Kopf explodierte. Ich schmeckte Blut auf den Lippen.

Der Mann bellte ein Kommando. In meiner Panik wußte ich nicht, was ich tun sollte. Unwillkürlich fragte ich mich, wie es um die Frauen auf dieser Welt bestellt sein mochte – auf einer Welt, da es solche Männer gab.

Meine Haare sind dunkelbraun – von der Farbe, die auch meine Augen haben. Meine Haut ist hell, ich bin etwa einsfünfundsechzig groß und wiege ungefähr hundertundzehn Pfund. Meine Figur ist nicht auffällig, aber doch sehr gut.

Ich heiße Judy Thornton, bin Dozentin für Englisch und habe auch ein bißchen Lyrik veröffentlicht.

Nackt und angekettet kniete ich nun vor den beiden Barbaren und hatte entsetzliche Angst. Ich mußte niederknien und die Beine spreizen, und die Männer blickten auf mich herab.

Ich wagte kaum zu atmen, aus Furcht, wieder geschlagen zu werden. Ich wußte nicht, wozu diese unberechenbaren Männer fähig waren. Ich beschloß, ihnen keinen Grund zum Zorn zu geben.

Die Männer musterten mich eingehend, und der Bärtige sagte etwas Unverständliches. Mit dem Speer-

schaft zwängte er schließlich meine Knie noch weiter auseinander. Unwillkürlich stöhnte ich auf, in dieser Position fühlte ich mich absolut hilflos. Wie ich später erfahren sollte, kniete ich so in der Haltung einer go-reanischen Vergnügungssklavin.

Die beiden Ungeheuer wandten sich von mir ab und machten sich in der Nähe des Felsens zu schaffen. Anscheinend suchten sie etwas.

Nach einer Weile kam der Bärtige zu mir. »Bina?« fragte er aufgebracht. »Bina, Kajira? Var Bina?«

»Ich weiß nicht, was Sie wollen«, flüsterte ich. »Ich verstehe Sie nicht.«

Offenbar fragte er mich nach dem gesuchten Gegenstand.

Plötzlich versetzte er mir mit dem Handrücken einen brutalen Schlag ins Gesicht. Ich war außer mir vor Entsetzen über die Rücksichtslosigkeit dieses Verhaltens und kämpfte gegen die Bewußtlosigkeit. Galt diesem Vieh eine Frau nichts? Er zerrte mich an der Kette hoch und vergrub seine Hände in meinem Haar. »Var Bina, Kajira?« rief er.

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen!« schrie ich verzweifelt. Der Schmerz war unglaublich. Meine zarten Finger vermochten gegen seine breiten Hände nichts auszurichten.

Er warf mich kettenrasselnd zu Boden. Entsetzt lag ich vor ihm. »Bitte schlagen Sie mich nicht!« rief ich. »Bitte!« Ich bedeckte den Kopf mit den Händen.

Zornig stand er über mir. Ich wagte nicht aufzublicken, sondern schluchzte vor mich hin.

Plötzlich sagte der andere Mann etwas und stieß mich mit dem Speerschaft an.

Ich richtete mich auf Hände und Knie auf und nahm die knieende Position wieder ein.

Die beiden Männer berieten sich. Zu meinem Entsetzen kam der Bärtige wieder auf mich zu. Er hockte sich vor mir nieder und zog den etwa sieben Zoll langen

zweischneidigen Dolch aus der Scheide. Der andere Mann stellte sich hinter mich und zog mir den Kopf zurück.

»Nein!« flehte ich. »Nein!«

»Var Bina, Kajira?« fragte der Bärtige. »Var Bina?«

»Bitte!« flüsterte ich. Ich hätte alles getan für diese Männer. Ich hätte ihnen alles gesagt, was ich wußte, nur hatte ich keine Ahnung, was sie wollten. Ich konnte ihnen die gewünschte Information nicht geben.

»Töten Sie mich nicht!« flehte ich. »Ich tue alles, was Sie wollen! Behalten Sie mich als Gefangene! Bin ich nicht schön? Könnte ich Ihnen nicht zu Diensten sein? Ihre Sklavin? Bitte!«

Ich erbehte, wurde mir doch erst in diesem Augenblick klar, was ich da Schreckliches sagte. »Ich will Eure Sklavin sein, Ihr Herren!« stöhnte ich mein Elend hinaus. Ich wußte es nicht, doch diese beiden Männer, reiche und mächtige Herren, verfügten über viele Frauen, die von gleichem oder größerem Reiz waren als ich. Auf der Erde hatte ich als Schönheit gegolten, während auf Gor – das sollte mir später aufgehen – Mädchen wie auf den Märkten für eine Handvoll Kupfertarsks den Besitzer wechselten. Ich war nichts Besonderes. Auf dem Elite-College war ich das schönste Mädchen der Unterstufe gewesen; im Jahrgang über mir hatte es nur ein Mädchen gegeben, das als schöner gegolten hatte als ich, die hübsche Elicia Nevins, eine Anthropologiestudentin. Wie ich diese Rivalin gehaßt hatte!

Ich spürte die Schneide des Dolches auf meiner Haut. Ich spürte Hand und Arm des Mannes. Mein Leben sollte zu Ende gehen! Ich sollte getötet werden, weil ich den Männern nichts mehr nützen konnte!

Doch die Klinge verhielt und entfernte sich wieder von meinem Hals. Der Bärtige blickte zur Seite, über die Ebene. Im gleichen Augenblick hörte ich es ebenfalls. Ein Mann sang unbeschwert vor sich hin, eine ins

Ohr gehende Melodie, in der sich die Tonfolgen laufend wiederholten.

Der Bärtige hob zornig den Kopf, steckte den Dolch fort und ergriff Schild und Speer. Der andere Mann blickte dem Wanderer entgegen, wobei er den Speer in der rechten Hand balancierte. Der Bärtige stand in der Nähe seines Helms.

Ich hockte auf allen vieren im Gras. Der Schock hatte mir die Glieder gelähmt, ich mußte mich erbrechen. Ich zerrte hilflos an dem elenden Metallkragen. Wenn ich nur hätte fortlaufen oder wegkriechen können! Doch ich war angekettet.

Der dritte Mann näherte sich mit gleichmäßigen Schritten. Er machte einen gutgelaunten Eindruck. Er sang aus vollem Hals, als sei er an lange Wanderungen gewöhnt. Sein Haar war schwarz und lang. Auch er trug ein rotes Gewand und war ähnlich gerüstet wie die beiden anderen: mit einem kurzen Schwert an der linken Hüfte, einem kurzen Dolch und schweren Sandalen, die fast schon Stiefel waren. Über der linken Schulter trug er einen Speer, an dem ein Schild und ein Helm baumelten; über der rechten Schulter hing ein Beutel, in dem sich wohl seine Vorräte befanden; an seinem Gürtel war links hinter dem Schwert ein Sack befestigt, der vermutlich Wasser enthielt. Lächelnd kam er durch das hohe Gras näher. Auf den ersten Blick ähnelte er den beiden Männern, die mich mißhandelt hatten. Diese aber reagierten auf ihn, als seien sie über sein Erscheinen nicht sonderlich erfreut. Seine Tunika war etwas anders geschnitten; an der linken Schulter befand sich ein Zeichen, das sie nicht hatten. Die Unterschiede waren minimal, doch wer solche Details zu deuten verstand, konnte einiges daraus ableiten. Ich zog an der Kette. Niemand kümmerte sich um mich. Ohne die Kette hätte ich mich vielleicht davon schleichen können.

Etwa zwanzig Meter vor uns hörte der Mann zu sin-

gen auf und stand lächelnd im Gras. Er hielt den Speer mit den daran hängenden Gegenständen in der linken Hand und hob die Rechte zum fröhlichen Gruß, die Handfläche nach innen gerichtet, zum Körper.

»Tal, Rarii!« sagte er lächelnd.

»Tal, Rarius«, antwortete der Bärtige.

Der Neuankömmling löste den Wassersack von seinem Gürtel und ließ den Beutel von der Schulter gleiten.

Der Bärtige schwenkte zornig den Arm. Er befahl dem anderen zu verschwinden. Dabei deutete er auf sich und seinen Begleiter. Sie waren zu zweit! Der Neuankömmling lächelte, legte den Speer auf den Boden und löste Helm und Schild.

Der Bärtige setzte den Helm auf, womit sein Gesicht unkenntlich wurde.

Der Neuankömmling kam gelassen näher; dabei trug er den Schild am linken Arm und den Speer in der rechten Hand. Sein Helm hing an Schnüren, die er mit der Rechten hielt.

Wieder winkte ihn der Bärtige weiter. Daraufhin begann ein Palaver, von dem ich nichts verstand. Der dritte Mann äußerte sich in aller Ruhe. Einmal schlug er sich lachend auf die Schenkel. Der Zorn der beiden anderen steigerte sich noch mehr. Einmal schüttelte der Begleiter des Bärtigen seinen Speer.

Der Neuankömmling kümmerte sich nicht um ihn. Er blickte an den beiden Männern vorbei auf mich.

In diesem Augenblick wurde mir eine seltsame emotionelle und physische Reaktion bewußt, die ich eben erlebt hatte, als ich die Männer anflehte, mein Leben zu schonen und mich dafür zu unterwerfen. Bei allen Gefühlen des Entsetzens hatte ich – wie mir jetzt erst aufging – die seltsame und fast hysterische Freigabe einer Spannung, einer aufgestaunten Emotion empfunden. Ich hatte Dinge gesagt, von denen ich nie geglaubt hätte, daß sie mir je über die Lippen kommen

würden. Daß ich voller Todesfurcht gewesen war und um jeden Preis hatte weiterleben wollen, war Anlaß und Rechtfertigung für mein Flehen – diese Angst war aber keine Erklärung für mein uneingeschränktes Nachgeben, für das Durchbrechen von Beschränkungen, die mir bisher auferlegt gewesen waren, für das sturzflutartige Entzücken, die Hingabe, die Kapitulation vor meiner Angst und vor meinen Instinkten. Es war, als hätte ich durch mein Flehen um Unterwerfung unsichtbare Ketten abgeworfen, die bisher verhindert hatten, daß ich zu mir selbst fand. Aber auf welche Weise? fragte ich mich erschrocken. Durch Preisgabe meiner selbst und meiner Selbstachtung. Meine Gefühle waren aber nicht nur von Entsetzen bestimmt gewesen; sie hatten auch Elemente der Freude, der Befreiung enthalten – und ich war seltsamerweise auch sexuell erregt gewesen. Nie zuvor hatte ich dermaßen erotisch reagiert wie in jenen unglaublichen Sekunden.

Ich betrachtete den Neuankömmling, der mich mit offensichtlichem Interesse musterte. Ich erschauerte. Nackt und angekettet stand ich vor ihm und spürte plötzlich die Hitze des Verlangens. Vielleicht hatte er die Körper vieler Frauen studiert. Jedenfalls grinste er mich wissend an. Zornig errötete ich unter seinem kühn-abschätzenden Blick und senkte den Kopf. Wofür hielt er mich? Für eine angekettete Sklavin, deren Schönheit dem Stärksten gehörte, dem Manne, der das schnellste Schwert führte?

Der Neuankömmling begann zu sprechen und deutete auf mich. Der Bärtige und sein Begleiter reagierten zornig. Der dritte Mann forderte mich! Er wollte mich haben! Er forderte die anderen auf, mich ihm zu überlassen! Welche Kühnheit! Wie sehr ich ihn in diesem Augenblick haßte, wie sehr ich mich zugleich freute! Die Männer lachten. Ich hatte Angst. Sie waren zu zweit! Er sollte fliehen! Er sollte um sein Leben rennen!

»Kajira canjellne!« sagte der Neuankömmling und

deutete mit dem Speer auf mich. Sein Blick aber war auf die beiden Männer gerichtet. Dann trat er einige Schritte zurück, hockte sich hin, riß einen Grashalm aus und begann darauf herumzukauen.

Der bärtige Mann kam auf mich zu. Aus seiner Tunika nahm er zwei schwarze geflochtene Leder Schnüre, mit denen er mir Hand- und Fußgelenke fesselte. Dann zerrte er mich am Haar empor und schob einen schweren Schlüssel in das Schloß des Kragens. Ich hörte es klicken, dann sprang das Metallband auf. Ich betrachtete das Gebilde. Wie vermutet paßte es zur Kette, ein schweres rundes Band aus schwarzem Eisen – wirksam, praktisch, beängstigend.

Ich war den Kragen los! Trotzdem konnte ich mich nicht rühren! Verzweifelt zerrte ich an meinen Fesseln.

»Kajira canjellne?« fragte der Bärtige. Es war, als wolle er dem Fremden Gelegenheit geben, es sich anders zu überlegen. Vielleicht hatte er sich geirrt? Vielleicht lag ein Mißverständnis vor?

Der Fremde hockte im Gras, den Schild neben sich, den Speerschaft in den Boden gestoßen, die Spitze zum Himmel zeigend. Man hatte ihn durchaus richtig verstanden. »Kajira canjellne«, sagte er.

Zornig zeichnete der andere mit der Speerspitze einen etwa drei Meter durchmessenden Kreis ins Gras und stieß mich hinein. Ich kniete im Kreis.

Dann begann ein Palaver, das wohl dazu dienen sollte, die Bedingungen festzulegen. Es dauerte nicht lange.

Der Fremde hatte sich ebenfalls aufgerichtet und setzte nun den Helm auf. Er befestigte seinen Schild, zog die kurze Klinge an seiner linken Hüfte ein Stück aus der Scheide und überzeugte sich auf diese Weise, ob die Waffe locker saß. Dann wog er den Speer in der rechten Hand. Das Ding hatte einen langen, schweren Schaft, etwa zwei Zoll dick und sieben Fuß lang; die Klinge war einschließlich Halterung zwanzig Zoll lang

und beidseitig scharf geschliffen; sie bestand aus Bronze. Angesichts der Solidität der Waffe, der geringen Schwerkraft und der Stärke des Mannes traute ich der Spitze eine große Durchschlagskraft zu; die Schilde wirkten zwar widerstandsfähig, konnten aber einen mit voller Kraft geführten Stoß sicher nicht abwehren, davon war ich überzeugt.

Die beiden Männer, die mich in der Gewalt hatten, sprachen sich kurz ab. Der Mann ohne Bart trat schließlich mit erhobenen Waffen vor. Die Entfernung zum Fremden betrug etwa vierzig Fuß.

Ich war vergessen. Ich kniete im Gras und versuchte mich vergeblich zu befreien. Es dauerte eine Weile, bis sich die Männer zu rühren begannen. Der Fremde lachte laut, hob den Speer und schlug mit dem Schaft gegen den Boden. »Kajira canjellne!« rief er.

Ich traute meinen Augen nicht. Er schien sich förmlich zu freuen! Die Aussicht auf einen Kampf stimmte ihn heiter! Was für ein schrecklicher Mann! Wie stolz, wie großartig!

Vorsichtig begannen sich die Männer zu umkreisen. Ich wartete angstvoll. Plötzlich gingen sie wie auf ein Signal hin brüllend aufeinander los.

Das Ritual des Speerwerfens hatte begonnen.

Der Speer des Mannes ohne Bart schien nach oben zu springen; die Spitze prallte von dem schräggehaltenen Schild des Fremden ab und bohrte sich gut hundert Fuß entfernt ins Gras. Der Speer des Fremden dagegen hatte den Schild des Bartlosen durchbohrt. Der Fremde hebelte die Waffe herum und riß auf diese Weise seinen Gegner, der sich nicht rechtzeitig aus den Schildgurten befreien konnte, hilflos vor sich zu Boden. Der Fremde hatte blitzschnell die Klinge gezogen, die sich nun auf den Hals des Gegners richtete.

Der Fremde stach allerdings nicht zu. Er durchtrennte die Schildgurte des Wehrlosen und befreite sei-

nen Arm. Dann warf er ebenfalls den Schild fort. Mit blankem Schwert wartete er auf den Angriff.

Der andere stemmte sich auf und sprang hoch. Er war außer sich vor Zorn. Sein Schwert zuckte aus der Scheide. Er attackierte den Fremden. Der Kampf begann.

Heftig, doch wohlberechnet waren die Hiebe. Vor und zurück wogte die Auseinandersetzung. Was für Männer waren dies? Warum flohen sie nicht entsetzt vor solchen Klingen? Doch sie hieben stur aufeinander ein, um Leben und Tod. Wie sehr ich solche Männer fürchtete und noch immer fürchte! Was bleibt einer Frau anderes übrig, als vor Wesen dieser Art zu ver-zagen?

Einer der Kämpfer zuckte ächzend zurück, drehte sich zur Seite, brach in die Knie, fiel auf die Seite. Zusammengekrümmt lag er da, die Hände gegen den Bauch gepreßt, die Klinge im Gras. Er begann zu bluten.

Der Fremde trat mit befleckter Klinge zurück. Sein Blick suchte den Bärtigen.

Dieser hob Schild und Speer. »Kajira canjellne!« sagte er und machte Anstalten, seinen Speer aus dem Schild des Verwundeten zu ziehen. Im gleichen Augenblick stieß der Bärtige einen lauten Schrei aus und stürzte sich mit erhobenem Speer auf den anderen.

Ehe ich aufschreien konnte, hatte der Fremde reagiert; aus seiner gebückten Stellung heraus ließ er sich zur Seite rollen, sprang im Bruchteil einer Sekunde hoch und erwartete den anderen. Als mein Schreckenschrei schließlich doch ertönte, war die Speerspitze des Bärtigen bereits links am Helm des Fremden vorbeigefahren. Der Fremde war zur Seite gesprungen; zum erstenmal schien er sich über etwas zu ärgern. Der Speer des Bärtigen bohrte sich tief ins Gras. Mit gezogenem Schwert stand er nun dem Fremden gegenüber. Kaum war der Stoß vorbeigegangen, da hatte er den Speer

auch schon losgelassen und war herumgewirbelt, um sein Schwert zu ziehen. Der andere hatte die Gelegenheit aber nicht genutzt. Er wartete in Lauerposition und machte eine Geste mit seiner Klinge, zum Zeichen, daß der Kampf nun beginnen könne.

Mit einem Wutschrei sprang der Bärtige los, den Schild vorstoßend, das Schwert tief haltend. Der Fremde stand aber nicht mehr an Ort und Stelle. Noch zweimal griff der Bärtige an, und jedesmal wich der andere geschickt aus. Beim viertenmal huschte der Fremde sogar links hinter seinen Angreifer und richtete die Klinge auf seine Achselhöhle. Der Bärtige erstarrte. Das Schwert des Fremden bewegte sich, durchschnitt die Schildgurte des Bärtigen. Der Schild fiel zu Boden, kippte um, wackelte ein wenig und lag schließlich still, die konkave Innenseite nach oben gerichtet. Ich sah die durchtrennten Bänder.

Die beiden Männer starrten sich an und begannen zu kämpfen.

Erst in diesem Augenblick ging mir auf, mit welcher Geschicklichkeit der Fremde kämpfte. Keinen Augenblick lang ließ er seinen Gegner merken, wie gut er wirklich war – der Bärtige lief ihm immer wieder in die Falle. Viermal unterlief der Fremde die Abwehr des anderen und richtete seine Klinge auf Brust oder Hals, verzichtete aber auf den tödlichen Hieb oder Stich. Er drängte den Bärtigen zurück, bis dieser den liegenden Schild hinter den Füßen spürte, stolperte und dann hilflos vor dem Angreifer im Gras lag. Verächtlich trat der Mann zurück, und der Bärtige rappelte sich wieder auf.

Schließlich nahm er seine Klinge und stach sie tief ins Gras. Dann betrachtete er den Fremden.

Dieser ließ das Schwert in die Scheide gleiten. Der Bärtige lockerte seinen Gürtel und ließ ihn samt Dolch ins Gras fallen. Dann ging er langsam zu seinem Begleiter und entwaffnete ihn ebenfalls. Der Mann preßte

seine blutige Tunika auf die Wunde. Der Bärtige zerrte den anderen hoch, stützte ihn und entfernte sich langsam vom Ort des Geschehens.

Der Fremde blickte den beiden nach, bis sie in der Ferne verschwanden.

Nach einiger Zeit machte er sich daran, seinen Speer von dem durchstoßenen Schild zu lösen; schließlich preßte er ihn wie eine Standarte mit dem Heft voran in die Erde und lehnte seinen Schild daran.

Dann erst wandte er sich zu mir um.

Langsam kam er auf mich zu. Angst stieg in mir auf. Er mußte doch mein Entsetzen spüren! Wurde es nicht sichtbar in meinem gefesselten Körper, in meiner Verwundbarkeit? Ich wartete darauf, daß er ein freundliches Wort sagte, irgend etwas, das mich beruhigen konnte, das meine Befürchtungen eindämmte. Doch er schwieg.

Ich wagte den Kopf nicht zu heben. Warum sagte er nichts zu mir? Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, daß er den Helm abnahm und ins Gras fallen ließ.

Dann spürte ich seine Hand im Haar, nicht grausam, sondern fest und gleichgültig, als betastete er die Mähne eines Pferdes. Er zerrte meinen Kopf zurück, bis ich rückwärts geneigt vor ihm hockte, erschreckt in den Himmel blickend. Er betrachtete mich, dann warf er mich auf die Seite und streckte mich aus. Er ging um mich herum und betrachtete mich. Er trat gegen meine Zehen, bis sie nach unten zeigten. Er hockte sich neben mich, rieb mit der Hand über die Abschürfungen an meinem Hals. Er befühlte meine Oberarme und meine Finger. Seine Hände strichen mit fester Bewegung über meinen Körper, als wollte er meinen Atem erspüren. Er bewegte meine Beine.

Noch nie hatte mich ein Mann so schamlos berührt, kein Mann von der Erde hätte es gewagt, so mit einer Frau umzugehen. Er untersuchte sogar meine Zähne! Mich entsetzte die Rücksichtslosigkeit, mit der er mich

befühlte. Hielt er mich denn für ein Tier? Für ein bloßes Besitzstück?

Schließlich stand er über mir und betrachtete mich.

Ich überlegte mir, wie ich für ihn wohl aussehen mochte. Während der Untersuchung hatte ich seine unglaubliche Männlichkeit gespürt, sein tierisches Mannsein, so anders als die entartete, verkrüppelte Sexualität, wie sie bei den Männern der Erde zu finden ist. Zum erstenmal in meinem Leben glaubte ich zu verstehen, was das Wort ›Mann‹ bedeutete – und stellte mir gleich darauf die beunruhigende Frage, wie es dann wohl mit dem Begriff ›Frau‹ stand.

Er sagte etwas zu mir. Ich spürte seinen Atem im Gesicht und begann zu zittern. »Bitte«, sagte ich. »Ich spreche Ihre Sprache nicht. Bitte lösen Sie meine Fesseln.«

Schließlich zerrte er mich an den Armen hoch und blickte mir in die Augen. Ich reichte ihm nur bis zur Brust, deren Umfang mich faszinierte. Wieder fragte er etwas, und ich stammelte: »Ich verstehe Sie nicht.« Plötzlich begann er mich zu schütteln. Ich hatte das Gefühl, der Kopf würde mir abgerissen. Dann ließ er mich los. Da ich an Füßen und Händen gefesselt war, sank ich hilflos zu Boden. Schluchzend blickte ich zu ihm empor.

Im nächsten Augenblick zog er das Schwert aus der Scheide.

»Töten Sie mich nicht!« flehte ich. »Bitte töten Sie mich nicht!«

Die Klinge näherte sich. Mühelos durchtrennte die scharfe Kante meine Fußfesseln.

Dann wandte er sich ab, holte Beutel und Wassertasche und befestigte beides an seinem Gürtel. Er ergriff seinen Helm, ging zu dem Speer, machte Helm und Schild daran fest und legte sich diese Last über die Schulter. Ohne mich anzusehen setzte er sich in Marsch.

Ich blickte ihm nach. Dann rappelte ich mich auf, was mit gefesselten Händen gar nicht so einfach war. Ich sah mich am Ort des Geschehens um, ich betrachtete die zurückgebliebenen Schilde, die herumliegenden Waffen. Der Mann war bereits ein gutes Stück entfernt. »Verlassen Sie mich nicht!« rief ich. »Lassen Sie mich nicht allein!«

Ich verließ den Kreis, in dem ich mich aufgehalten hatte, und rannte ihm nach. »Bleiben Sie doch stehen!« rief ich. »Warten Sie! Bitte warten Sie doch!«

Keuchend eilte ich hinter ihm her, stolpernd, immer wieder fallend. »Bitte warten Sie!« rief ich.

Atemlos, stolpernd, mich aufraffend, so folgte ich ihm.

Einmal drehte er sich um und beobachtete mich. Schweratmend blieb ich stehen. Er wandte mir wieder den Rücken zu und ging weiter. Als ich nur noch zwanzig Meter von ihm entfernt war, drehte er sich wieder um. Sein Blick führte dazu, daß ich unwillkürlich den Kopf senkte. Er ging weiter, und kurz darauf hatte ich ihn eingeholt. Ich hielt mich etwa drei Meter hinter ihm. Als er sich das nächstmal umdrehte, kam er auf mich zu und blieb etwa einen Meter vor mir stehen. Ich stand starr, ohne den Blick zu heben. Das Bewußtsein seiner Nähe und meiner Nacktheit war überwältigend. Er legte mir einen Finger unter das Kinn und hob meinen Kopf. Als ich in seine Augen sah, wandte ich hastig den Blick ab. Zu meinem Entsetzen wollte ich, daß er mich reizvoll fand. Er betrachtete mich eine Minute lang, dann nahm er Schild und Helm und Beutel und Wassersack und band sie mir um den Hals. Ich drohte das Gleichgewicht zu verlieren, so schwer waren die Lasten. Dann marschierte er weiter. Schwerbeladen folgte ich ihm.

Ich wußte nicht, was mit mir geschah. Ich war angekettet und nackt auf einer fremden Welt erwacht. Männer, die den Schlüssel zu meinem Metallkragen be-

saßen, waren gekommen und wollten mich offenbar abholen. Aber wer hatte mich vorher dort abgesetzt? Was wollten sie von mir? Sie hatten mich ausgefragt und geschlagen. Ihre Forderungen kreisten um das oft gesprochene Wort ›Bina‹, das ich nicht kannte. Was bedeutete dieses Wort? Offenbar hatten die Männer erwartet, daß ich etwas bei mir hatte, etwas, das nun nicht mehr zu finden war. Vielleicht war ein wichtiger Plan durcheinandergebracht worden oder fehlgeschlagen. Ich wußte es nicht. Ich verstand überhaupt nichts. Es konnte genauso gut sein, daß noch alles nach Plan verlief. Vielleicht trug ich noch in diesem Augenblick ein Geheimnis bei mir, das die beiden Männer nicht kannten. Vielleicht waren sie von unvollständigen oder unrichtigen Informationen ausgegangen. Ich ahnte, daß ich eine wesentliche Rolle bei etwas spielte, von dem ich ansonsten nichts wußte. Weshalb sollte ich sonst auf diese Welt gebracht worden sein? Wenn ich lediglich als Frau hier abgesetzt worden war, zur Freude von Männern, ergab das gründliche Verhör der Männer keinen Sinn. Warum hätten sie dann Anstalten machen sollen, mich umzubringen?

Schließlich war der Fremde gekommen und hatte mich befreit.

Ich blickte zu den drei Monden empor. Ich folgte diesem Mann im hellen Schein der herrlichen Monde, ich trug seinen Schild, seine Vorräte, ich folgte ihm wie ein Lasttier, wie eine Gefangene, nackt und gefesselt – trotz allem erfüllte mich ein phantastisches Gefühl der Freiheit, der psychischen Erleichterung. Ich wäre am liebsten zu ihm gelaufen und hätte den Kopf an seine Schulter gelegt.

Stundenlang marschierten wir durch das Grasland.

Von Zeit zu Zeit stürzte ich, doch er blieb nicht stehen. Taumelnd kam ich immer wieder hoch und hastete hinter ihm her. Schließlich konnte ich nicht wei-

ter. Mein Körper war solche Belastungen nicht gewöhnt; ich war ja nur ein Erdenmädchen. Mein Atem kam stoßweise, meine Beine zitterten. Ich lag im Gras und konnte mich nicht mehr rühren. Nach einer Weile spürte ich ihn neben mir stehen und auf mich herabblicken. Ich blickte empor und versuchte zu lächeln. »Ich kann nicht mehr«, sagte ich. Er mußte meine Erschöpfung sehen, meine Hilflosigkeit. Ich konnte mich nicht einmal mehr bewegen! Ich sah, wie er den Gürtel lockerte. Verzweifelt rappelte ich mich auf. Er sah zornig aus. Er hätte mich geschlagen! Er machte den Gürtel wieder zu und wandte sich ab. Ich folgte ihm.

Gegen Morgen überquerten wir einige Bäche. Das Wasser umspielte eiskalt meine Beine. Die Bäche waren von Unterholz und Bäumen gesäumt. Auf der Ebene erhoben sich einzelne Baumgruppen. Etwa eine Stunde vor Beginn der Morgendämmerung blieb er plötzlich stehen. Wir befanden uns an einem Wasserlauf zwischen Bäumen. Er nahm mir Beutel, Wassersack und Schild ab. Ich ließ mich unter den Bäumen ins Gras sinken, rieb mir kurz die Handgelenke und verlor das Bewußtsein. Nach kurzer Zeit wurde ich wacherüttelt. Eine Hand schob mir kleingeschnittenes Trockenfleisch in den Mund. Auf der Seite liegend kaute und schluckte ich. Erst jetzt ging mir auf, wie hungrig ich war. Gleich darauf zog er mich in eine sitzende Position hoch und schob mir die Spitze des Wassersacks in den Mund, wobei mich seine andere Hand im Rücken stützte. Gierig trank ich. Er gab mir ausreichend zu trinken. Dann hob er mich mühelos hoch und trug mich zu einem Baum. Noch während er meinen rechten Fuß an den Baum band, überwältigte mich die Erschöpfung.

Ich glaubte in meinem weichen Bett zu liegen und reckte mich in der angenehmen Wärme.

Plötzlich erwachte ich. Ich lag in einem Dickicht auf einer fremden Welt. Es war warm, und die Sonne schimmerte durch die Äste der Bäume. Ich betrachtete meine Handgelenke, die ohne Fesseln waren. Sie wiesen tiefe Druckstellen auf, die von den Lederriemen herrührten. Ich rieb meine Haut und sah mich um. Mit dem rechten Fuß war ich an einen kleinen Baum gebunden. Ich richtete mich auf, lehnte mich mit dem Rücken dagegen und beobachtete den Mann, der ein Stück entfernt im Schneidersitz hockte und seine Schwertklinge mit Öl einrieb.

Er beachtete mich nicht im geringsten. Er mußte mein Erwachen, meine Bewegungen gespürt haben; trotzdem schenkte er mir keinen Blick. Ich war zornig, war ich es doch nicht gewöhnt, ignoriert zu werden, und schon gar nicht von einem Mann!

Der Bursche war nicht unansehnlich. Ich fragte mich, ob ich auf eine interessante Beziehung mit ihm hoffen konnte. Natürlich mußte er es lernen, mich als Frau zu respektieren.

Er wischte die Klinge mit einem Tuch ab und schob Tuch und Ölbläschen in seinen Beutel zurück. Dann wischte er sich an Gras und Tunika die Hände ab und ließ das Schwert in die Scheide gleiten. Dann erst sah er mich an.

Ich lächelte. Ich wollte mich mit ihm anfreunden. Er schlug sich aufs rechte Bein und deutete darauf. Ich löste nicht ohne Mühe den Knoten, der mich an den Baum fesselte und reichte ihm schließlich das weiche Lederband, das er wieder in seinen Beutel steckte. Dann bedeutete er mir, die Haltung einzunehmen, die ich tags zuvor schon gelernt hatte, mit gespreizten Beinen auf den Hacken sitzend, den Rücken durchgedrückt. Wie konnte ich in dieser Position Freundschaft mit ihm schließen? Wie konnte ich ihn dazu bringen, mich als selbständige Persönlichkeit zu sehen, solange ich hilflos vor ihm hockte?

Ich beugte mich vor und packte mit den Zähnen das Stück Fleisch, das er mir reichte.

Ich fühlte mich denkbar elend. Ich durfte nicht einmal allein essen!

Als ich das Fleisch hinuntergeschlungen hatte, gab er mir wieder zu trinken.

Er mußte begreifen, daß ich ein gleichgestellter Mensch war! Ich löste mich aus der Stellung, die er mir befohlen hatte, setzte mich mit angezogenen Knien vor ihn ins Gras. »Sir«, sagte ich. »Ich weiß, Sie verstehen meine Sprache nicht, und ich kenne die Ihre nicht – aber vielleicht verrät meine Stimme Ihnen etwas von meinen Gefühlen und meiner Stimmung. Gestern haben Sie mir das Leben gerettet. Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.«

Im nächsten Augenblick hatte ich das Gefühl, der Kopf fliege mir davon, mit solcher Schnelligkeit und Kraft schlug seine offene Hand zu. Ich wurde ein Stück zur Seite geschleudert und erbrach mich ins Gras; im ersten Augenblick vermochte ich nichts zu erkennen. Schwärze umgab mich, durchschossen von Lichtern und Funken. Ich schüttelte den Kopf und ließ mich auf die Seite fallen.

Dann ertönte ein Kommando, das ich bereits kannte. Ich hatte es gestern gehört. Hastig nahm ich die Stellung ein, die ich zu verlassen gewagt hatte. Voller Entsetzen kniete ich vor dem mächtigen Mann.

Blut rann mir über das Kinn. Mein Herz klopfte wild. In diesem Augenblick ahnte ich nicht, wie schlimm der Verstoß war, den ich begangen hatte, wie leicht ich davongekommen war. Ich hatte ohne Erlaubnis gesprochen und ohne Erlaubnis die Position verändert.

Ich kniete vor dem Mann, der mit gespreizten Beinen und verschränkten Armen dand. Ich gab mich keiner Täuschung mehr hin, daß er mich als Gleichgestellte behandeln würde. Die Ironie dieser Illusion war

mir inzwischen klar angesichts der unüberwindlichen biologischen Realität, die er mir aufgezwungen hatte. Ich mußte an die Rituale der Beherrschung und Unterwerfung denken, wie sie im Reich der Tiere praktiziert werden; nie zuvor hatte ich diese Worte so klar begriffen. Ich hatte Angst.

Zu meiner Erleichterung wandte er sich ab. Trotzdem rührte ich mich nicht. Es war später Nachmittag. Er legte sich zum Schlafen nieder, und noch immer veränderte ich meine Stellung nicht. Er hatte es mir nicht erlaubt. Vielleicht wollte er mich strafen. Ich wußte es nicht. Ich hatte große Angst vor ihm.

Etwa zwei Stunden später, am frühen Abend, erwachte er und sah mich an. Ich hatte mich nicht gerührt. Er nahm Beutel und Wassersack auf und befestigte sie an seinem Gürtel. Dann hängte er sich das Schwert über die Schulter, setzte den Helm auf und ergriff Schild und Speer. Ich sah ihn an. Sollte ich diese Lasten nicht mehr für ihn tragen?

Mit einem Fingerschnipsen und einer Kopfbewegung befreite er mich aus meiner Position. Dankbar bewegte ich meinen Körper und reckte mich wie eine Katze. Ich errötete, als ich seinen kritischen Blick bemerkte, und hielt inne. Er gab mir ein kurzes Kommando, und ich machte weiter. Ich rieb mir die Beine, um die Zirkulation anzuregen, massierte die verkrampften Muskeln. Dabei war ich mir bewußt, daß ich mich doch irgendwie anders bewegte, als wenn ich allein gewesen wäre.

Schließlich legte ich mich im Gras zurück und blickte zum Himmel auf. Es war inzwischen dunkler geworden. Der Mann, in dessen Begleitung ich war, in dessen Gewalt ich mich befand, hatte das Dickicht verlassen. Ich hatte keine Sorge, daß er nicht zurückkommen würde. Er war nicht zornig auf mich gewesen. Außerdem hatte ich den Blick bemerkt, mit dem er mich gemustert hatte.

Auf der Erde waren junge Männer für mich wenig interessant gewesen – bis auf die Bewunderung, die sie mir entgegenbrachten. Obwohl ich oft ausgegangen war, hatte ich mich ziemlich zurückgehalten. Für wilde Parties hatte ich nicht viel übrig gehabt; und es machte mir keine Mühe, die Burschen auf Abstand zu halten. Bei der geringsten Abwehr ihrer Avancen stotterten sie, erröteten, entschuldigten sich. Ob ich wütend sei? Könne ich noch einmal verzeihen? Würde ich noch einmal mit ihm ausgehen?

Ich dachte an den Fremden und lachte leise. Er war kein grüner Junge. Jungen Männern hatte ich mich stets überlegen gefühlt – was bei diesem starken Mann wahrlich nicht der Fall war. Er hielt das Szepter in der Hand. Ein leises Kommando genügte, und ich beeilte mich, ihn zu bedienen. Wie wütend und eifersüchtig wären die naiven jungen Männer von der Erde gewesen, hätten sie gesehen, wie das hochmütige schöne Mädchen, das sie nicht beeindruckten oder für sich interessieren konnten, auf das Fingerschnipsen eines anderen Mannes reagierte, eines echten Mannes!

Ich war hochnäsig und selbstgefällig gewesen und hatte mich für zu gut gehalten. Jetzt beherrschte mich die Angst, daß ich diesem Manne mißfallen könnte.

Ich ahnte seine Rückkehr, rollte hastig herum und stützte mich auf den Ellbogen. Er stand dicht vor mir.

Er bedeutete mir aufzustehen. Ich gehorchte. Er hatte sich auf seinen Speer gestützt und kümmerte sich nicht weiter um mich. Ich war einfach vorhanden, seinem Willen unterworfen.

Nach einer Weile wanderte er auf der kleinen Lichtung herum und verwischte mit dem Fuß unsere Spuren. Wir hatten kein Feuer angezündet.

Ich beobachtete ihn, während sich meine Gedanken überstürzten. Im Gegensatz zu gestern war er nicht bei Tageslicht gewandert, sondern hatte den Tag auf der

winzigen Lichtung verbracht, die ringsum von Bäumen eingeschlossen war. Er hatte kein Feuer angezündet. Dies und die Tatsache, daß er unsere Spuren beseitigte, brachte mich auf den Gedanken, daß wir uns vielleicht in feindlichem Gebiet befanden, bei Menschen, die uns nicht wohlgesonnen waren. Ich erschauerte und sah mich besorgt in den Schatten um. Lauereten hier womöglich seine Feinde, bereit, uns zu überfallen? In einem Busch raschelte etwas, und ich hätte vor Angst beinahe aufgeschrien. Ich kauerte mich zusammen, sank auf die Knie und versuchte mich an seinem linken Bein festzuhalten, doch er schob mich mit dem Speerschaft von sich. Daraufhin hielt ich mich dicht hinter ihm. Hätte ich eine kleine Waffe besessen, etwa eine Pistole, wäre meine Angst gleich viel geringer gewesen. Doch hier standen nur die Kraft und die Geschicklichkeit des Mannes zwischen mir und dem unbekannten Wesen, das sich da wenige Fuß entfernt im schwarzen Gebüsch regte. Ich war völlig auf diesen Mann angewiesen. Ich brauchte ihn.

Meine Hand fuhr an den Mund. Ich sah das Geschöpf aus dem Gebüsch kommen. Wegen seiner schlangenähnlichen Bewegungen hielt ich es im ersten Augenblick für ein Reptil, aber das war ein Irrtum. Dann hatte ich den Eindruck, daß es sich um eine Riesenechse handelte. Im nächsten Moment fiel Mondlicht auf das Wesen, und ich sah keine Schuppen, sondern ein gestreiftes Fell. Das Licht fing sich in den Augen, die kupfern blinkten. Das Wesen fauchte, und ich hielt den Atem an. Es hatte sechs Beine, war etwa zwanzig Fuß lang und wog an die tausend Pfund. Zischend kam es näher.

Der Mann redete beruhigend auf das Ungeheuer ein, hielt aber die Speerspitze auf den mächtigen Schädel gerichtet. Das Wesen umkreiste uns, und der Mann drehte sich mit kampfbereit erhobenem Speer in die gleiche Richtung, während ich mich hinter dem Kämp-

fer hielt. Dann verschwand das Biest wieder in den Schatten, und ich sank beidend zu Füßen des Mannes nieder. Sein Verhalten deutete nicht gerade darauf hin, daß er das Biest gefürchtet hatte. Damit meine ich nicht nur, daß er mutig war, sondern ich sollte später erfahren, daß er die Gewohnheiten dieser Tiere kannte. Das Monstrum hatte es nicht auf uns abgesehen. Üblicherweise schleicht so ein Tier, Sleen genannt, sein Opfer unbemerkt an und schlägt urplötzlich zu. Dieses Tier hatte eine andere Witterung in der Nase gehabt, vielleicht einen Tabuk, eines jener kleinen einhornigen antilopenähnlichen Wesen, von denen es normalerweise lebt. Wir hatten den Sleen lediglich gestört. Er ist ein ausdauernder Jäger und wird gezähmt oft als Spurensucher eingesetzt.

Ich hatte nicht geahnt, daß es solche Tiere gab. Plötzlich war mir klar, wie gefährlich die Welt war, auf der ich mich befand. Ich war völlig wehrlos. In einer solchen Umgebung brauchte ich einen starken Mann als Beschützer. Ich blickte zu ihm auf. Er mußte für mich eintreten. Für seinen Schutz war ich bereit, jeden Preis zu zahlen. Seine Augen ließen erkennen, daß er jeden Preis fordern würde, der ihm gefiel. Wie sehr schockte mich eine Welt, auf der es solche Männer und solche Ungeheuer gab! Diese Welt heißt Gor.

Er bedeutete mir aufzustehen. Ich wich seinem Blick aus. In seiner Gegenwart machte ich zum erstenmal in meinem Leben überwältigende sexuelle Empfindungen durch. Ich wollte ihm zu Gefallen sein. Ja! Ist so etwas in einer solchen Situation vorstellbar? Daß ich, ein Mädchen von der Erde, hilflose Gefangene eines brutal-hübschen Barbaren, ihm als Frau gefallen wollte? Ja, es stimmt. Sie können mich dafür verachten, ich habe nichts dagegen. Ich schäme mich nicht. Mich erfüllten sogar eine unbestimmte Dankbarkeit für seine Stärke und Stolz darauf, obwohl mir zugleich bewußt

war, daß ich das hilflose Objekt war, an dem diese Stärke ausgeübt werden würde.

Ich fand diese Regungen zutiefst beunruhigend, doch gleichzeitig angenehm-aufwühlend.

Er hob den Kopf und blickte über mich hinweg in die Bäume. Am liebsten hätte ich ihn angefleht, mich an Ort und Stelle zu nehmen.

Er machte kehrt und verließ die Lichtung. Mit schnellen Schritten folgte ich ihm.

Wir gingen nicht weit.

Unterwegs begann ich meine Schwäche schon zu be-reuen. Wie sehr ich mich haßte! Ich mußte mich bemü-hen, stark zu sein. Fast hätte ich meine Identität und Integrität als Mensch aufgegeben! Ich, eine Frau von der Erde, hatte mir vorgestellt, mich diesem Mann hin-zugeben, einem grobschlächtigen Barbaren! Hatte ich alle Selbstachtung verloren? Hätte er mich vorhin auf der Lichtung nur an der Schulter berührt, wäre ich stöhnend zu seinen Füßen hingesunken. Ich war er-leichtert, daß ich dieser Erniedrigung entgangen war. Zugleich war ich zornig, daß er mich nicht genommen hatte. Waren ihm meine Gefühle gleichgültig? Übte ich keinen Reiz auf ihn aus?

Er drehte sich um und forderte mich mit einer Hand-bewegung zur Ruhe auf. Wir befanden uns am Rand einer Baumgruppe.

Aus der Dunkelheit näherten sich etwa zwanzig Fackeln. Ich hatte Angst. Ich wußte nicht, was für Männer das sein mochten.

In dem langen Zug machte ich etwa siebzig bis acht-zig Menschen aus. Auf jeder Seite schützten zehn Be-waffnete die Prozession; sie trugen die Fackeln. Fünf weitere Krieger bildeten die Vorhut, drei die Nachhut. Zehn bis zwölf Bewaffnete verteilten sich außerdem im Zug. Ich sah zwei Plattformen und weiter hinten einen Wagen. Die Plattformen waren weiß und ruhten auf den Schultern von je zehn Männern; der Wagen war

braun und wurde von zwei großen, zottigen ochsenähnlichen Tieren gezogen; zwei Männer führten diese Geschöpfe an den weit ausladenden Hörnern. Träger und Tierführer waren ähnlich gekleidet wie die Bewaffneten, die den Zug bewachten.

Die Prozession kam langsam näher. Der Mann, in dessen Gewalt ich mich befand, zog sich ein Stück zwischen die Bäume zurück; natürlich folgte ich ihm. Der seltsame Zug schien ihn nicht zu beunruhigen oder zu überraschen. Ich spürte, daß er damit gerechnet hatte, daß er vielleicht sogar darauf gewartet hatte, daß das Ziel seiner Wanderung diese Begegnung war.

Der Zug näherte sich den Bäumen. Ich bemerkte auf der ersten weißen Plattform fünf Frauen; auf der zweiten standen mehrere Truhen und Kästen, von denen einige mit schimmernden Stoffen bedeckt waren.

Im Wagen standen unter einer lockeren Plane weitere Kisten, die primitiver gestaltet waren, dazu Stangen und Zeltmaterial, Waffen und Behälter mit Wasser und Getränken.

Wir zogen uns noch tiefer ins Unterholz zurück. Der Zug würde dicht an uns vorbeikommen. Mein Herr hatte Schild und Speer abgelegt und sich links hinter mich gestellt. Seine Hände lagen auf meinen Oberarmen. Im Licht der Fackeln blickten wir dem Zug entgegen.

Ein Schauer überlief mich: es war ein barbarischer Anblick.

Wie anders die Menschen hier waren, auf dieser wilden, barbarischen Welt, die sich so sehr von der mir bekannten unterschied! Ich fragte mich, warum ich hierhergebracht worden war, was mir hier bevorstand.

Plötzlich hätte ich am liebsten losgeschrien, ein Impuls, der vielleicht von einer winzigen Bewegung meines Körpers begleitet wurde. Doch schon erstarrte ich wieder, denn sofort legte sich eine lange Klinge vor meine Kehle. Der Mann wußte, was in mir vorging.

Die Männer dort draußen, denen wir uns offenbar nicht zeigen sollten, konnten mich vielleicht retten! Auf keinen Fall konnten sie mich schlimmer behandeln als der rücksichtslose Kerl, der mich jetzt an sich preßte. Er war alles andere als ein Gentleman. Vielleicht war das bei den Männern dort draußen anders. Die Fremden konnten mich vielleicht zur Erde zurückbringen oder mich zu Leuten führen, die eine Rückreise arrangieren konnten.

Ich sah die Frauen auf der weißen Plattform. Sie waren herrlich gekleidet.

Offenbar behandelten diese Männer ihre Frauen mit dem nötigen Respekt – und nicht wie Tiere.

Doch nun preßte sich eine Hand auf meinen Mund, und ein Messer lag an meiner Kehle, und ich konnte keinen Laut von mir geben. Ich wehrte mich auch gar nicht gegen seinen Griff.

Die Vorhut der Prozession passierte uns, und gleich darauf schwankte die erste Plattform vorbei. Fünf Frauen saßen darauf, Mädchen. Vier trugen ärmellose weiße Gewänder von klassischem Zuschnitt. Sie waren unverschleiert und barfuß. Um ihren Hals trugen sie Metallkragen, die aus Gold zu bestehen schienen, und am linken Handgelenk ein weiteres Goldband. Sie knieten oder saßen am Fuße eines verzierten weißen Stuhls, in dem das fünfte Mädchen anmutig saß. Seine Züge waren nicht zu erkennen, denn es trug mehrere Schleier. Die Kostbarkeit der Gewänder faszinierte mich; die Stoffe schimmerten in changierenden Farben, und besonders an den Säumen schienen die verschiedenfarbigen Kleidungsstücke miteinander um den Blick des Beobachters zu wetteifern. Über den Roben, über der Kapuze lagen Medaillons und Bänder aus geschmiedetem Gold, behängt mit Edelsteinen. Die weißen Handschuhe des Mädchens waren mit goldenen Haken geschlossen. Unter dem Saum der innersten Robe lugten die Spitzen juwelenbesetzter goldener

Sandalen hervor, die im Fackelschein blitzten. Nur auf einer barbarischen Welt konnten Gewänder so kostbar, so farbenfroh sein.

Dann war die Sänfte meinen Blicken entschwunden, weitere Männer mit Fackeln marschierten vorbei. Die zweite Plattform war vollbeladen mit Kisten und Truhen, die durch Messingbeschläge verstärkt und deren Schlösser durch Ketten gesichert waren. Einige waren mit kostbaren Tüchern bedeckt, die im unruhigen Licht der Fackeln schimmerten.

Ich hielt die Prozession für einen Hochzeitszug. Die zweite Plattform enthielt die Geschenke, vielleicht sogar die Mitgift der Braut, während der folgende Wagen die Vorräte für die Begleitmannschaft transportierte. Offenbar handelte es sich um eine lange Reise. Die Braut und die Mädchen, die ich für ihre Zofen hielt, hatten einen weiten Weg zurückzulegen.

Nach kurzer Zeit verschwanden die Männer mit ihren Fackeln zwischen den Bäumen. Der Zug war vorüber.

Die Hand löste sich von meinem Mund. Das Messer verschwand. Die Knie zitterten mir, und ich wäre fast umgefallen. Er steckte das Messer fort, packte meinen Arm und drehte mich zu sich herum. Angstvoll senkte ich den Blick. Er wußte, daß ich hatte schreien wollen.

Er machte kehrt und verließ den Wald. Ich eilte ihm nach, erleichtert, daß er mich nicht geschlagen hatte. Ich glaubte zu wissen, wie ich mit diesem Mann umgehen mußte. Ich brauchte nur seiner Eitelkeit zu schmeicheln, brauchte ihm nur mit beruhigender Geste zu begegnen. Ich hielt mich für schlau – doch sollte ich bald erfahren, daß ich in diesen Dingen noch wenig Ahnung hatte.

Zornig kniete ich am Feuer und blies in die Flammen, die in der Schale flackerten. Funken sprühten und verbrannten meine Haut.

Eta schritt an mir vorbei. Ich haßte sie. Sie war dunkelhaarig und unglaublich schön. Das Haar fiel ihr bis zur Taille herab. Sie durfte Kleidung tragen, ich nicht. Ich beneidete sie um das ärmellose, kurze Gewand, das sie kaum verhüllte.

Abseits hockte ein Mann auf dem Boden und genoß ein starkes Getränk, das Paga genannt wurde. In seiner Nähe waren Speere zu einer Pyramide zusammengestellt, und an den schützenden Felsklippen lehnten Schilde. Wir befanden uns in einem bewaldeten Tal, von denen es in dieser Gegend viele gab. Ein Bach führte mitten durch das Lager. Das Lager wurde zu etwa zwei Dritteln durch die schützenden Felswände des Canyons begrenzt, der Rest wurde durch einen Wall abgeschnittener Dornendickichte abgeschirmt, der etwa acht Fuß hoch und zehn Fuß dick war, eine Schutzwehr gegen Tiere. Im eigentlichen Lager befanden sich einige Bäume, die zum Teil eine stattliche Höhe erreichten. Aus der Luft war das Lager kaum zu sehen; und vom Boden war es erst auszumachen, wenn man praktisch darüber stolperte. Mein Herr und ich waren nach etwa viertägiger Wanderung hier eingetroffen. In dieser Zeit hatte er nicht mit mir gesprochen, und ich war ihm in einigem Abstand gefolgt. Wie erleichtert war ich, daß er mich nicht zum Verkehr gezwungen hatte! Dennoch war mein Zorn von Tag zu Tag gestiegen. Ich schien Luft für ihn zu sein. Gefiel ich ihm nicht? Er hatte seine Gewalt über mich bisher nicht ausgenutzt. Was für ein Glück! Gleichzeitig är-

gerte ich mich darüber, haßte ihn sogar! Zuletzt waren wir wieder viel bei Tage unterwegs gewesen, wobei ich seinen Schild hatte tragen müssen. Offenbar hatten wir das feindliche Gebiet verlassen. Daß dieses Lager so geschützt war, hielt ich für eine übliche Vorsichtsmaßnahme bei Männern wie ihm.

Mit einem steifen Lederstück fächelte ich Luft in die Flammen. Aus den Kohlen ragte ein Eisen.

Eta ging zum zweitenmal an mir vorbei, sie trug jetzt ein schweres Fleischstück auf der Schulter, von dem ihr Fett ins Haar troff. Sie war eine langbeinige, sinnliche Dirne, die heiße Blicke zu werfen verstand. Sie war die Art Frau, von der die Männer der Erde nicht einmal zu träumen wagen. Zu den selbstbewußten goreanischen Männern, die gedankenlos mit ihr umsprangen, wie es ihnen gefiel, paßte sie aber recht gut.

Ich fand sie widerlich! Ich haßte sie!

Ich war seit etwas über zwei Tagen hier. Wir waren vor zwei Tagen gegen Abend im Lager eingetroffen. Als wir uns dem Ziel näherten, hatte mir mein Herr den Schild, den ich für ihn trug, wieder abgenommen. Man geht nicht unbewaffnet auf ein Lager zu, nicht einmal auf das eigene, weiß man doch nicht, was sich in der Zeit der Abwesenheit verändert hat.

Ich mußte mich hinknien und reglos hockenbleiben, während er das Lager erkundete. Kurz darauf kam er zurück und gab mir ein Zeichen. Daraufhin war er singend zum Lager marschiert, wobei er mit dem Schwert gegen seinen Schild schlug. Losungsworte wurden gerufen.

Von den Männern im Lager wurde er wie ein König empfangen; offenbar war er ihr Anführer. Die Männer stürmten auf ihn zu, brüllten, schlugen ihm auf die Schulter und lachten. Ich hielt mich erschrocken im Hintergrund. Im nächsten Augenblick war der Blick meines Herrn auf eine langbeinige Schönheit gefallen,

Eta, die schüchtern am Lagereingang stand, wo während der Tagesstunden die Dornbüsche zur Seite geschoben wurden. Mein Herr gab ihr ein Zeichen, daß sie sich ihm nähern dürfe. Strahlend war sie zu ihm geeilt und vor ihm niedergekniet. Auf ein Wort von ihm sprang sie auf, warf sich in seine Arme und küßte ihn. So etwas hatte ich noch nie gesehen – ein Kuß als sinnliche Ausdrucksform, die mich bis ins Mark erschütterte. Es war der Kuß zweier Liebender, die aber in einer ganz besonderen Abhängigkeitsbeziehung zueinander standen – der Mann, der besitzt, die Frau, die Besitztum ist.

Im nächsten Augenblick lachte er, stieß sie zur Seite und wandte sich in meine Richtung. Wie sehr ich mir wünschte, daß er mich so gehalten und geküßt hätte! Wie eifersüchtig ich war! Als mir klar wurde, daß alle mich anblickten, schreckte ich zusammen.

Die Männer und das Mädchen umringten mich und musterten mich unverschämt, warfen sich Bemerkungen über mich zu, als wäre ich auf dem Markt. Einige Kommentare, das spürte ich, waren nicht gerade schmeichelhaft, andere ziemlich abwertend. Als besonders grausam empfand ich das Gelächter. Oh, was spotteten die Männer über den Schatz, den mein Herr mit nach Haus gebracht hatte – über mich! Lachend schlug er nach ihnen. Die ganze Zeit über ließ das Mädchen seinen Arm nicht los, lächelte ihn an, küßte ihn, zog ihn von mir fort. Schließlich machte die ganze Gruppe kehrt und ging ins Lager. Ich blieb allein vor dem Eingang zurück, außer mir vor Zorn. Offenbar hatte man mich abgelehnt. Auf eine solche Behandlung war ich nicht vorbereitet gewesen. Ich spürte den Kies der Schlucht unter meinen bloßen Füßen, das Sonnenlicht, das von den Felsmauern zurückgestrahlt wurde. Ich ballte die Fäuste. Wofür hielten sich diese Barbaren? Doch als ich an Eta dachte, wurde mir klar, daß solche Schönheit auf dieser Welt nicht viel bedeutet.

Ich ging durch die Dickichtwand und kniete nieder. Ich wollte beschützt werden und etwas zu essen haben. Ich wollte jeden Preis bezahlen für mein Wohnrecht. Das hohe Dornendickicht wurde mit Hilfe von Hakenstangen hinter mir zugezogen. Ich war mit den Männern und dem Mädchen im Lager eingeschlossen.

Seither waren zwei Tage vergangen. Ich hatte viele niedrige Arbeiten verrichten müssen, was mir gar nicht schmeckte.

Ich mußte Feuer anmachen und beim Kochen helfen. Ich mußte mit bedienen und den Männern Wein und Paga einschenken, als wäre ich eine gemeine Dienstbotin. Hinterher mußte ich die nicht gegessenen Rest abräumen und Kelche und Teller säubern. Ich mußte zerrissene Kleidungsstücke flicken, wobei Eta meine fertige Arbeit einmal wieder auftrennte und mich zwang, eine geradere Naht zu machen. Ich mußte am Ufer des kleinen Baches Wäsche waschen; das Leinen wurde auf Felsen geschlagen und tüchtig durchgeknetet und mehrfach gespült. Außerhalb des Lagers schickte man mich zum Beerenpflücken und Holz sammeln. Bei diesen Ausflügen wurde ich von einem Mann begleitet. Auf der Erde hatte ich eine ziemlich geschützte Stellung im Leben innegehabt. Hier verrichtete ich nun primitive Arbeiten, die einer Judy Thornton nicht anstanden! Wenn keine Männer in der Nähe waren, verweigerte ich Eta zuweilen die Hilfe. Dann machte sie sich mürrisch allein ans Werk. In der Gegenwart von Männern wagte ich ihr nicht zu widersprechen. Ich fürchtete die Männer.

Es waren sechzehn Männer im Lager, mein Herr eingeschlossen. Während des Tages hielten sich allerdings selten mehr als vier oder fünf im Lager auf.

Mein Herr hatte mir persönlich aufgetragen, mich um das Feuer zu kümmern, in dem das Eisen erhitzt wurde. Ich wagte es nicht, ihm zu widersprechen.

Es überraschte mich nicht, daß für das Feuerbecken Kohlen zur Verfügung standen, hatte ich doch schon an meinem ersten Tag im Lager festgestellt, daß ausreichend Vorräte zur Verfügung standen. Offenbar handelte es sich um eine Art Vorratslager, das von Zeit zu Zeit aufgesucht wurde. In einer leicht zugänglichen Höhle standen mehrere Kisten, von denen nicht alle verschlossen waren. Ich entdeckte Flaschen mit Wein und Paga, Vorräte an Salz, Korn, Trockenfleisch und Gemüse; dazu Tuniken, Stoffe, Decken und Nähzeug, außerdem Werkzeuge und andere Gerätschaften, ferner Parfüms und Schmuck. Ich entdeckte eine Kiste mit Arzneimitteln und Bandagen, dahinter etliche Rollen aus Fellen und einen Kasten voller Lederwaren und Lederriemen verschiedener Länge. Mein Blick fiel auf zwei Peitschen. Wozu wurden sie gebraucht? Es gab keine Tiere im Lager.

Ein gutes Stück von meinem Feuer entfernt war Eta damit beschäftigt, das Fleischstück an einem Spieß zu rösten. Es duftete verführerisch, und mein Hunger regte sich.

Auch im Lager hatte ich nur die Brocken essen dürfen, die mein Herr mir reichte. Ich haßte ihn, hielt ihn aber zugleich für den attraktivsten Mann, den ich je gesehen hatte. Ich hoffte, daß er mir ein Stück des Bratens abgab.

Nach und nach waren die Männer ins Lager zurückgekehrt. Etwas abseits saßen zwei über einem Spielbrett voll hoher Figuren. Das Brett wies hundert Quadrate auf. Vier oder fünf Gestalten hockten im Kreis darum und beobachteten das Spiel. Andere saßen im Gras und unterhielten sich. Zwei tranken Wein. Einer bearbeitete seine Schwertscheide mit einem zierlichen kleinen Werkzeug. Ein anderer schärfte mit ruhigen Bewegungen seine Lanzenspitze. Mein Herr saß mit zwei Helfern über einer Karte, die auf den Boden gezeichnet worden war und besprach irgend ein Projekt.

Einmal hob einer der Männer den Blick und sah mich an, dann blickte er wieder auf die Karte.

Eta sumnte und sang vor sich hin, während sie den schweren Fleischbrocken wendete, dessen Fett zischend ins Feuer tropfte. Von Zeit zu Zeit blickte sie zu mir herüber. Ihr Lächeln gefiel mir ganz und gar nicht. Sie schien ungewöhnlich gut gelaunt zu sein, obwohl ich mich am Nachmittag mehrmals geweigert hatte, ihr zu helfen. Beim letztenmal hatte ich ihr beim Lederputzen helfen sollen, ein Ansinnen, das ich natürlich von mir wies. Solche Arbeit war nichts für mich! Schließlich war ich keine Köchin und kein Hausmädchen! Ich war Judy Thornton, die es gewöhnt war, selbst Dienstboten zu haben.

Ich verstand nicht, was mit dem Eisen geschehen sollte, das im Feuer lag. Es handelte sich eindeutig um eine Markierung, wohl um ein Brandeisen. Dabei gab es im Lager gar keine Tiere, die damit gezeichnet werden konnten. Ich hatte damit gerechnet, daß man ein Tier hereinbringen würde, das vielleicht gekauft worden war, doch es rührte sich nichts. Vielleicht wollte einer der Männer eines seiner Besitztümer kennzeichnen – einen Gürtel oder eine Waffenscheide oder das Leder eines Schildes. Ich hielt das für eine gute Idee.

Die Sonne war untergegangen. Bald war das Abendessen bereit. Die Kohlen im Becken glühten hell.

In der Nähe befand sich ein umgestürzter Baum mit weißer Rinde. Der Stamm war in etwa einem Meter Höhe abgebrochen und bildete eine leichte Schräge zum Boden.

Ich sah mich im Lager um und betrachtete die Männer. Es waren rauhe Kerle, die grausame Scherze liebten. Am Abend zuvor hatte ich mit Eta bedienen müssen, hatte Fleisch und Paga serviert. Jeden Kelch mußte ich mit den Lippen berühren, ehe ich ihn reichte. Nach dem Essen wurde Eta an Händen und Füßen mit

Glöckchen versehen. Einige Meter von ihr entfernt nahmen fünf Männer Aufstellung. Ein Schiedsrichter riß Eta das kurze Gewand vom Leib und verhüllte ihr Gesicht. An ihrem linken Schenkel machte ich ein Mal aus, das ich in der Dunkelheit aber nicht genau erkennen konnte. Schließlich wurden ihr die Hände auf dem Rücken gefesselt. Die Männer begannen Wetten abzuschließen.

Das Spiel heißt Mädchenjagd. Die Sklavin wird verschleiert, damit sie den Ausgang des Wettkampfes nicht beeinflussen kann. Den Männern wurden ebenfalls die Augen zugebunden. Eta stand absolut still; keines der Glöckchen an ihrem Leib war zu hören. Die fünf Wettstreiter wurden anschließend zur Freude der Zuschauer im Lager herumgeführt, im Kreis gedreht und an verschiedenen Stellen stehengelassen. Ich war entsetzt und aufgeregt zugleich.

Der Schiedsrichter rief ein Wort, das offenbar den Beginn anzeigte. Im gleichen Augenblick erhielt Eta einen Schlag mit einer Gerte, woraufhin sie aufschrie und ihre Ausgangsposition verriet. Mit klirrenden Glöckchen setzte sie sich in Bewegung. Die Männer näherten sich dem Geräusch. Eta blieb stehen. Sie verharrte in geduckter Haltung, die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Ob die dünne Gerte oft angewendet werden mußte, hing allein von der Geschicklichkeit des Mädchens ab. Nach den Regeln muß sie sich alle fünf Ihn, das sind knapp fünf Sekunden, mindestens einmal bewegen. Tut sie das nicht, etwa aus Angst oder weil sie sich verzählt hat, versetzt ihr der Schiedsrichter einen Hieb und identifiziert damit die Position des Mädchens. Kurz bevor die fünf Ihn vorüber waren, huschte Eta klirrend davon, genau zwischen zwei Männern hindurch.

Sie stellte sich geschickt an, doch die Männer verstanden sich auf das Spiel. Es dauerte nicht lange, da hatte es den Anschein, als wisse sie nicht mehr, in wel-

che Richtung sie sich wenden sollte. Die Männer umstanden sie stumm.

Blindlings rannte sie los – genau in die Arme eines blonden jungen Mannes, von dem auch ich mich am liebsten hätte fangen lassen. Mit einem Freudenschrei packte er sie, schleuderte sie ins Gras und warf sich auf sie.

Der Schiedsrichter klatschte dem Mann auf die Schulter. Die anderen Männer traten zurück. Zu meinem Entsetzen sah ich, daß Eta, die noch immer gefesselt und verhüllt war, im Gras vor aller Augen von dem Mann bestiegen wurde. Die Umstehenden brüllten vor Vergnügen.

Als der junge Mann mit ihr fertig war, stand er auf und entfernte seine Augenbinde. Die anderen Männer hoben ihre Kelche und prosteten ihm lachend zu. Eta lag auf der Seite im Gras.

Sie wirkte klein und hilflos, doch niemand kümmerte sich um sie. Meine arme Geschlechtsgenossin tat mir fürchterlich leid.

Der Schiedsrichter nahm ihr die Haube ab. Sie warf den Kopf zurück, schüttelte ihr Haar und atmete tief ein. Ihr Gesicht war gerötet. Seltsamerweise schien sie sich zu schämen. Sie setzte sich ins Gras und löste die Glöckchen von Händen und Füßen. Dann sah sie mich an.

Zornig erwiderte ich ihren Blick.

Sie lächelte, eilte zu mir und gab mir einen Kuß. Ich ignorierte sie.

Dann holte sie das schlichte Gewand, das ihr der Schiedsrichter vor dem Spiel abgenommen hatte. Sie zog es nicht wieder an, sondern trug es nachlässig in der Hand und legte sich meinem Herrn zu Füßen. Ich dachte an den Blick, den sie mir zugeworfen hatte. Es war der Blick einer Frau, die um ihre Reize weiß. Ich war zornig auf sie, zugleich erfüllte mich Neid.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Zwei Männer hatten das Fleisch samt Spieß vom Feuer genommen und zum Schneiden ins Gras gelegt. Ich war froh, daß wir nun bald essen würden.

Zwei andere Männer kamen zu mir und packten mich an den Armen. Rücksichtslos zerrten sie mich zu dem abgebrochenen Baum, der sich ganz in der Nähe befand. Sie warfen mich rücklings auf den liegenden Stamm, fesselten mir die Hände zusammen und banden mich mit gestreckten Armen fest. »Was tut ihr da?« rief ich. Ich konnte mich kaum noch bewegen. »Nein! Nein! Nein!«

Mein Herr war zu dem Feuerbecken gegangen, nahm einen Lederhandschuh aus dem Gras und zog das weißglühende Eisen aus den Flammen. »Nein!« Zwei kräftige große Männer hielten meinen linken Schenkel fest.

Ich starrte meinen Herrn ungläubig an. »Bitte nein!« schluchzte ich.

Hilflos gefesselt, wurde ich zur goreanischen Sklavin gestempelt.

Das Branden dauerte vermutlich nur wenige Sekunden, doch ich hatte das Gefühl, als ob sich das Eisen stundenlang in mein Fleisch grub. Ich konnte gar nicht wieder aufhören zu schreien. Ich war allein mit dem Schmerz, mit der Erniedrigung, mit dem erbarmungslos zischenden Gebilde, das mir entsetzlich weh tat. Ein Geruch nach verbranntem Fleisch stieg mir in die Nase. *Mein* Körper wurde mißhandelt! Doch ich vermochte das Bein nicht zu bewegen. Sauber und tief wurde das Zeichen eingebrannt, dann löste sich das Eisen von mir.

Die psychologische Wirkung dieses Ereignisses war unbeschreiblich. Der Schmerz war schlimm, erschien mir aber relativ unwichtig im Vergleich zu der unvorstellbaren Erkenntnis, die sich in mir ausbreitete. Mein Bein würde mir tagelang weh tun, ein Umstand, der

allerdings unwichtig und sogar trivial war. Dieses Zeichen in meinem Fleisch würde nicht wie der Schmerz verschwinden. Dieses Zeichen brandmarkte mich für alle Zeiten. Aber als was? Ich ahnte die Wahrheit. Dieses Zeichen, das wußte ich, trug eine durchgreifende Veränderung in mein Leben. Auf Gor begründete dieses Zeichen einen legalen Status. Wer dieses Zeichen trägt, ist ein Objekt ohne Rechte vor dem Gesetz, ganz zu schweigen von der zutiefst persönlichen und psychologischen Auswirkung auf das betroffene Mädchen. Ich war zwar noch an den Baum gefesselt und konnte mich kaum bewegen, doch ahnte ich schon in diesem Augenblick, daß die stärksten Fesseln auf Gor nicht die Lederschnüre an meinen Handgelenken und Füßen waren, sondern das frische Brandzeichen an meinem linken Oberschenkel.

Ich hörte die Geräusche des Lagerlebens ringsum. Die Männer saßen in der Nähe des Feuers. Der Braten wurde aufgeteilt. Man unterhielt sich. Eta, wunderhübsch anzuschauen, bediente sie. Ich blickte in die goreanische Nacht hinauf, die durchsetzt war mit herrlich schimmernden Sternen. Wenn ich den Kopf wandte, konnte ich die drei Monde erkennen. Ich spürte die glatte, brüchige weiße Rinde des Baums unter mir. Ich hörte Insekten summen. Ich hatte viel geweint. Meine Wangen spannten sich unter den getrockneten salzigen Tränen.

Vom Feuer her näherte sich eine Gruppe Männer, gefolgt von Eta.

Mein Herr nahm meine Hände zwischen die seinen und zog sie empor, so daß ich ihn ansehen mußte. Ich erwartete in seinen Augen Mitleid zu sehen, doch das gab es nicht. Ich erschauerte in seinem Griff. »Kajira«, sagte er zu mir und ließ meine Hand los. »Kajira.« Ich starrte ihn an.

»Kajira«, wiederholte ich.

Ich erinnerte mich, daß ich dieses Wort schon mehr-

fach gehört hatte. Die Männer, die in der Wildnis als erste zu mir gekommen waren, hatten es gebraucht.

»La Kajira«, sagte Eta und deutete auf sich selbst. Gleichzeitig drehte sie sich zur Seite, zog den Rocksaum hoch und entblößte ihren linken Oberschenkel. Sie trug dort ebenfalls ein Brandzeichen.

Mir wurde klar, daß Eta und ich auf besondere Weise nun wieder auf gleicher Stufe standen; wir trugen beide das Brandzeichen. Ich war ihr in keiner Weise mehr überlegen. Ich war nicht mehr und nicht weniger als Eta; was immer sie sein mochte, durch das Brandzeichen war ich genau dasselbe.

Ihr Zeichen unterschied sich allerdings von dem meinen. Es war schmaler, sah wie ein Stengel mit blumenblattähnlichen Kringeln aus, etwa vier Zentimeter hoch und anderthalb breit; ich sollte später erfahren, daß es sich um den Anfangsbuchstaben des goreanischen Wortes »Kajira« in Kursivschrift handelte; mein Zeichen dagegen war die »Dina«, eine kleine Blume mit zahlreichen Blütenblättern und kurzem Stiel, die gewöhnlich auf Hängen in den nördlichen gemäßigten Klimazonen Gors anzutreffen ist. Die Blüte erinnerte an eine Rose; es ist eine exotische, fremdartige Blume und wird im Norden »Sklavenblume« genannt.

Dieses Zeichen war nun in mein Fleisch eingebrannt.

Im Süden, unterhalb des goreanischen Äquators, ist die Blume seltener und wird höher geschätzt; noch vor Jahren war es nicht ungewöhnlich, daß Eltern aus den unteren Kasten ihre Töchter »Dina« nannten. Mit der Ausweitung des Handels ist der Name allerdings seltener geworden. Die wirtschaftlichen und kulturellen Kontakte zwischen Städten wie Ko-ro-ba und Ar einerseits und dem Riesen der südlichen Hemisphäre, Turia, andererseits haben in letzter Zeit sehr zugenommen. Beim Sturz Turias waren vor einigen Jahren viele tausend Bürger geflohen, darunter Kaufleute und ihre Familien, von denen viele nach der Wiederherstellung

des Ubarats von Phantias Turmus zurückgekehrt waren. Inzwischen hatte es aber neue Kontakte gegeben, neue Produkte waren entdeckt worden, und selbst jene, die nicht in die alte Heimat zurückkehrten, betätigten sich nun als Agenten oder Importeure für turische Waren und die Lederprodukte der Wagenvölker, die durch Turia vertrieben wurden. Auf diese Weise hatte man im Süden auch mitbekommen, daß die Dina als Sklavenblume gilt, mit den entsprechenden Folgen. Die Abbildung der Dina-Blüte gehörte zu den am weitesten verbreiteten Brandzeichen für Sklaven auf Gor.

Lächelnd beugte sich Eta über mich. Sie deutete auf das Stahlband, das sich an ihren Hals schmiegte. Buchstaben waren in das Metall eingraviert, in einer Schrift, die ich nicht entziffern konnte. Nicht ohne Mühe drehte sie den Eisenkragen ein Stück.

Dann wandte sie sich meinem Herrn zu. »La Kajira«, sagte sie und neigte unterwürfig den Kopf vor ihm. Als Mann hätte ich ihren Tonfall vermutlich aufregend gefunden. Lachend sah mich Eta an und deutete auf meinen Mund. Ich begriff nicht, was sie wollte, und sie wiederholte das Wort, wobei sie zuerst auf ihren, dann auf meinen Mund deutete. Ich blickte in das Gesicht des Mannes, der mich beherrschte. »La Kajira«, sagte ich zu ihm und neigte weinend den Kopf. Er nickte, drehte sich um und kehrte mit den anderen zum Feuer zurück, um die Mahlzeit fortzusetzen.

Wieder lag ich allein auf dem schrägen Stamm. Welchen Status hatte ich nun auf dieser Welt? Nur Tiere wurden mit einem Brandzeichen versehen – und ich trug ein solches Zeichen! Erst jetzt, da ich das Zeichen trug, machten die Menschen hier Anstalten, mir ihre Sprache beizubringen. Bis jetzt hatten sie mir nicht einmal gewisse grundlegende Befehle verdeutlicht. Vermutlich war nun die Zeit gekommen, mich eingehend mit der Sprache zu befassen. Dabei konnte ich nicht

damit rechnen, daß man mir mit Geduld begegnete. Nun war ich eine Kajira – und nahm einen Status ein, den ich mit Eta teilte. Sie hatte das Wort vor dem Manne ausgesprochen. Sie und ich trugen Brandzeichen. Eta hatte sogar einen Kragen um den Hals. Was war eine Kajira? Es wollte mir nur eine Antwort einfallen, die ich am liebsten sofort wieder verworfen hätte. Doch ich kam nicht darum herum: die Worte ›La Kajira‹, die ich zu meinem Herrn gesagt hatte, bedeuteten: *›Ich bin eine Sklavin.‹*

Zwei Männer banden mich los, zerrten mich an den Armen mit und ließen mich vor meinem Herrn niederknien, der mit untergeschlagenen Beinen am Feuer saß. Mit gesenktem Kopf hockte ich vor ihm, ein zitterndes Sklavenmädchen.

Eta trat vor. In der Hand hielt sie zwei Kupferschalen mit Brei. Sie kniete neben mir nieder, stellte eine Schale vor sich hin. Dann hielt sie meinem Herrn die andere Schale entgegen. Der Mann nahm Eta die Schale ab und reichte sie ihr wortlos zurück. Daraufhin blickten mich die Männer und Eta erwartungsvoll an. Ich verstand sofort, was ich tun mußte. Ich nahm die Schale mit beiden Händen und reichte sie meinem Herrn. Er nahm mir die Schale ab und gab sie mir zurück. Nun durfte ich essen. Die Bedeutung dieser Geste war mir durchaus klar. Von ihm erhielt ich symbolisch meine Nahrung. Er ernährte mich. Von ihm hing ich ab. Wollte er mir nicht zu essen geben, bekam ich auch nichts. Ich folgte Etas Beispiel und begann den Brei zu essen. Mit Fingern und Zunge, wie die Katzen, leerten wir die Schalen. Der Brei schmeckte nach nichts, er enthielt weder Zucker noch Salz. Es war Sklavenbrei. Trotzdem war ich dankbar dafür, hatte ich doch großen Hunger. Verstohlen musterte ich den Mann über den Rand der Schale.

Eta hielt plötzlich eine Gerte in der Hand und stand auf.

Ich setzte die Schale ab und senkte den Kopf. Sie schlug mich nicht. Ich erkannte, daß sie das Erste Mädchen im Lager war, daß ich ihr gehorchen mußte, daß sie mit der Gerte die Vollmacht erhalten hatte, mir die Arbeit zuzuteilen. Plötzlich hatte ich Angst vor ihr. Bis vor kurzem hatte ich noch auf sie herabgesehen, jetzt begann ich zu zittern. Ich machte mir klar, daß ich ihr gehorchen mußte.

Eta bedeutete mir aufzustehen. Gemeinsam säuberten wir in dem kleinen Bach die Kupferschalen und wischten sie wieder trocken. Dann räumten wir im Lager auf.

Männer riefen. Eta eilte los und brachte ihnen Wein und Paga. Ich half ihr, indem ich Getränke und Kelche zum Feuer trug. Als sie die Männer zu bedienen begann, hielt ich mich im Hintergrund. Wie hübsch sie anzuschauen war; die wohlgeformten Beine unter dem kurzen Kleidungsstück, der Widerschein des Feuers auf ihrem Gesicht und Haar. Wie selbstverständlich, wie natürlich kam es mir in diesem Augenblick vor, daß ein schönes Geschöpf wie sie die Männer bediente.

»Kajira!« rief ein Mann. Ich begann zu zittern. Er meinte mich! Ich hastete zu ihm und kniete nieder. Mit sicheren Bewegungen fesselte er mir die Hände auf dem Rücken, deutete auf ein Stück Fleisch und gab mir einen Schubs. Lachend wies er auf das Fleisch. Wie konnte ich ihn bedienen, wenn ich gefesselt war? Mein Herr winkte mich zu sich. Mit Mühe stemmte ich mich hoch, was die Männer zum Lachen reizte, und ging zu meinem Herrn und kniete vor ihm nieder. Er schnitt ein kleines Stück geröstetes Tabukfleisch ab und schob es mir zwischen die Zähne. Dann deutete er mit dem Messer auf den anderen Mann. Dieser gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich näherkommen und ihm das Fleisch in den Mund schieben sollte. Schamrot gehorchte ich, und er griff das Fleisch mit den Lippen

und zog es mir aus dem Mund. Die anderen Männer lachten brüllend. Nacheinander mußte ich auch die übrigen Angehörigen des Lagers auf diese Weise versorgen – nur der Mann, der mir die Fleischstücke abschnitt, mein Herr, ließ sich nicht bedienen. Dabei wäre ich von allen am liebsten zu ihm gekrochen. Ich wollte seine Lippen auf den meinen spüren, ich wollte meinen gefesselten Körper in seine Arme werfen. Da runzelte er die Stirn, und ich zuckte zurück. Er schnitt weitere Fleischstücke zurecht und warf sie mir hin; jetzt durfte auch ich essen. Tränen fielen ins Gras, während ich das Fleisch vom Boden aufnahm wie ein Tier. Einer der Männer löste meine Fesseln, und ich kroch zu Eta, die außerhalb des Feuerscheins hockte, und versteckte mich in ihren Armen.

Später begannen die Männer Geschichten zu erzählen und zu singen. Sie verlangten mehr Wein und Paga, und Eta und ich versorgten sie mit allem Nötigen. Dabei mußte ich das Getränk einschenken, den Kelch an die Lippen pressen und ihn dem Mann übergeben.

»Paga!« rief mein Herr. Zitternd füllte ich seinen Kelch; ich stellte mich ungeschickt dabei an. Der Paga schwappte im Kelch herum, wurde aber nicht verschüttet. Ich reichte ihm den Kelch. Doch er nahm ihn nicht. Verwirrt kauerte ich mich zusammen. Da erkannte ich, daß ich in meiner Verwirrung vergessen hatte, die Lippen an den Kelch zu pressen. Ich holte dieses Versäumnis nach, inbrünstig, liebevoll, mit geschlossenen Augen. Auf der Erde hatte ich keinen Mann mit der Hilflosigkeit und Leidenschaft geküßt, die ich dem Trinkkelch meines goreanischen Herrn zuteil werden ließ. Ich gehörte ihm. Ich liebte ihn! Ich spürte das Metall des Gefäßes auf meinen Lippen, öffnete die Augen und reichte ihm das Gefäß. Es war, als böte ich mich selbst ihm dar. Er nahm den Kelch und ließ mich gehen.

Später am Abend begaben sich die Männer zu ihren Zelten. Eta und ich verstauten die übriggebliebenen Nahrungsmittel, spülten die Kelche und räumten an der Feuerstelle auf. Dann reichte sie mir eine dünne Decke aus rauhem Reptuch. »Eta!« rief ein Mann. Sie ging zu ihm, verschwand unter seiner Zeltbahn, legte sich zu ihm auf seine Felle. Ich sah, wie sie die kurze Tunika hochzog, wie sie die Arme um den Mann schlang, der sich auf sie wälzte.

Plötzlich hatte ich Angst. Die winzige Decke um die Schultern geschlagen, ging ich zur Felswand und blickte an den steilen Klippen empor, die im Mondlicht schimmerten. Verzweifelt versuchte ich mit den Fingern Halt zu finden. Dann ging ich zu der mächtigen Dornenmauer, eine kleine, bleiche Gestalt in der Nacht, ein Stück Reptuch um den Schultern. Die Dornenbarriere war acht Fuß hoch. Vorsichtig streckte ich die Hand aus, zog sie aber sofort wieder zurück. Ich kehrte zu der Stelle zurück, wo Eta mir das Reptuch gegeben hatte, und legte mich zitternd auf den harten Boden, in dem Bewußtsein, daß ich jederzeit wie Eta in das Zelt eines Mannes gerufen werden konnte. Die Hauptpflichten eines Sklavenmädchens bestehen wohl nicht darin, zu kochen, zu nähen oder zu waschen, sondern dem Manne zu gefallen, ihn auf exquisite Weise zu erfreuen.

Bei diesem Gedanken wurde mir heiß. Mich erschreckte die Totalität meines Sklavendaseins. »Ich bin ein Erdenmädchen!« redete ich mir ein. »Ich bin keine Sklavin! Ich kann keine Sklavin sein!«

»Kajira!« rief in diesem Augenblick eine Stimme.

Entsetzt raffte ich meine Reptuchdecke um mich, hockte mich auf die Knie. Mein Herr stand vor seinem Zelt. Unter der Plane sah ich seine Felle im Schein einer kleinen Lampe.

Ich wollte nicht, daß er seinen Befehl wiederholen mußte.

Ich ging zu ihm. Er reichte mir einen Kelch, den ich

in einem Schluck leerte. Die Flüssigkeit schmeckte übel, doch ich wagte keinen Widerspruch. Damals wußte ich noch nicht, daß es sich um Sklavenwein handelte, eine Mischung, die empfängnisverhütend wirkte.

Mein Herr nahm mir das Gefäß wieder ab, warf es ins Gras. Er hatte den Blick nicht von mir gewandt. Ich spürte seine Hände an meiner Schulter. Er öffnete die Decke, hob sie zur Seite, ließ sie fallen.

Er blickte mich an. Ich stand dicht vor ihm. Dann umfaßte er meinen linken Arm und schob mich in die niedrige Öffnung seines Zelts. Unter der Plane konnte man nicht stehen. Ich kniete auf den Fellen, die den Boden bedeckten. Ihre Weichheit und meine ärmliche Reptuchdecke ließen sich nicht miteinander vergleichen. Der Zeltstoff war auf der Innenseite gestreift; die kleine Lampe kunstvoll verziert. Außen war das Zelt interessanterweise dunkelbraun, eine Farbe, die zwischen Bäumen und im Unterholz kaum auszumachen ist. Der Mann folgte mir ins Zelt, hockte sich neben mir hin. Er löste seinen Schwertgürtel und legte ihn zur Seite. Dann sah er mich an. Er hob die Lampe, um das Brandzeichen an meinem Schenkel zu untersuchen. Seine Hand, die meinen Schenkel berührte, ängstigte mich. Sie war stark und doch zärtlich. Das Zeichen war sauber ausgefallen, ein feminin-liebliches, anmutig geschwungenes Zeichen. Ich starrte in die Augen meines Herrn. Noch nie hatte ich mich so schwach, so verwundbar, so hilflos gefühlt – und so sehr als Frau. In meinen Augen standen Tränen. Ich wußte, daß ich diesem Kämpfer gehörte, bedingungslos. Ich sah, wie er die Lampe zur Seite stellte. Ich hob meine Lippen den seinen entgegen. Ich spürte seine Arme, die mich umschlossen.

Hingebungsvoll ließ ich mich auf die Felle sinken. Ich spürte, wie meine Beine auseinandergedrängt wurden und zog die Knie an.

»Ich liebe dich«, flüsterte ich, hilflos in seinen Armen liegend, » – Herr.«

Ich erwachte in der goreanischen Dämmerstunde zu seinen Füßen. Vorsichtig legte ich die Hände auf seine Fußgelenke. Behutsam berührte ich seine Waden mit den Lippen, ganz sanft, damit er den Kuß nicht spürte und sich über die Kühnheit seiner Sklavin nicht entrüstete. Dann lag ich neben ihm. Glücksschauer durchströmten mich. Die gestreiften Zeltbahnen bewegten sich sanft in der Morgenbrise. Der Tag kündigte sich mit einem ersten grauen Schimmer an. Vor dem Zelt funkelte Tau auf den Grashalmen. Vögel riefen einander zu. Ich lag geschützt in den Fellen. Nun ließ ich mich auf den Bauch rollen und betrachtete den Mann, dessen Eigentum ich war. Es war für mich überwältigend gewesen, doch ließ die Reaktion seiner Sklavin sicher nichts zu wünschen übrig. Wie erregt ich gewesen war! Wie glücklich ich war, ihm ergeben, seiner Gnade ausgeliefert. Ein Mädchen, das von seinem Herrn nicht besessen wurde, versteht wahrscheinlich nicht die Gefühle einer Sklavin, die ihrem Herrn wahrhaft gehört. Ich selbst hätte so etwas niemals für möglich gehalten, wäre es mir nicht jetzt widerfahren.

Sanft senkte ich den Kopf und küßte ihn, ganz vorsichtig, damit er nicht erwachte.

Während der Nacht hatte er einmal leise aufgelacht, mich hilflos an sich pressend in meine Augen geblickt, erfreut über seine Herrschaft über dieses Mädchen. Und wie dankbar und entzückt war ich gewesen!

Ich lauschte auf die Vogelstimmen des frühen Morgens.

Wie weit entfernt kam mir in diesem Augenblick die Erde vor, mit ihren Menschenmassen, ihrem Schmutz, ihrer Verstellung. Vorsichtig berührte ich mein Brand-

zeichen, zuckte aber zusammen. Die Stelle war geschwollen. Schorf bildete sich.

Im nächsten Augenblick berührte mich Ets Gerte. »Kajira«, flüsterte sie.

Es war noch sehr früh. Mein Herr schlief. Im Lager war nur Eta auf den Beinen. Ich kroch aus dem Zelt.

Eta wollte mir meine Arbeit zuweisen. Als Sklavin würde ich viele Pflichten haben.

Ich betrachtete die schlafenden Männer in ihren Fellen. Sie waren die Herren. Wir Frauen mußten jetzt das Lager vorbereiten. Es gab viel zu tun. Wasser mußte geholt, Holz herbeigetragen werden, das Feuer mußte angezündet werden, das Frühstück war zu machen. Sobald die Männer aufstanden, mußten die Mädchen alles fertig haben.

Ich sumnte während der Arbeit leise vor mich hin. Eta schien ebenfalls gut gelaunt zu sein. Einmal küßte sie mich.

Die Männer ließen sich Zeit, und Eta schickte mich zum Bach, wo ich Tuniken waschen mußte. Ich arbeitete mit schnellen Bewegungen. Die Luft war frisch und klar. Nach kurzer Zeit wehte der Geruch von gebratenen Vuloeiern zu mir herüber, gefolgt von angenehmen Kaffeedüften. Auf Gor wächst der Kaffee in erster Linie an den Hängen der Thentis-Berge. Die Frucht, die hier Schwarzer Wein genannt wird, stammte vermutlich, wie so manches goreanische Produkt, von der Erde. Vielleicht war es aber auch gerade umgekehrt; vielleicht war der Schwarze Wein auf Gor entstanden, während die irdischen Kaffeebohnen von Gor hinübergebracht worden waren. Ich halte das aber für unwahrscheinlich, ist der Kaffee auf der Erde doch weit mehr verbreitet als auf Gor, wo er außer in Thentis, einer reichen Stadt, die für ihre Tarnscharen berühmt ist, als Luxusartikel gilt. Hätte ich damals schon besser über Gor Bescheid gewußt, hätte ich vielleicht vermutet, daß die Männer im Lager der Verteidi-

gung von Thentis verpflichtet waren, daß sie aus dieser Stadt stammten; doch ich sollte später erfahren, daß ihre Heimat eine andere Stadt war, die Ar genannt wurde.

Als der erste Mann gähmend zum Feuer kam, waren wir bereit. Eta servierte ihm gebratene Eier auf einem kleinen Teller und reichte ihm dazu getoastetes Brot, während ich einen Becher mit heißem schwarzem Kaffee füllte.

Dann folgte ich Etas Beispiel und füllte einen Teller und einen Napf für mich. Wir aßen, während wir auf die anderen Männer warteten. Sobald ein Mann den ersten Bissen und den ersten Schluck zu sich genommen hatte, konnten wir uns offenbar ebenfalls gütlich tun. Wir griffen hungrig zu.

Bald kamen auch die anderen Männer ans Feuer und wurden versorgt. Als schließlich mein Herr aus dem Zelt trat, eilte ich mit solchem Eifer zu ihm und kniete vor ihm nieder, daß die Männer zu lachen begannen.

»He«, rief einer der Männer, »er muß es dir aber ordentlich besorgt haben.«

Ich dachte an die vergangene Nacht. Er hatte mir gezeigt, was mein Brandzeichen bedeutete. Und ich liebte ihn.

Er bedeutete mir aufzustehen, und ich sprang hoch und stand voller Stolz vor ihm. Mein Herr beugte sich vor und untersuchte das Brandmal an meinem Schenkel. Ich wagte es nicht, ihn zu berühren. Als er sich wieder aufrichtete, schien er einigermaßen zufrieden zu sein, was mich doch sehr erleichterte. Er sollte bei guter Laune sein, nicht nur mit seinem Mädchen zufrieden, sondern auch mit dessen Brandzeichen. Eta betrachtete die winzige Sklavenblume ebenfalls und lächelte und umarmte mich. Das Zeichen war offenbar gut ausgefallen. Sie gestattete mir, meinen Herrn zu bedienen. Ich bemühte mich, ihm auch den geringsten Wunsch von den Augen abzulesen.

Einer der Männer stellte ihm eine Frage, die anscheinend mich betraf; jedenfalls deuteten sein Blick und seine Geste darauf hin. Mein Herr antwortete grinsend. Die Männer sahen mich an. Offenbar sprachen sie über mich. Obwohl ich die goreanische Sprache nicht verstand, errötete ich und senkte den Kopf. Goreanische Sklavenherren finden nichts dabei, die Qualität ihrer Mädchen offen zu diskutieren, auch wenn die Sklavinnen dabei sind. So wurden nun mein Gesicht, meine Figur und meine Fähigkeiten offen besprochen. Dabei wurde mir klar, daß ich in mancher Hinsicht wohl noch zu wünschen übrig ließ. Ich kam mir klein und hilflos vor.

Mein Herr hob seinen Becher. Dankbar füllte ich ihn mit dampfendem Schwarzen Wein.

Er war freundlich zu mir. Er gestattete mir, ihn zu bedienen. Ich sah ihn an. Sollte es denn gar kein Geheimnis zwischen uns geben? Mußten meine Mängel, meine Hilflosigkeit, die Absolutheit meiner Unterwerfung in aller Öffentlichkeit besprochen werden? Seine Augen verrieten mir, daß solche Fragen fehl am Platze waren. Seine Augen verrieten mir, daß ich seine Sklavin war, weiter nichts.

Ich senkte den Blick und zog mich zurück.

Voller Freude nahm ich später am Tage von meinem Herrn eine kurze, kaum ausreichende braune Tunika entgegen, einen Fetzen Reptuch. Ich freute mich über das Kleidungsstück, als handelte es sich um ein Abendkleid aus Paris. Stolz über meine neue Erzungenschaft, drehte ich mich vor meinem Herrn. Er zeigte Eta, wo das Gewand noch ein wenig gerafft werden mußte, die beiden Schließhaken mußten versetzt werden. Jedenfalls war mir die Tunika zu groß; sie hatte früher Eta gehört, die stärker gebaut war als ich.

Anschließend traf mein Herr seine Anweisungen und verließ mit den Männern das Lager. Wir blieben allein zurück. Eta entfernte sich und holte Nadeln, eine

kleine Schere und Faden. Die Änderung meines Kleides stand offenbar als erstes auf dem Programm. Den weniger wichtigen Aufgaben konnten wir uns später zuwenden.

Eta war eine geübte Schneiderin und leistete gute Arbeit. Als sie fertig war, betrachtete sie mich und ging um mich herum. Sie marschierte los und holte aus der Höhle einen großen Spiegel, in dem ich mich betrachten konnte. Entsetzt starrte ich mein Spiegelbild an. Ich hatte mich noch nicht als Sklavin gesehen. Ich war zugleich schockiert und verblüfft. Ich konnte kaum glauben, daß ich das war! Wie schön dieses Mädchen aussah, eine reizende Sklavin! Sollte ich das sein? Ich blickte Eta an, die mir anerkennend zunickte. Mir wurde bang, ahnte ich doch, was Schönheit auf einer Welt wie Gor bedeuten mußte. Welcher Mann würde darauf verzichten, eine solche Schönheit mit Ketten oder einem Sklavenkragen an sich zu binden?

Ich trat näher vor den Spiegel, hob vorsichtig den Saum des Kleides und betrachtete das Brandzeichen. Die Stelle fühlte sich noch immer entzündet an, doch die Form zeichnete sich klar und deutlich ab. An meinem Schenkel schimmerte die Sklavenblume Dina. Kein Zweifel, das Geschöpf im Spiegel war eine goreanische Sklavin – sie trug ein Sklavenwams und das Sklavenbrandzeichen. Fehlte nur noch der Sklavenkragen, der vermutlich nicht mehr lange auf sich warten ließ. Ich hob das Kinn und stellte mir vor, wie das Metallband an meinem Hals aussehen würde. Ich hätte nichts dagegen gehabt, ein solches Band zu tragen, von dem ich mir einbildete, daß es doch sehr attraktiv aussehen würde. Erschauernd machte ich mir klar, daß sich ein Mädchen nicht aussuchen kann, wessen Kragen sie trägt; diese Entscheidung obliegt allein dem Manne, er allein legt ihr den Kragen um.

Plötzlich schlug meine Stimmung um. Mir wurde klar, wie elend doch das Dasein einer Sklavin war. Ich mußte jedem beliebigen Mann gehören. Jedem, der mich erobern konnte oder meinen Preis bezahlen wollte. Vielleicht wechselte ich eines Tages sogar als Spielschuld den Besitzer. Ich war nichts als ein Besitzstück, hilflos und schön anzuschauen, ohne Einfluß darauf, wem ich gehören würde. Ich war ein ... *Ding!* Tränen schossen mir in die Augen. Mein Herr würde mich doch nicht verkaufen! Ich wollte mir größte Mühe geben, ihn zufriedenzustellen, ich wollte nicht auf dem Sklavenmarkt feilgeboten werden. Wie leid mir die Schönheit im Spiegel plötzlich tat. Aber welcher Mann würde so töricht sein, sie mit einem anderen zu teilen? Oder sie zu verkaufen? Ich wischte mir die Tränen aus den Augen.

In diesem Augenblick rief Eta meinen Namen.

Ich riß mich von meinen Gedanken los und eilte zu ihr.

Sie hatte sich niedergekniet, und ich nahm ihr gegenüber eine ähnliche Position ein. »La Kajira«, sagte Eta und deutete auf sich. »Tu Kajira«, fuhr sie fort und zeigte auf mich.

»La Kajira«, sagte ich und deutete auf mich. »Tu Kajira«, fuhr ich fort und deutete auf sie. Ich bin eine Sklavin. Du bist eine Sklavin.

Eta lächelte und deutete auf ihr Brandzeichen. »Kan-lara«, sagte sie und deutete auf meinen Schenkel. »Kan-lara Dina«, fuhr sie fort, und ich wiederholte die Worte.

»Kra-gen«, sagte sie und deutete auf ihr Halsband.

»Das ist ja dasselbe Wort wie bei uns!« rief ich. Sie verstand meinen Ausbruch nicht. Ich sollte noch aus anderen Beispielen erfahren, daß das Goreanische viele Worte enthält, die irdischen Sprachen entlehnt sind.

»Kragen!« sagte ich, und Eta runzelte die Stirn.

»Kra-gen«, wiederholte sie mit anderer Betonung und deutete wieder auf das Stahlband, das ihren Hals umschloß.

Dann zog sie an dem kurzen Kleid, das sie am Leib trug. »Ta-Teera«, erklärte sie. »Var Kra-gen?« fragte Eta, und ich deutete auf ihr Halsband. »Var Ta-Teera?« Ich wies auf mein kurzes Kleid. Eta schien sich zu freuen. Meine erste Goreanischstunde hatte begonnen.

Plötzlich fiel mir etwas ein. »Eta – var – var Bina?«

Eta blickte mich überrascht an.

Ich mußte an die beiden Männer denken, die mich auf der Ebene bedrängt hatten. »Var Bina? Var Bina, Kajira?« hatten sie immer wieder gefragt. Ich hatte ihre Worte nicht verstehen können, und sie hatten mich geschlagen. »Var Bina, Eta?« fragte ich jetzt.

Eta stand leichtfüßig auf und verschwand in der Höhle. Nach wenigen Sekunden kehrte sie zurück. In den Händen schwang sie mehrere Perlenketten, einfachen Modeschmuck aus kleinen gefärbten Holzkugeln.

Sie hielt die Halsbänder hoch. Mit dem Finger bewegte sie dann die winzigen farbigen Holzkugeln, die auf die Schnur gefädelt waren. »Da Bina«, sagte sie lächelnd. Sie hob die Kette empor. »Bina«, wiederholte sie. Offenbar war ›Bina‹ das Wort für Perle oder Kugel oder eine Perlenkette. Dieser Schmuck war aber ziemlich wertlos.

Von Eta gefolgt, ging ich in die Höhle. Dort öffnete ich eine der Truhen, nahm Ketten mit Perlen, Goldanhängern und Rubinen heraus und hielt sie in die Höhe. »Bina?« fragte ich.

Eta lachte. »Bana«, erwiderte sie. »Ki Bina. Bana.« Aus einem anderen Kasten nahm Eta ein weiteres Halsband, das aus billigen Glaskugeln bestand, und deutete darauf. »Bina«, sagte sie. »Bina«. Bina waren offenbar wertlose Kugeln; ich sollte später erfahren, daß als ›Bina‹ Sklavenperlen bezeichnet wurden –

wertlos, ein billiger Schmuck für Mädchen, die ihrem Herrn Untertan waren.

Eta und ich kehrten ins Freie zurück, um den Sprachunterricht fortzusetzen.

Obwohl ich nun wußte, was die Worte bedeuteten, verstand ich noch immer nicht, was auf der Ebene vor sich gegangen war. »Var Bina? Var Bina?« hatten die Männer gefragt. Die Bina, Sklavenperlen, waren den Fremden wichtiger gewesen als mein Leben. Nicht auf mich war es ihnen angekommen, sondern auf die Kugeln. Als sie dann begriffen, daß ich ihnen nicht weiterhelfen konnte, hatten sie Anstalten gemacht, mich umzubringen. Erschauernd dachte ich daran, wie knapp ich dem Tode entronnen war – gerettet durch den Mann, dessen Sklavin ich jetzt war. Vielleicht hatten die Männer ein seltenes und wertvolles Schmuckstück bei mir vermutet. Weshalb aber hatten sie sich dann nach ›Bina‹ erkundigt, nach Schmuckkugeln, von denen ich inzwischen wußte, daß sie ganz wertlos waren. Ich verstand nicht, warum die beiden Männer so grimmig nach einem dermaßen trivialen Gegenstand gesucht hatten. Welche Bedeutung konnte eine billige Sklavenkette für sie haben? Weshalb sollte ich sie tragen? Und sollte ich die Perlenkette je gehabt haben, wohin war sie verschwunden? Wer könnte sie haben wollen? Ich begriff das alles nicht.

Eta nahm eine dicke Peitsche zur Hand, die in fünf weichen, breiten Riemen auslief. »Kurt«, sagte sie, und ich wich unwillkürlich zurück. »Kurt«, wiederholte ich. Dann hob sie einen Halskragen mit Ketten hoch, die in Arm- und Beinringen ausliefen. »Sirik«, sagte Eta. »Sirik«, wiederholte ich.

Auf Kommando hatte ich die Ta-Teera ausgezogen und stand nun zwischen den Männern.

Der Krieger legte mir eine Schnur um den Leib

und zog sie fest; daran baumelte eine ziemlich große Glocke. Weitere Glöckchen hingen an meinem Hals. Sie waren bei der geringsten Bewegung zu hören. Der Mann griff zu und fesselte mir die Hände auf dem Rücken. Wie konnte mein Herr das zulassen? Bedeutete es ihm gar nichts, daß er mir letzte Nacht die Jungfräulichkeit genommen hatte, daß er sich stundenlang an meinem Körper erfreuen konnte? War es ihm gleichgültig, daß er mich erobert hatte, daß ich mich ihm total hingeeben hatte? Ich versuchte einen Schritt in seine Richtung zu machen, doch der Krieger hielt mich fest. Gequält blickte ich meinen Herrn an. Er saß mit untergeschlagenen Beinen da und beachtete mich nicht. Eta hatte ihm gerade einen Kelch mit Paga gebracht. Liebte er mich nicht im geringsten? Wie konnte er das zulassen? Aus zusammengekniffenen Augen musterte er mich nun über den Rand des Gefäßes. »Tu mir das nicht an?« rief ich ihm hilflos zu. »Ich liebe dich doch!« Obwohl er die englische Sprache nicht beherrschte, mußte er doch meine Qual, meine Hilflosigkeit erkennen! Seine Augen verrieten mir jedoch, daß ihm als goreanischem Mann meine Leiden, meine Gefühle nichts bedeuteten. Ich war Sklavin. Er gab das Zeichen, und einer der Männer schob mir eine lichtundurchlässige Kapuze über den Kopf und band sie mir unter dem Kinn zu.

Niedergeschlagen, verängstigt stand ich da. Ich hörte die Männer lachen. Fünf würden Jagd auf mich machen.

Ich haßte die Glöckchen, die an mir befestigt waren und die mich den Männern verraten würden. »Bitte, Herr!« rief ich. »Beschütze mich! Ich liebe dich! Ich möchte allein für dich da sein, Herr!«

Die Männer lachten, unterhielten sich, schlossen sicher Wetten miteinander ab. Meine Häsher bekamen Augenbinden umgelegt. Allerdings brauchten sie

keine Glöckchen zu tragen und waren auch nicht gefesselt.

Ich begann zu weinen. Ich war nichts als eine namenlose Sklavin, den rauen Spaß barbarischer Krieger hilflos ausgeliefert, ein hübsches zweibeiniges Spielzeug, ein bloßer Preis in einem grausamen Spiel.

Ich hörte einen Mann in meiner Nähe und wußte nicht, ob es sich um den Schiedsrichter oder einen der Teilnehmer handelte.

Ich spürte, wie die Gerte meinen Körper berührte.

Ich zuckte zusammen, und die Glocken begannen zu klirren. Ich atmete tief ein. Ich hörte einen anderen Mann näherkommen, der zweifellos mit den Armen in der Luft herumtastete, und einen zweiten Mann links von mir.

Plötzlich hörte ich wieder das Zischen der Gerte und spürte gleichzeitig einen brennenden Schmerz auf meinem nackten Hintern. Mit großen Schritten lief ich los. In meinen Augen brannten die Tränen. Die Männer lachten.

Weinend stolperte ich durch das Lager. Ich hörte Männer stürzen und sich wieder aufrappeln. Ich bekam die Hände nicht frei. Einmal fiel ich einem Mann in die Arme und stieß einen lauten Entsetzensschrei aus, doch er schob mich weiter. Lautes Gelächter ertönte. Er nahm an dem Spiel nicht teil. Ein andermal stoppte mich der Schiedsrichter und drückte mich kurz gegen die Felswand, damit ich wußte, wo ich mich befand; er hatte verhindert, daß ich in vollem Lauf gegen die Klippen lief, die das Lager begrenzten. Ich hastete weiter, verlor gleich wieder die Orientierung. Ich hatte Angst, gefangen zu werden. Wieder hielt mich ein Mann am Arm fest und verhinderte damit, daß ich in die Dornenhecke rannte und mich verletzte. Mehr als einmal hörte ich einen meiner Häscher ganz dicht vor mir fluchen, woraufhin ich zur

Seite auswich und weiterlief. Einmal stieß ich gegen einen Mann und stürzte glockenklirrend zu Boden. Ich hörte, wie er sich auf mich zu werfen versuchte, spürte seine Hand an meiner rechten Hüfte, rollte zur Seite, kroch davon und floh. Einmal hatte ich den Eindruck, von Felswänden eingeschlossen zu sein, dann fand ich den Ausweg und befand mich gleich darauf wieder in der Mitte des Lagers. Allmählich stellte ich mich auf das Spiel ein und lauschte intensiver auf meine Umwelt. Der Schiedsrichter brauchte nur zweimal mit der Gerte einzugreifen, weil ich meine Glocken zu lange hatte schweigen lassen.

Beim zweitenmal huschte ich los – und direkt in die Arme eines Mannes. Ich wartete darauf, daß er mich wieder freiließ, daß er mich zurückschob. Doch seine Arme ließen nicht los! »O nein!« flehte ich. Er drückte mich an sich, hob mich mühelos auf seine Schulter, obwohl ich mich aus Leibeskräften wehrte. Gelächter ertönte.

Eta lachte ebenfalls. War sie nicht meine Leidensgenossin? Verstand sie nicht, wie mir in diesem Augenblick zumute war? Mein Häscher, wer immer er sein mochte, zögerte nun nicht länger. Er warf mich in den Dreck zu seinen Füßen. Ich spürte seine Hände an meinen Fußgelenken. Aufstöhnend wandte ich den Kopf zur Seite. Er wälzte sich keuchend auf mich. Ich wimmerte vor Schmerz und Scham, als er in mich eindrang.

Als er mit mir fertig war, blieb ich hilflos im Schmutz liegen. Der Mann wurde von der Augenbinde befreit und ging zu den anderen, die am Feuer saßen.

Als Eta mir später Kapuze und Fesseln abgenommen hatte, hätte ich sie am liebsten in die Arme geschlossen. Doch sie tröstete mich nicht. Sie machte sich daran, die Glöckchen von meinem Körper zu entfernen. Dann bedeutete sie mir, ihr beim Bedienen der Männer zu helfen.

Entsetzt starrte ich sie an. Wie konnte ich die Männer jetzt bedienen? Begriff sie nicht, was mir eben hier angetan worden war? Ich war schließlich kein goreanisches Mädchen, sondern stammte von der Erde. Bedeutete es gar nichts, daß ich hier dem Willen eines Mannes unterworfen worden war, ohne gefragt zu werden? Ich sah die Antwort in Etas Augen, die mich freundlich ansahen. Ja, mein Wille war ohne Bedeutung. Ich war eine Sklavin. Hatte ich etwas anderes erwartet? Hatte ich keinen Spaß daran gehabt?

Mürrisch starrte ich zu Boden. Ich war ein Erdenmädchen, doch zugleich auch Sklavin. Nun gut, meine Gefühle waren hier unwichtig. Doch warum hatte mein Herr dieses grausame Spiel zugelassen? War ich nicht sein? Bedeutete ich ihm so wenig?

Ich goß Wein aus dem Sack in den Kelch und hielt ihn einem der Männer hin. Doch er rührte sich nicht. Zornig drückte ich meine Lippen an den Kelch und hielt ihm das Gefäß von neuem hin. Diesmal griff er zu.

Gemeinsam mit Eta bediente ich auch die anderen Männer. Zwischendurch hielten wir uns außerhalb des Feuerscheins auf. Die Männer unterhielten sich lebhaft; offenbar ging es um ein wichtiges Thema.

Zornig sah ich zu. Mein Herr zeichnete mit einem Stein Landkarten auf den Boden rings um das Feuer. Einige der Zeichnungen hatte ich schon gesehen. Er hatte sie am Abend zuvor für seine Adjutanten aufgemalt. Nun äußerte er sich mit schnellen, entschlossenen Worten, wobei er zuweilen mit dem Felsbrocken auf bestimmte Stellen deutete. Manchmal wies er auch auf den größten der drei Monde am Himmel, der in einigen Tagen voll am Himmel scheinen würde. Ich überlegte, was es mit dem Lager, in dem wir uns befanden, auf sich haben mochte. Um ein Jagdlager schien es sich nicht zu handeln, obwohl von hier aus auch gejagt wurde. Ferner hielt ich es nicht

für einen Banditenunterschlupf, kamen mir die Männer doch nicht wie Räuber vor. Schnitt und Insignien ihrer Tuniken deuteten auf eine Art Uniform hin, außerdem bestand eine klare Gliederung in der Truppe und eine Disziplin, die darauf schließen ließ, daß sich hier nicht Gesetzlose versammelt hatten. Im übrigen wirkten die Männer kräftig, sauber, zuverlässig, selbstbewußt, gut ausgebildet; von der Nachlässigkeit und dem Chaos, wie ich sie in einem Räuberlager erwartet hätte, war nichts zu spüren. Ich vermutete also, daß ich mich in dem Soldatenlager irgendeiner Stadt oder eines Landes befand, wogegen allerdings die Lage sprach, die es nicht gerade zu einem Vorposten oder einer Wachbastion machte. Von hier war kein Terrain zu überschauen, das Lager war kaum befestigt, es war zu klein für die Ausbildung oder Überwinterung. Und viel zu klein, um als Ausgangslager für einen Kriegszug zu dienen: sechzehn Männer mit zwei Mädchen als Sklaven! Von Armeen, Divisionen oder Regimentern konnte nicht die Rede sein. Es gab keine Waffen für einen breit angelegten Feldzug, Waffen, mit denen sich Invasionen zurückschlagen oder einleiten oder große Schlachten schlagen ließen. Welchen Zweck also mochte dieses Lager haben?

Einer der Männer hob seinen Kelch, und ich eilte zu ihm und schenkte ihm nach. Ich drückte die Lippen gegen das Metall und reichte ihm das Gefäß. Ohne mich zu beachten, wandte er sich wieder der auf den Boden gezeichneten Landkarte zu. Mir fiel auf, daß sich Eta in der Nähe des gutaussehenden Blondens hielt, der mir am Abend zuvor schon aufgefallen war. Ich hatte nichts dagegen. Eta gefiel mir, auch wenn sie das Erste Mädchen im Lager war und über mir stand.

Ich beobachtete meinen Herrn. Mit dem Felsbrocken deutete er nachdrücklich auf die Karte. Jemand stellte

eine Frage, und er antwortete. Man hing an seinen Lippen. Ich blickte mich im Kreise der Männer um. Was für phantastische Gestalten – stark, mächtig, selbstbewußt! Ich fühlte mich klein und hilflos neben ihnen. Und wie stolz ich war auf meinen Herrn, der in dieser Gruppe der Stärkste und Mächtigste war. Ich bewegte mich unauffällig in seine Richtung. Ich wollte ihm Wein einschenken und seinen Kelch küssen, sobald er sein Mädchen dazu aufforderte. Von dem Gespräch bekam ich nichts mit. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Ich vermutete, daß ein militärischer Plan geschmiedet wurde, bei dem es um geduldiges Abwarten ging. Mehr als einmal blickte jemand zu dem größten Mond empor, der erst in einigen Tagen als Vollmond am Himmel stehen würde.

Mein Herr warf den Stein auf eine bestimmte Stelle der Karte. Dort blieb er liegen, halb in den lockeren Grund gebohrt. Vermutlich sollte an dieser Stelle das Ereignis stattfinden, um das es bei diesem Gespräch ging. Die Männer brummt zustimmend. An der Stelle verlief ein Fluß, oder ein Fluß mündete in einen anderen; außerdem schien die Gegend bewaldet zu sein. Die Männer nickten. Mein Herr sah sich um. Niemand hatte Fragen. Die Krieger schienen zufrieden zu sein. Sie sahen ihn mit blitzenden Augen an.

Die Männer standen auf und begaben sich zu ihren Fellen.

Mein Herr sah mich an und hob seinen Kelch. Ich eilte zu ihm und versorgte ihn. Dann kniete ich vor ihm nieder. Aus meinen Augen war zweifellos abzulesen, daß ich bereit war, daß mich nach ihm verlangte. Doch er wandte sich wortlos ab.

War ich denn eine dermaßen armselige Sklavin, daß er mich verachten, daß er mich zurückstoßen mußte?

Plötzlich wogten all der Zorn, die Erniedrigung eines mißachteten Erdenmädchens in mir auf. Ich begann zu würgen vor Wut. Ich sprang auf, schob Eta

den Weinbeutel in die Hand und scheuchte sie fort. Sie versuchte mich zu beruhigen, doch ich ließ sie nicht an mich heran. »Verswinde!« kreischte ich. Einige Männer blickten in meine Richtung. Eta nahm den Wein und hastete erschrocken davon. Ich stand neben dem Feuer, das bereits in sich zusammengefallen war und ballte die Fäuste. Tränen liefen mir über die Wangen.

»Ich hasse euch alle!« schrie ich. Dann stolperte ich zu der dünnen Decke, die mir Eta gegeben hatte. Ich riß sie hoch und bedeckte mich damit. Geschüttelt von lautem Schluchzen, stand ich da. Ich konnte diese Erniedrigung nicht länger ertragen. »Ich bin besser als ihr alle!« rief ich den Männern zu, die mich neugierig musterten. »Ich stamme von der Erde! Ihr seid Barbaren, ich aber kenne die Zivilisation. Eigentlich müßtet ihr euch vor mir beugen, nicht umgekehrt! Eigentlich müßte ich das Kommando führen!« Eta eilte an meine Seite und versuchte mich zum Schweigen zu bringen. Natürlich verstand niemand im Lager meine Worte, doch der Ton war klar genug – meine Hysterie, mein Zorn waren nicht zu verkennen. Eta schien Angst zu haben. Hätte ich in diesem Augenblick mehr über Gor gewußt, wäre ich wahrscheinlich sofort wieder verstummt. Mein einziger Schutz war meine Unkenntnis, die Ahnungslosigkeit eines dummen Mädchens. Ich schrie und keifte die Männer an. Plötzlich sah ich meinen Herrn vor mir stehen. Ich blickte zornig zu ihm auf. Er hatte mich bei einem Kampf gegen zwei Männer gewonnen, er hatte mir sein Brandzeichen aufgedrückt und mir die Jungfräulichkeit geraubt. »Ich hasse dich!« rief ich außer mir und raffte die dünne Decke um mich, die mir Mut verlieh. Dieser Mann hatte mich beispiellos erniedrigt und mich doch dazu gebracht, daß ich ihn liebte! Ich liebte ihn! Dabei bedeutete ich ihm gar nichts.

Im Mondlicht erblickte ich seine Hand. Sie war in meine Richtung gestreckt.

»Du darfst mich nicht schlecht behandeln«, sagte ich. »Du mußt mich gut behandeln. Ich habe meine Rechte. Und ich liebe dich. Ich bin eine freie Frau.«

Seine Hand rührte sich nicht. Ich ahnte nicht, wie groß seine Geduld war.

Ich gab ihm die Decke und stand nackt vor ihm. Nachdenklich betrachtete er den Stoff in seiner Hand.

Dann warf er ihn mir mit einer ruckhaften Bewegung über den Kopf und wand mir eine lockere Schnur um den Hals, so daß ich nichts mehr sehen konnte. Und so überließ er mich seinen Männern, die nacheinander über mich herfielen und mich vergewaltigten. Irgendwann verlor ich die Besinnung.

Ich lag in meiner Decke. Ringsum schliefen die Männer, meine Herren. Ich lag mit angezogenen Knien in der kühlen Nachtluft. Wie spät es war, wußte ich nicht. Noch standen die Monde am Himmel.

Mühsam stemmte ich mich auf die Knie hoch, wobei ich die Decke eng um mich schlang. Mein ganzer Körper tat mir weh. Mir war speiübel.

Ich blickte auf. Hoch oben auf der Felswand hockte der Wächter. Er blickte nicht in meine Richtung. Nach goreanischem Recht war ich eine Sklavin, das verriet mir mein Brandzeichen; doch zugleich überlegte ich mir, ob ich mich nicht im Grunde meines Herzens selbst als Sklavin fühlte. Diese Frage beunruhigte mich sehr. Seit dem Branden war ich von widerstreitenden Gefühlen geplagt worden. Es war, als versuchte ich mich selbst zu ergründen, meine tiefsten Emotionen und Bedürfnisse. Zuweilen hatte ich das Gefühl gehabt, dicht davor zu sein, den Kampf aufzugeben und meinem entsetzten Bewußtsein verbotene Wahrheiten einzugestehen, lang abgestrittene Realitäten, Spuren eines lang unterdrückten urzeitlichen Wesens. Ich wußte nicht, welche Neigungen in meiner Erbmasse verborgen waren – Neigungen, die in der beengenden, künst-

lichen irdischen Gesellschaft fehl am Platze gewesen waren. Ich fragte mich, wie die wahre Natur des Mannes, wie die wahre Natur der Frau aussehen mochte.

Wahrscheinlich wäre ich nicht auf solche Gedanken gekommen, hätte mir nicht eine Erinnerung sehr zu schaffen gemacht, die mit dem gestrigen Abend zusammenhing. Mein Herr hatte mich seinen Männern überlassen, die sich nacheinander mit mir vergnügt und dann an den nächsten weitergegeben hatten, der schon begierig darauf wartete, bis die Reihe an ihm war. Dabei war ich mir bei einem Mann plötzlich eines unbeschreiblichen Gefühls bewußt geworden. Zuerst hatte ich mich heftig gesträubt, doch plötzlich überkam mich die Erkenntnis, daß ich den Mißbrauch, den mein Körper hier erfuhr, willkommen hieß – als eine gerechte Strafe dafür, mich dem Willen der Männer widersetzt zu haben. Dieser Gedanke gebar ein unglaubliches Hochgefühl, getragen von der Ergänzung zwischen Mann und Frau, von ihm, der nimmt, und ihr, die genommen wird, die besessen wird. Mit einem Freudenschrei umklammerte ich plötzlich den Mann, preßte mich an ihn, spürte, wie sich mein Körper in plötzlichem Erschauern entkrampfte. Ich hatte keine Gewalt über die Reflexe, die in mir explodierten, stemmte mich ihm entgegen, ging auf seinen heftigen Rhythmus ein.

Männer lachten. »Kajira«, sagte einer bewundernd

Dann fiel der nächste über mich her.

Ich saß im stillen Lager, eingehüllt in meine dünne Decke, und überlegte.

Ich hatte mich einem der Männer mit Lust und Wonne hingegeben. Am liebsten hätte ich mir eingeredet, daß es gar nicht geschehen war. Doch kam ich nicht darum herum. Wie sehr ich mich schämte! Verzweifelt stellte ich mir die Frage, was das bedeuten mochte. Ich durfte mich nicht von der Schwäche verzehren lassen, die meine Persönlichkeit in ihren

Grundfesten erschütterte. Ich durfte mich nicht wieder so gehen lassen. Ich dachte an Elicia Nevins, meine Rivalin vom College. Sie wäre sicher sehr belustigt gewesen, hätte sie Judy Thornton bei dieser Szene beobachten können, nicht mehr Herrin über sich selbst, einem Manne völlig ausgeliefert.

Da wurde mir klar, daß ich fliehen mußte. Keine leichte Aufgabe, wenn man ein Brandzeichen trägt.

Ich blickte zu dem Wächter empor. Er achtete nicht auf mich. Ich kroch zur Klippenwand und untersuchte sie im Mondlicht. Es gab keine Stelle, an der ich mehr als einen Meter hoch klettern konnte. Ich kratzte mir am harten Gestein die Fingernägel wund. Daraufhin wandte ich mich der Dornenhecke zu, vor der ich Angst hatte.

Der Wächter blickte in die andere Richtung. Das Lager ging ihn nichts an; er mußte darauf achten, daß sich niemand unbemerkt durch die Täler näherte.

Erschrocken schrie ich auf. Das Dornendickicht sank unter meinem Gewicht zusammen. Mein rechtes Bein steckte tief zwischen den Ästen, mein rechter Arm kam nicht mehr frei. Ich wandte den Kopf zur Seite und kniff die Augen zusammen. Die Dornen schmerzten höllisch. Sie schienen förmlich an mir zu reißen. Ich steckte mit dem halbem Körper im Dornendickicht. Ich hing fest und wagte es nicht mehr, mich zu bewegen. Verzweifelt begann ich zu schreien.

Mein Herr traf als erster bei mir ein. Er schien unmutig zu sein. Gleich darauf kam ein zweiter Mann mit einer Fackel, die er in der Glut des niedergebrannten Feuers entzündet hatte. Andere Männer eilten aus der Dunkelheit herbei, kehrten aber wieder zu ihren Fellen zurück, als sie sahen, daß es nur um eine Sklavin ging. Eta tauchte auf, wurde jedoch von meinem Herrn wieder fortgeschickt.

Dann zog er meinen Kopf am Haar zurück, damit mir die Dornen nicht die Augen austachen. Schließ-

lich gelang es mir, den rechten Arm herauszuziehen, wobei ich mir lange, tiefe Kratzer holte. Mein Herr sah mich an. Ich begann zu fürchten, daß er mich in dieser Stellung zurücklassen würde. Ohne Hilfe bekam ich das Bein nicht frei. »Bitte hilf mir, Herr!« flehte ich.

Er nahm mich in die Arme und hob mich hoch, wodurch mein Bein freikam – wenn auch arg zerkratzt. Ich erschauerte in seinen Armen. Er hatte keine Mühe, mich zu halten. Ich liebte es, wie sich seine starken Arme anfühlten. Kühn legte ich den Kopf an die Schulter seiner Tunika. Im nächsten Augenblick stellte er mich wieder auf die Füße.

Ich wich seinem Blick aus. Ich kam mir klein und unbedeutend vor. Kein Zweifel, daß ich hatte fliehen wollen. Damals wußte ich noch nicht, welche Strafe ein Mädchen zu erwarten hat, das zu fliehen versucht und sich wieder einfangen läßt – wie es fast ausnahmslos geschieht.

Es kommt nur sehr selten vor, daß Sklavinnen ihren Herren entfliehen, was in erster Linie an dem Halskra-gen liegt, auf dem der Name des Herrn und seine Heimatstadt verzeichnet sind. Die Strafe für einen Fluchtversuch ist streng – nur beim erstenmal wird sie mild behandelt und kommt normalerweise mit einer Auspeitschung davon.

Ich wußte es damals noch nicht – doch schon der Gedanke an Flucht war töricht gewesen.

Hat ein Mädchen das Glück, ihrem Herrn zu entkommen und womöglich die Mauern der früheren Heimatstadt zu erreichen, kann es ihr passieren, daß sie gar nicht eingelassen wird. Ihr Status als Sklave hat sie aller Rechte beraubt und ihr sogar die Angehörigkeit zur Bürgerschaft genommen.

»Flieh oder komm in die Ketten!« heißt es dann. Meistens machen die Mädchen kehrt und eilen schluchzend davon.

Einige Mädchen versuchen die grünen Wälder des

Nordens zu erreichen, in denen sich Banden aus freien Frauen zusammengefunden haben, die geschmeidigen und wilden Panthermädchen von Gor – diese Mädchen aber verachten alle, die nicht von dem gleichen wilden Freiheitsdrang besessen sind wie sie; einer Sklavin, die sich Männern unterworfen hatte, kann es passieren, daß sie gejagt und grausam gepeinigt wird, ehe die Panthermädchen sie an Sklavenhändler zurückverkaufen – wobei der Preis meist in Waffen oder Süßigkeiten gezahlt wird.

Mit einem Speer und einer Seilschlinge öffnete mein Herr einen Durchgang im Dornendickicht und deutete darauf. Mein Fluchtweg stand mir offen. Ich brauchte nur zu laufen.

Ich betrachtete meinen Herrn im Mondlicht. Mir war schwach in den Knien, und ich begann zu zittern. Angstvoll starrte ich auf den schmalen Durchgang, der sich zwischen den gefährlichen Dornenwänden gebildet hatte. Ich brauchte nur loszurennen.

Im nächsten Augenblick kniete ich vor meinem Herrn und drückte zitternd meine Lippen gegen seine Füße. »Behalte mich, Herr!« flehte ich. »Behalte mich!«

Ich verharrte in meiner knieenden Stellung, während er sich von mir abwandte und die Öffnung im Dornengestrüpp wieder schloß. Dann kehrte er zurück und bedeutete mir, ihm zu folgen. Unterwürfig schritt ich hinter ihm durch das Lager, gefolgt von dem zweiten Mann, der die Fackel trug.

Vor den zusammengerollten Fellen eines Kriegers blieben wir stehen. Der Mann blinzelte in den Fackelschein und stemmte sich auf den Ellbogen. Mein Herr wechselte einige knappe Worte mit ihm. Ich betrachtete den Mann, den ich gut kannte. Ich hatte mir immer Mühe gegeben, ihm nicht zu nahe zu kommen. Er war der am wenigsten attraktive Lagerangehörige.

Mein Herr sagte etwas zu mir und deutete auf den liegenden Krieger. Den genauen Sinn seiner Worte

verstand ich nicht, doch ahnte ich bestürzt, was er wollte. Ich sollte diesem Manne als Sklavin zu Gefallen sein.

Ich unterdrückte ein Schluchzen und beugte mich über den Liegenden.

Später fesselte mich mein Herr an den Hand- und Fußgelenken, stieß mich neben seinem Zelt zu Boden, warf die dünne Decke über mich und ließ mich liegen.

Kurze Zeit später näherte sich Eta. Ich starrte sie mit tränenlosen Augen an. Sie machte keinen Versuch, mich loszubinden. Sie wagte es nicht, gegen den Willen des Herrn zu verstoßen. Ich drehte mich von Eta fort.

Ich überlegte, warum mein Herr mir den Pfad durch das Dornendickicht geöffnet hatte; bedeutete ich ihm wirklich gar nichts; war es ihm gleichgültig, ob ich im Lager blieb oder in die Dunkelheit hinauslief, ob ich hungerte oder von Ungeheuern zerrissen wurde oder anderen Männern in die Hände fiel? In letzter Konsequenz war ihm das alles wohl gleichgültig. Und doch errötete ich bei dem Gedanken. Er hatte den Fluchtweg für mich geöffnet. Er hatte seine Sklavin besser verstanden als sie sich selbst; zweifellos hatte er schon bei vielen Frauen Erfahrungen gesammelt; vielleicht hatte er schon vor mir Erdenmädchen besessen. Jedenfalls hatte er mich durch und durch ergründet, meine Emotionen, meine Natur richtig gedeutet, die ich vor ihm nicht hatte verbergen können. Ich war erfreut und verängstigt zugleich bei dem Gedanken, daß dieser Mann mich verstand. Erfreut, weil ich im tiefsten Innern Verständnis suchte, und erschrocken, weil ich die Macht spürte, die dieses Verständnis ihm über mich gab. Ich hatte wenig Zweifel, daß er ein Mann war, der seine Macht auch ausüben würde – so selbstverständlich, so unschuldig, so wild,

so schnell, wie ein Eber seine Hauer oder ein Löwe seine Klauen einsetzt. Er verstand mich durch und durch, ich war sein – hätte ich noch hilfloser sein können?

Ich ballte die gefesselten Hände.

Mein Herr hatte gewußt, daß seine Sklavin nicht fliehen würde – eine Erkenntnis, die ihr erst in dem Augenblick kam, da sie darum flehte, bei ihrem Herrn bleiben zu dürfen. Und das war der eigentliche Zweck der kleinen Demonstration gewesen: sie – nicht er – sollte am eigenen Leibe erfahren, daß sie gar nicht fliehen wollte, daß sie vor ihm niederknien und ihn anflehen würde, nicht verstoßen zu werden. Und dann hatte er mich zu dem Mann geführt, der für mich der abstoßendste im Lager war.

Ich hatte ein Schluchzen unterdrückt und mir Mühe gegeben, dem freien Mann zu gefallen. Ich versuchte auf seine Hinweise zu reagieren, spürte aber, daß ich nicht gut war – ein ungeschicktes, ahnungsloses, ängstliches Geschöpf. Doch nach einiger Zeit hatte er mich unter sich geworfen und mich sicher nicht ohne Vergnügen durch die Phasen sexueller Erregung geführt. Dabei war ich entschlossen gewesen, mich ihm zu widersetzen und nüchtern und unbewegt zu bleiben, ein Vorsatz, den ich nicht halten konnte. Schließlich hatte ich den Kopf auf die Seite gedreht und mich stöhnend hingegen.

Gefesselt und nackt, so lag ich nun unter meiner dünnen Decke. Ich fragte mich, warum mein Herr mich gefesselt hatte – doch wohl nicht, um meine Flucht zu verhindern. Dazu reichten die Felswände und das Dornendickicht nun völlig aus. Handelte es sich um eine psychologisch gedachte zusätzliche Strafe? Das erschien mir nicht wahrscheinlich, denn mein Herr hatte nicht unzufrieden gewirkt.

Ich hatte mich nicht gerade großartig geschlagen, doch hatte ich mir größte Mühe gegeben, dem Mann

zu gefallen. Ich schämte mich nur, daß ich mich ihm so total hingegeben hatte.

Doch sofort kam die Frage auf, weshalb ich mich eigentlich schämte. War es falsch, wenn eine Frau ihrer Natur folgte? War es falsch, wenn das Herz schlug, wenn die Lungen atmeten? Die Sklaverei öffnete mir die Freiheit, eine Frau zu sein. Abhängig zwar, aber auch frei jeder Verantwortung und Entscheidung. Und ich hatte keine andere Wahl. Mich überkam das unstillbare Verlangen, zu den Männern zu kriechen, ihnen zu gefallen, ihnen meine Schönheit zu zeigen, damit sie sich dazu bewegen ließen, mich in die Arme zu nehmen. Ich wollte geben, ohne Forderung einer Gegenleistung. In meinem bisherigen Leben war ich stets auf meinen Vorteil bedacht gewesen. Jetzt wollte ich aus ganzem Herzen geben – ich wollte Sklavin sein!

Ich erschauerte in der selbstlosen Ekstase des Sklavenmädchens.

»Binde mich los!« flehte ich Eta an, die meine Worte nicht verstand, meine Geste mit den gefesselten Händen aber zu deuten wußte.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich wand mich in den Schnüren. Ich wußte plötzlich, warum ich gefesselt war. Ich sollte die Männer nicht stören.

Eta drückte mich sanft wieder ins Gras. Sie legte die dünne Decke über mich.

Ich sah sie an. »La Kajira«, sagte ich.

Eta nickte und »Tu Kajira«, antwortete sie, küßte mich und ließ mich allein.

Ich lag unter meiner Decke und starrte zu den Monden empor. Judy Thornton – das Wesen, das auf einer fernen, eingeeengten Welt einmal Judy Thornton gewesen war – freute sich nun, eine Sklavin zu sein. Sie schlief im Freien in einem Lager voller Barbaren. Gab sich lustvoll jedem Mann hin, lag nackt unter einem

dunklen Himmel voller Sterne. An meinem Schenkel war das Brandzeichen einer Sklavin.

Ich hatte mich damit abgefunden. Aber noch mehr: Ich war dabei nicht unglücklich.

Ich blickte zu den Monden empor. »La Kajira«, sagte ich. »Ich bin eine Sklavin.«

» Was ist deine Aufgabe?« fragte mein Herr.

»Absoluter Gehorsam«, erwiderte ich auf Goreanisch.

Er hielt mir die Peitsche vor den Mund. Ich küßte sie. »Absoluter Gehorsam«, wiederholte ich.

Von hinten legte mir Eta den ersten der fünf Schleier vor das Gesicht. Er bestand aus schimmernder weißer Seide, die fast durchsichtig war. Nacheinander fügte sie dann den Freiheitsschleier oder Bürgerschleier an, den Schleier des Stolzes, den Hausschleier und den Straßenschleier. Diese Schleier bestehen aus zunehmend schwerem Stoff; der undurchsichtigste befindet sich ganz außen. Der in der Öffentlichkeit getragene Straßenschleier ist am unförmigsten und ziemlich schwer. Er läßt nicht einmal mehr die Umrisse von Nase oder Wangenknochen erkennen. Der Hausschleier dagegen wird drinnen getragen, in der Gegenwart von Personen, die nicht zum Haushalt gehören, extra im Gespräch oder bei Feiern mit Freunden des Gefährten einer freien Frau. Die freien Frauen Gors tragen ihre Schleier in unterschiedlicher Zahl und Kombination – Sitten, die sich von Stadt zu Stadt, von Kaste zu Kaste sehr unterscheiden. Viele Angehörige niedriger Kasten begnügen sich mit einem Schleier, der für alle Gelegenheiten ausreichen muß. Andererseits tragen nicht alle hochgestellten Frauen viele Schleier; auf der Straße nehmen sie oft mit einem oder zwei Schleiern vorlieb. Eitle Frauen hohen Standes prunken manchmal mit bis zu neun oder zehn Schleiern, die beispielsweise im Verlaufe der Feier einer Freien Gefährtschaft zeremoniell entfernt werden, bis es zwischen den beiden Gefährten, später, zur letzten Vereini-

gung kommt. Es gibt aber auch freie Frauen, die sich ganz ohne Schleier zeigen, ist er doch kein gesetzlich vorgeschriebenes Standeszeichen. Allerdings wird der Verzicht auf einen Schleier oft für kühn und skandalös gehalten. Alles in allem sieht die goreanische Kultur vor, daß sich eine freie Frau in der Öffentlichkeit verschleiert zeigt, während Sklavinnen dieses Schutzes entbehren müssen. In diesem Augenblick befestigte Eta den vierten von fünf Schleiern vor meinem Gesicht, den Hausschleier. Sie trug zwar nur ihre skandalös kurze Ta-Teera, doch verstand sie sich auf das Anbringen von Schleiern. Sie, eine hübsch anzuschauende, aufreizende Sklavenschönheit, war auch einmal frei gewesen.

Ich spürte, wie der Straßenschleier festgemacht wurde. Nun war ich gekleidet wie eine reiche goreanische freie Frau von hohem Stande, die etwa unterwegs war zu den Liederdramen von En-Kara.

»Wie schön du bist!« sagte Eta, trat einige Schritte zurück und musterte mich. Mein Herr taxierte mich ebenfalls.

Hoch aufgerichtet stand ich vor den beiden, in dem Bewußtsein, wie schön ich aussah. Schon einmal war ich so angekleidet worden, vor einigen Tagen im Lager. Bei dieser Gelegenheit hatte ich mich im Spiegel betrachten dürfen.

Die sorgfältig gerafften Roben waren überwiegend weiß gehalten und schimmerten kostbar; über den Schleiern wirkten meine Augen sehr dunkel. Meine Hände steckten in Handschuhen, meine Füße in scharlachroten Pantoffeln. Ich bot einen prunkvollen Anblick.

Mein Herr sah mich an und legte mir die Hand auf die Schultern.

»Du wagst es, eine freie Frau anzufassen?« fragte ich und fügte unterwürfig hinzu: »Herr?«

Er trat zurück und betrachtete mich nachdenklich.

»Unverschämt«, sagte er leise, wie zu sich selbst. »Eine Sklavin hat in solchen Roben nichts zu suchen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Es würde uns aber nicht weiterbringen, sie in ihrer Ta-Teera auftreten zu lassen«, meinte einer der Männer, die im Hintergrund warteten.

»Das ist richtig«, stellte mein Herr fest.

»Sie ist wunderschön«, sagte Eta.

»Es muß genügen«, sagte mein Herr.

»Das Lager befindet sich kaum zwei Pasang von hier«, bemerkte ein anderer.«

Ein schwarzer Mantel wurde gebracht und mir um die Schultern gelegt.

»Komm, Sklavin!« befahl mein Herr.

»Ja, Herr.«

Er machte auf dem Absatz kehrt und verließ mit großen Schritten das Lager. Er trug seine Waffen bei sich. Ich folgte ihm in gebührendem Abstand, wie es einer Sklavin geziemte. Eta blieb im Lager. Die anderen Krieger marschierten hinter uns.

»Still«, forderte mein Herr.

Ich blieb reglos stehen. Umgeben von den anderen Männern, beobachteten wir das Lager. Der Zug war inzwischen um mehrere Wagen erweitert worden. Als ich die Gruppe vor mehreren Tagen zum erstenmal sah, waren die Plattformen nur von einem Vorratsfahrzeug begleitet gewesen. Der größte der drei goreanischen Monde zeigte uns sein volles Gesicht.

Das Lager schmiegte sich in eine Waldlichtung. An einem Ende des Lagers führte ein Bach vorbei; zweihundert Meter weiter mündete ein zweiter Wasserlauf in den kleinen Fluß. Wächter waren unterwegs.

»Alles ruhig!« rief einer dem anderen zu und erhielt eine ähnliche Antwort.

Ich kannte mich in der goreanischen Sprache inzwischen ein wenig besser aus und verstand die Männer.

Eta hatte sich große Mühe mit mir gegeben. Auf manche Befehle konnte ich schon ohne zu zögern reagieren. Ich kannte die Bezeichnungen für viele Gegenstände und hatte Grundbegriffe von der Grammatik. Ich vermochte einfache Sätze zu bilden. Meine Herren konnten mir jetzt in der eigenen Sprache Befehle geben und erwarten, daß ich auch das Richtige tat. Das Goreanische ist eine schöne, melodische, ausdrucksvolle Sprache. Zugleich eine starke, kompromißlose Sprache, wenn sie über die Lippen von Männern kommt.

Ich beobachtete, wie die Wächter zwischen den Bäumen ihre Runden drehten. Im eigentlichen Lager waren mehrere Zelte aufgestellt – in der Mitte ein gestreifter Zeltbau, fast schon ein Pavillon, der von zehn Masten gehalten wurde. Aus diesem Zelt kam nun ein Mädchen; sie trug ein ärmelloses weißes Gewand, das geradezu klassisch wirkte. Sie ging zum Bach, füllte dort einen Krug und brachte ihn zurück. Um ihren Hals lag ein goldenes Band, ein zweites um ihren linken Arm. Im Zelt brannte ein Feuer, dessen Rauch durch ein Loch an der Zeltspitze abzog. Über die Zeltwände huschten die Schatten weiterer Mädchen, die sich zwischen Feuer und Plane bewegten. In der Nähe des prunkvollen Zelts stand ein zweites, fast ebenso großes Zelt, an dessen Mittelmast ein Wimpel flatterte. Vermutlich handelte es sich hier um die Unterkunft des Lagerführers. Vor Tagen hatte ich siebzig bis achtzig Männer gezählt; ich sah nun etwa zwei Dutzend an offenen Feuern im Freien sitzen. Andere hielten sich vermutlich in den Zelten auf.

Die beiden Plattformen, die von je zehn Mann getragen worden waren, lagen umgestürzt mitten im Lager; vermutlich waren sie so besser vor Tau und Regen geschützt. Unter einer befanden sich mehrere Kisten und Truhen, in denen ich die kostbare Mitgift der Braut vermutete. Vier Wagen waren neu zu dem Brautzug gestoßen. Sie schienen ebenfalls von jenen oxsenähn-

lichen Geschöpfen gezogen zu werden, die man Bosk nannte. Mehrere Bosk, an den Beinen gefesselt, grasten auf der anderen Seite des Lagers zwischen den Bäumen.

Eta hatte etwas getan, das sich eigentlich nicht gehörte – sie hatte die Gespräche der Männer belauscht und mir, als mein Goreanisch besser wurde, gewisse Informationen übermittelt.

Bei dem Zug handelte es sich um die Braut- und Mitgiftprozession von Lady Sabina aus der kleinen Handelsfeste von Saphronicus. Das Ziel war Ti, eine der Vier Städte von Salaria, Angehörige der Salarischen Konföderation. Ti liegt am Olni, einem Zulauf des Vosk, nördlich von Tharna. Die Stadt Tharna, zuweilen auch Stadt des Silbers genannt, ist bekannt für den Reichtum ihrer Silberbergwerke. Sie steht unter der Herrschaft Laras, einer Tatrix; und doch ist die Stellung der Frau gerade in Tharna im Vergleich zu den vielen hundert bekannten goreanischen Städten besonders unsicher.

Ich betrachtete die vier neuen Wagen. Der fünfte Wagen, den ich schon vor einigen Tagen gesehen hatte, war inzwischen fast geleert; möglicherweise hatte es die Prozession nicht mehr weit bis zu ihrem Ziel: die Vorräte waren zusammengeschmolzen, und das Zeltbaumaterial war aufgestellt. Die anderen vier Wagen jedoch waren voll beladen und enthielten vorwiegend landwirtschaftliche Erzeugnisse und andere Waren.

Eta erzählte mir, daß Lady Sabina von ihrem Vater Kleomenes, einem hochmütigen, doch mächtigen reichen Kaufmann aus der Handelsfeste von Saphronicus, an Thandar von Ti versprochen worden war, einem Angehörigen der Kriegerkaste, dem jüngsten der fünf Söhne Ebullius' Gaius Cassius, Krieger und Administrator von Ti. Die Bedingungen dieser Heirat waren in einem zwischen Ebullius Gaius Cassius und Kleomenes geschlossenen Gefährtenvertrag festgelegt,

der inzwischen durch die Siegel von Ti und der Festung von Saphronicus zum offiziellen Dokument erhoben worden war. Die einander versprochenen Gefährten – Lady Sabina aus der Festung von Saphronicus und Thandar von Ti aus den Vier Städten von Salaria – hatten sich nach Etas Worten bisher noch nicht einmal gesehen; ihre Ehe war ausschließlich von den Vätern vereinbart worden, wie es auf Gor durchaus üblich ist. Die Angelegenheit war auf Anregung von Kleomenes zustandegekommen, der daran interessiert war, mit der Salerischen Konföderation eine politische und ökonomische Allianz einzugehen. Solche Bündnisse waren von Vorteil für die Salerische Konföderation und wurden durchaus begrüßt, konnten sie doch ein erster Schritt zu einer vollen Aufnahme der Festung von Saphronicus in die Konföderation sein, deren Macht im Norden immer größer wurde. Es erschien durchaus denkbar, daß die Ehe sich in letzter Konsequenz für die Festung von Saphronicus *und* die Salerische Konföderation als vorteilhaft erweisen mochte. Beide Seiten konnten davon profitieren. Der Gefährtenvertrag war also offiziell ausgehandelt worden, unter Hinzuziehung von Rechtsgelehrten beider Länder. Und nun war die Gefährtenreise angetreten worden – sicher nicht ohne Prüfung der himmlischen Gunst, die in der Regel aus dem Zustand der Leber eines geopfertem Verr abgelesen wird, gedeutet durch Mitglieder der Kaste der Wissenden. Die eigentliche Reise, die über Land führte, dauerte mehrere Tage, wurde aber durch zeremonielle Besuche bei den vier zu der Festung von Saphronicus gehörigen Lehnstdörfern verlängert.

Es ist in der Regel so, daß die Dörfer in der Nähe go-reanischer Städte ihr Vieh und ihre landwirtschaftlichen Produkte an die Städter liefern. Diese Dörfer sind der Stadt in den meisten Fällen nicht Untertan. Dennoch obliegt es vorwiegend der Stadt, diese Dörfer zu

beschützen, ob sie nun den Treueeid geschworen haben oder nicht – ein Umstand, der zum Vorteil beider Seiten ist. Die Versorgung der Stadt ist nur solange gesichert, wie die Dörfer vor fremden Übergriffen geschützt werden. Daß die Festung von Saphronicus die benachbarten Dörfer voll in ihre politische Einflußsphäre einbezog und sogar einen gewissen Tribut eintrieb, ist auf Gor nicht ungewöhnlich, aber relativ selten. Die meisten Dörfer sind frei. Der goreanische Bauer ist ein entschlossener, halsstarriger Bursche, der stolz ist auf sein Land und seine Selbständigkeit. Außerdem versteht er sich meistens ausgezeichnet auf den Umgang mit dem goreanischen Langbogen, der eine vorzügliche Kampfmaschine darstellt. Wer den Langbogen zu spannen versteht, so lautet ein Bauernsprichwort, kann niemals Sklave sein. Jedenfalls war der Langbogen in den Dörfern der Festung von Saphronicus verboten.

Die Brautreise schloß die Dörfer der Festung von Saphronicus mit ein, und in jedem Ort fand ein großes Fest statt, und jedes Dorf stiftete einen Wagen mit landwirtschaftlichen Produkten, die der Mitgift zugeschlagen werden sollten. Ich hatte vier solcher Wagen im Lager gesehen und wußte daher, daß die vier Lehnsdörfer besucht worden waren. Die Ladung war nicht sonderlich wertvoll, aber ein Symbol für die Bindung der Dörfer an die Festung von Saphronicus. Zugleich brachte der Besuch auf den Dörfern die Gelegenheit, die bevorstehende Heirat bekannt zu machen und während des Fests die Reaktionen und die allgemeine Stimmung bei den Bauern zu prüfen. Waren sie zufrieden? Stand Ärger bevor? Mußte ein Dorfältester abgelöst oder ins Gefängnis geworfen werden? War es ratsam, eine der Bauerntöchter als Geisel in die Stadt zu entführen? Informationen über Unterdrückte sind wertvoll für die Unterdrücker.

Aus dem gestreiften Zelt in der Mitte des Lagers trat

ein zweites Mädchen. Es bewegte sich mit gemessenen Schritten, solange es durch die Zeltöffnung noch zu sehen war. Dann aber warf es den Kopf zurück, schüttelte sein Haar aus und huschte wie ein weiblicher Sleen zu den Wagen. Ich hielt den Atem an. Die weißgekleideten Mädchen, die Lady Sabina begleiteten, konnten nur Sklavinnen sein, aber offensichtlich von hohem Stande, was auch durch ihre vornehme Kleidung dokumentiert wurde. Sie waren Sklavenzofen der Lady Sabina, zweifellos ihr persönliches Eigentum. Ich fragte mich, wie lange dieses Mädchen schon die Berührung eines Mannes hatte entbehren müssen.

»Alles ruhig und friedlich!« rief einer der Wächter.

»Alles ruhig und friedlich!« wiederholten andere Wächter außerhalb des Lagers.

Ich blickte zum größten goreanischen Mond empor. Es war Vollmond.

Morgen sollte die Gruppe weiter nach Ti ziehen, vor deren Mauern in zwei Tagen eine Begrüßungsprozession warten würde. Jedenfalls war dies der Plan.

Ich spürte die Hand meines Herrn am Arm. Er griff nicht fest zu, doch ich wußte, daß ich seiner Macht unterlag.

Ich begriff meine Rolle bei den Ereignissen nicht, die sich hier abspielen sollten. Mir war nicht klar, warum mein Herr, seine Männer und ich dieses Lager beschlichen hatten und uns jetzt in der Nähe aufhielten.

Einen Mondmonat von heute, gerechnet nach dem größten Mond, sollte die Zeremonie der Gefährtschaft zwischen Thandar aus Ti und Lady Sabina stattfinden. Natürlich hoffte ich, daß sie miteinander glücklich sein würden. Ich war zwar nur eine Sklavin, doch hielt ich mich nicht für weniger frei als Lady Sabina, deren Schönheit ökonomischer und politischer Macht geopfert wurde. Ich mochte halbnackt in der Ta-Teera einer Leibeigenen herumlaufen müssen, doch vermutete ich, daß sie trotz der Kostbarkeit ihrer Kleidung,

trotz ihres Schmucks auf ihre Weise ebenso versklavt war wie ich. Dennoch tat sie mir nicht leid, hatte ich doch von Eta erfahren, daß sie ein hochmütiges Frauenzimmer war, das kühne Reden führte und seine Zofen grausam behandelte. So manche Kaufmannstochter erliegt ihrem Stolz, denn auch die Kaufleute neigen angesichts ihrer Macht zu Eitelkeit und Überheblichkeit und kämpfen – ob nun berechtigt oder nicht – für die Erhebung ihres Standes in den Rang einer hohen Kaste.

Ihre verhätschelten Töchter, die nie arbeiten mußten und nur über die Belanglosigkeiten der Kastenrituale gut unterrichtet waren, zeigten sich oft verdorben und schwach. Trotzdem wünschte ich Lady Sabina kein Pech. Ich hoffte, daß sie mit Thandar aus Ti eine großartige Gefährtschaft verleben würde. Sie hatte zwar in der Auswahl ihres Partners nicht mitreden können, freute sich aber nach Etas Worten dennoch über die getroffene Entscheidung. Durch die Gefährtschaft mit einem Angehörigen der Kriegerkaste stieg sie in der Kastenhierarchie empor, denn die Krieger Gors zählen zu den höchsten goreanischen Kasten.

Es gibt fünf hohe Kasten auf dieser Welt – die Wisenden, die Schriftgelehrten, die Ärzte, die Hausbauer und die Krieger. In vielen Städten setzte sich der Hohe Rat ausschließlich aus Mitgliedern dieser Kasten zusammen. Die meisten goreanischen Städte werden von einem einzigen Mann regiert, dem Administrator, der sich aber auf den hohen Rat stützen muß. Einige Städte stehen unter der Führung eines Ubar, eines Militärdiktators, der zuweilen in tyrannischer Form regiert und sein Wort zum Gesetz erhebt. Die Macht des Ubar ist vom Gesetz her nur durch seine Fähigkeit beschränkt, jene Kämpfer zu beeinflussen und zu kontrollieren, deren Waffen ihm den Thron erhalten.

Jedenfalls sollte Lady Sabina durch ihre Gefährtschaft zu einer der wichtigsten Frauen in der Saleri-

schen Konföderation werden, die im Norden immer mächtiger wurde. Von Thandar aus Ti hielten alle nicht viel – das lag wohl daran, daß er ein wenig imponierender Mann war. Wahrscheinlich freute es ihn nicht besonders, mit einer Frau aus niederer Kaste zusammengeführt zu werden; andererseits wußte er sicher um die kommerzielle und politische Bedeutung der Gefährtschaft und war seiner Stadt bestimmt gern zu Diensten. Vom Standpunkt seines Vaters aus war der Handel sehr von Vorteil, denn Thandar war der jüngste und am wenigsten wichtige von fünf Söhnen; es ging nicht um den ersten oder zweiten Sohn.

In diesem Augenblick griff die weißgekleidete Sklavin in einen Sack auf dem Vorratswagen und nahm eine Larmafrucht heraus. Ich beobachtete sie im Zwielicht. Sie schien nicht zu bemerken, daß hinter ihr die verschleierte Lady Sabina aus dem Zelt gekommen war, begleitet von zwei weiteren Sklavinnen. Einer der Krieger aus dem Lager näherte sich dem Mädchen am Wagen. Es mußte seine Gegenwart spüren, ließ sich aber nichts anmerken. Er stützte die Hände gegen den Wagen, so daß sie zwischen seinen Armen gefangen war. Sie wandte sich um und sah ihn an. Dann hob sie die Larmafrucht und biß hinein. Sie kaute. Er beugte sich vor. Ich sah ihren goldenen Halsreif schimmern.

Plötzlich legten sich ihre Arme um ihn, und er küßte sie. Ich sah ihre Hand mit der angebissenen Larmafrucht auf seiner Schulter.

»Schamlose Sklavin!« rief Lady Sabina, die so etwas offenbar schon vermutet hatte. Die beiden fuhren erschrocken auseinander. Das Mädchen stieß einen erstickten Schrei aus und warf sich ihrer Herrin zu Füßen. Der Mann wich zornig zurück.

»Schamlose Sklavendirne!« zischte Lady Sabina unter ihren Schleiern hervor.

»Was geht hier vor?« fragte ein Mann, der in diesem Augenblick aus dem beflaggten Zelt trat. Er trug ein

Schwert über der Schulter, war ansonsten aber nur in Tunika und Soldatenhalbstiefel gekleidet.

»Sieh!« rief Lady Sabina. »Eine mannstolle Sklavin!«

Der Soldat, den ich für den Lagerkommandanten hielt, war nicht erfreut über die Störung.

»Ich bin ihr gefolgt«, sagte Lady Sabina, »und fand sie in den Armen eines Soldaten!«

»Hab Mitleid, Herrin!« flehte das Mädchen.

»Habe ich dir nicht anständiges Benehmen beigebracht, Lehna?« fragte Lady Sabina streng. »Habe ich dir nicht gezeigt, was Würde ist? Und so entlohnst du mein Vertrauen! So zeigst du mir deine Dankbarkeit!«

Das Mädchen wagte nicht zu antworten, sondern starrte zitternd zu Boden.

»Habe ich dich nicht seit deinem zwölften Lebensjahr gut behandelt?«

»O ja, Herrin!«

»Und doch finde ich dich wie eine Tavernendirne in den Armen eines Söldners! Ich habe dich noch nie ausgepeitscht – hältst du mich etwa für schwach?«

»Nein, Herrin!« versicherte das Mädchen. »Du bist freundlich, aber nicht schwach.«

Lady Sabina machte eine Handbewegung. Der Soldatenführer wandte sich an den Mann, in dessen Armen das Mädchen gefunden worden war. »Zieh sie aus und fessele sie!« befahl er.

In unterdrücktem Zorn riß der Mann dem Mädchen das weiße Gewand vom Leib und band sie in knieender Stellung an einem Rad des Vorratswagens fest.

»Du bist ein wertloses Geschöpf«, sagte Lady Sabina zu ihrer Sklavin. »Eigentlich müßtest du in einer Taverna Paga servieren.«

Lady Sabina ließ sich eine Peitsche geben und näherte sich der Gefesselten.

»Ungehorsame, mannstolle Sklavin!« rief sie und schlug heftig zu.

Das Mädchen schrie auf. Ihre Herrin sparte nicht mit

Schlägen. Erschöpft warf Lady Sabina die Peitsche schließlich fort, machte kehrt und verschwand, gefolgt von zwei Sklavinnen, in ihrem Zelt.

Das Mädchen blieb gefesselt und blutüberströmt am Wagen zurück.

Mein Herr blickte zu den Monden empor. Von der anderen Seite des Lagers schallte der Ruf des krummschnäbeligen Fliehers herüber, der sich in der Nacht von Wald-Urts ernährt. Der Ruf wurde dreimal wiederholt.

Mein Herr trat hinter mich. Sein Messer fuhr aus der Scheide und legte sich mir an die Kehle.

»Was ist die Pflicht einer Sklavin?« fragte er.

»Absoluter Gehorsam, Herr«, flüsterte ich. Ich wagte mich nicht zu rühren. Im nächsten Augenblick wurde mir der große schwarze Mantel abgenommen, der meine kostbare, helle Kleidung bisher verdeckt hatte.

»Lauf!« sagte mein Herr und deutete auf einen Weg zwischen den Bäumen, der am Lager vorbeiführte. »Und laß dich nicht fangen!«

Er stieß mich von sich. Verwirrt begann ich zu laufen.

Ich hatte kaum zwölf Schritte zurückgelegt, als ich einen der Wächter des Lagers rufen hörte: »Halt! Stehenbleiben! Gib Losung! Stehenbleiben!« Ich gehorchte natürlich nicht, sondern hastete weiter.

»Wer ist denn das?« rief ein Mann. »Eine freie Frau!« wurde geantwortet. »Ist es nicht Lady Sabina?« – »Haltet sie!« – »Ihr nach!«

Ich rannte, so schnell ich konnte.

Die Männer waren vermutlich ebenso verwirrt wie ich. Ich wußte nur, daß ich Angst vor ihnen hatte und laufen mußte, wie es mir mein Herr befohlen hatte. Außerdem hatte er mir aufgetragen, mich nicht fangen zu lassen.

Ich stolperte und stürzte, rappelte mich wieder auf und lief weiter. Ich hörte Männer rufen, von denen

mehrere das Lager verließen. Sie kamen durch den Bach gewatet, brachen hinter mir durch das Unterholz. Ich befand mich nun zwischen den Bäumen und war vom Lager aus nicht mehr zu sehen, doch man verfolgte mich. Wie viele Männer mir auf den Fersen waren, wußte ich nicht.

Ich floh voller Entsetzen.

»Lady Sabina!« rief jemand. »Halt! Halt!«

Plötzlich ging mir auf, wie gering die Wahrscheinlichkeit sein mußte, daß eine andere verhüllte freie Frau in der Nähe des Lagers erscheinen würde. Vielleicht war Lady Sabina aus dem Lager geflohen? Vielleicht wollte sie aus irgendeinem Grunde der Gefährtschaft mit Thandar von Ti aus dem Wege gehen, den sie immerhin noch nie gesehen hatte. Sicher gab es im Lager Männer, die sich auf der Stelle davon hätten überzeugen können, daß sich Lady Sabina noch in ihrem Zelt aufhielt – doch viele andere, die in Sekundenschnelle handeln mußten, konnten sich diese Gewißheit nicht verschaffen. Wenn die Fliehende Lady Sabina war, mußte sie wieder eingefangen werden, denn ihre Flucht hätte die bevorstehende Allianz zwischen der Salerischen Konföderation und der Festung von Saphronicus vereitelt. Außerdem mußte sie schnell wieder ins Lager geschafft werden, denn der Wald war in der Nacht sehr gefährlich. Sie mochte von Sleen angefallen werden oder herumstreichenden Gesetzlosen zum Opfer fallen. Je eher man sie wieder einfing, desto besser. Eine freie Frau rannte durch den nächtlichen Wald – das war ein Rätsel, das schleunigst aufgeklärt werden mußte. Vor wem floh diese Frau? War sie allein?

Ich hatte keine Zeit für lange Überlegungen, warum ich dies zu tun hatte. Ich rannte, so schnell ich konnte.

Die Männer im Lager hatten ebenfalls keine Gelegenheit, ihr Vorgehen zu planen. Verständlich, daß viele mir gedankenlos folgten.

Ich eilte durch das Dickicht, hörte Männer hinter mir – wie viele es waren, wußte ich nicht. Ich vermutete, daß von den siebzig bis achtzig Männern im Lager zwanzig oder mehr sofort hinter mir hergestürzt waren. Zugleich war die Aufmerksamkeit aller auf die Seite des Lagers gerichtet, wo man mich zuerst entdeckt hatte.

Stolpernd drängte ich mich zwischen Büschen und Bäumen hindurch. Äste und Dornen zerrissen meine kostbaren Gewänder. Das Knacken im Dickicht hinter mir wurde lauter.

Ich konnte nicht schneller laufen. Das lag nicht nur an den Gewändern. Mir war klar, daß ich den Männern auf keinen Fall entkommen konnte. Sie waren kräftiger und schneller als ich. Die Natur hatte mich nicht dafür vorgesehen, Männern zu entkommen.

Und schon packten rauhe Hände zu. »Halt, Lady!« sagte der Mann.

Keuchend und zitternd stand ich vor ihm.

»Warum bist du geflohen, Lady Sabina?« fragte er. »So etwas ist gefährlich.« Dann rief er: »Ich habe sie!«

Ich versuchte mich loszureißen, vergeblich.

Wenige Sekunden später war ich von weiteren Männern umgeben. Mein Häscher ließ mich los. Ich stand im Kreis der Krieger und sagte kein Wort. Ich neigte den Kopf.

»Ist das Lady Sabina?« wollte eine Stimme wissen.

»Sieh mich an«, forderte ein anderer.

Ich gehorchte ihm nicht sogleich, sondern hielt das Gesicht abgewandt. Da spürte ich Hände auf den Schultern. Finger ergriffen mein Kinn, drehten mir den Kopf herum, drehten ihn ins Mondlicht.

Ich erkannte den Anführer der Soldaten im Lager. Im gleichen Augenblick ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Mann mir nicht hätte folgen dürfen. Eigentlich hätte er im Lager bleiben müssen.

Er starrte mich im schwachen Mondlicht an, ver-

suchte meine Augen zu erkennen. Dann trat er zurück und betrachtete meine Gewänder. »Wer bist du?« fragte er schließlich.

Ich antwortete nicht. Hätte ich den Mund aufgemacht, wäre ihm sofort mein Akzent aufgefallen, meine mangelnde Beherrschung der goreanischen Sprache. Er hätte sofort gewußt, daß ich ein Barbarenmädchen war.

»Du bist nicht Lady Sabina«, stellte er fest. »Wer bist du?«

Ich schwieg.

»Bist du auf der Flucht vor Sklavenhäschern?« wollte er wissen. »Wir sind ehrliche Männer«, fügte er hinzu. »Wir sind keine Sklavenjäger. Du bist bei uns in Sicherheit.«

Mondlicht sickerte durch das Laub.

Mein Schweigen schien ihn zu verärgern. »Möchtest du, daß man dir die Schleier abreißt?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

Seine Hände lagen an meinem ersten Schleier, dem Straßenschleier. »Nun?« fragte er.

Ich antwortete nicht.

Da wurde der Schleier emporgehoben.

»Zieh die Handschuhe aus«, forderte er.

Ich gehorchte. Er entriß mir die Handschuhe und warf sie zu Boden.

»Sprich!« verlangte er.

Als ich nichts sagte, zog er den Hausschleier fort. Die übrigen Männer drängten näher heran. Hier ging etwas Unerhörtes vor sich – wenn ich wirklich eine freie Frau gewesen wäre. Die Tat des Mannes kam einer Verletzung meiner Persönlichkeitsrechte gleich. Es war, als wäre er in mein Heim eingedrungen und wollte mir Gewalt antun.

»Wer bist du?« fragte der Mann von neuem. Wie konnte ich ihm sagen, wer ich war? Mein Herr hatte mir noch nicht einmal einen Namen gegeben!

»Der Schleier des Stolzes ist der nächste, wenn du nicht antwortest«, sagte der Mann.

Ich fragte mich, was die Soldaten mit mir anstellen würden, wenn sie entdeckten, daß ich nicht einmal eine freie Frau war. Ich schlug mir den Gedanken aus dem Kopf. Freie Männer reagieren nicht gerade gelassen, wenn eine Kajira sich als freie Frau verkleidet. Sie würden mein Tun wahrscheinlich als ernststen Verstoß ansehen, der fürchterliche Strafen nach sich ziehen konnte.

Der Schleier des Stolzes wurde fortgerissen.

»Vielleicht bist du nun bereit zu sprechen, liebe Lady«, sagte der Anführer der Soldaten, »und uns deinen Namen und deine Heimatstadt zu nennen und uns zu offenbaren, was du hier so spät in der Nacht verloren hast.«

Ich wagte es nicht zu antworten, sondern wandte den Kopf ab, als mir schließlich auch der letzte Schleier abgenommen wurde.

»Sie ist hübsch«, sagte einer der Männer.

»Hoffen wir um deinetwillen«, sagte der Anführer zu mir, »daß du wirklich eine freie Frau bist.«

Ich senkte den Kopf.

»Betrachte dich als meine Gefangene, Lady«, fuhr der Mann fort, packte mich am Handgelenk und zerrte mich mit sich fort.

Minuten später näherten wir uns dem Lager. Ich wurde über den Bach getragen. Zahlreiche Fackeln flackerten. Zwischen den Zelten herrschte große Verwirrung.

Der Soldat, der mich getragen hatte, setzte mich ab.

Ein Mann rannte mit erhobener Fackel herbei. »Die Lady Sabina!« rief er. »Sie ist fort! Man hat sie entführt!«

Mit einem Wutschrei lief der Anführer der Soldaten auf die Zelte zu, gefolgt von seinen Leuten. Ich wurde mitgezerrt und versuchte verzweifelt Schritt zu halten.

Wir begaben uns auf direktem Wege zum Zelt der Lady Sabina. Ich wurde hineingeschoben. Ein Mann drehte sich mit bleichem Gesicht zu uns um. »Sie sind einfach hier eingedrungen«, sagte er, »und haben sie entführt!«

Links von uns lagen zwei verwundete Soldaten. Die Sklavenzofen der Lady Sabina kauerten erschrocken im Hintergrund. Eine hielt sich die Schulter, an der sie offenbar eine Prellung erlitten hatte.

»Sie waren dabei«, sagte der Soldat und deutete auf die zitternden Sklavinnen.

»Was war los?« wollte der Anführer wissen.

Eines der Mädchen, die Sklavin mit der verletzten Schulter, ergriff das Wort. Die Rückwand des Zelts war zerschnitten worden. »Ein ganzer Trupp stürmte herein«, sagte sie. »Viele Krieger. Wir versuchten die Herrin zu verteidigen, wurden aber zurückgedrängt. Wir konnten nichts tun!« Sie deutete auf die Rückwand des Zelts. »Sie kamen von dort und sind auch dorthin wieder verschwunden – mit der Herrin!«

Ein Meisterwerk der Strategie. Die Männer meines Herrn waren zahlenmäßig weit unterlegen gewesen – doch am Punkt des Angriffs hatten sie eine überwältigende Übermacht gehabt. Zwanzig Mann können eine Mauer erobern, die von hundert Mann verteidigt wird, wenn die zwanzig an einer Stelle vorgehen, wo nur zwei Verteidiger stehen. In dem großen Durcheinander, das die Aufmerksamkeit der Männer auf etwas ganz anderes lenkte, hatte die Streitmacht meines Herrn zielstrebig und erfolgreich zugeschlagen.

Ich schluckte trocken, als mir bewußt wurde, daß ich nur als Köder zur Ablenkung gedient hatte. Bitterkeit erfüllte mich.

»Aus welcher Stadt kamen die Burschen?« wandte sich der Anführer an einen der verwundeten Männer.

»Keine Ahnung«, antwortete dieser.

Ich hatte gesehen, wie die Kämpfer meines Herrn

vor dem Kampf alle Insignien von ihren Tuniken entfernten.

»Wir kennen aber die Fluchtrichtung«, meldete ein Soldat. »Wenn wir schnell handeln, können wir sie vielleicht verfolgen.«

Der Anführer schlug mit der Faust gegen den mächtigen Zeltmast.

»Bewaffnet die Leute!« befahl er. »Gebt Bögen, genug Pfeile und leichte Rationen aus. Alle sind in zehn Ehn marschfertig. Los!«

»Jawohl, Herr«, sagte ein Mann. Soldaten verließen das Zelt. Die beiden Verwundeten wurden fortgetragen.

Dann wandte sich der Anführer in meine Richtung. Ich zuckte zurück. In der Begleitung des Soldaten waren vier Kämpfer, von denen einer mein Handgelenk eisern festhielt.

»Ich möchte zu gern wissen, ob du frei bist, mein schönes Kind«, sagte er und ging um mich herum. Ich hatte das Gefühl, daß er mich unter den Roben nackt sah.

»Bist du frei, schönes Mädchen?« fragte er. Er zog sein Schwert. Ich erschauerte. »Bist du frei?« wiederholte er. Er legte die Schwertspitze an mein linkes Fußgelenk und begann neugierig die Roben der Verhüllung anzuheben. »Ich hoffe um deinetwillen, daß du frei bist. Bist du es nicht, dann mach dich auf einiges gefaßt.«

Ich spürte die Klinge an meinem Bein; langsam wurde der Saum immer höher gehoben. Der Mann konnte bereits mein Knie sehen.

»Zieh dir die Schuhe aus«, sagte er.

Zitternd gehorchte ich ihm.

»Herr«, sagte eine Stimme von draußen. »Die Männer sind bereit.«

»Sofort!« rief der Anführer und hob das Schwert. Ich spürte den Stahl an meiner Hüfte.

Die im Zelt versammelten Männer stießen einen Wutschrei aus. Die Sklavinnen hielten hörbar den Atem an.

»Hab ich's mir doch gedacht!« sagte der Anführer der Soldaten und trat zurück. Sein Schwert steckte er nicht fort.

»Ich gebe dir zwanzig Ehn Zeit, die Kleidung einer freien Frau auszuziehen!«

Schluchzend zerrte ich mir die schweren Gewänder vom Leib und warf mich nackt vor ihm zu Füßen. Hob er schon das Schwert, um mir den Kopf abzuschlagen? Meine Kehle schnürte sich zusammen.

Der Soldat wechselte hastige Worte mit zwei anderen Männern. Dann wandte er sich mit einem Befehl an eine Sklavin, die gleich darauf das Zelt verließ.

Ich hörte die Männer draußen herumlaufen. Waffen rasselten.

Das Mädchen, das vorhin ausgepeitscht und am Wagenrad festgebunden worden war, wurde ins Zelt geführt. Sie warf mir einen kurzen Blick zu und hockte sich niedergeschlagen in eine Ecke. Das andere Mädchen kehrte ebenfalls ins Zelt zurück.

Der Anführer machte Anstalten, uns zu verlassen, um das Kommando über seine Männer zu übernehmen. Er warf mir einen letzten Blick zu. »Mit dir rede ich später, hübsche Kajira«, sagte er drohend. »Fesselt sie«, fügte er hinzu, setzte den Helm auf und verließ das Zelt.

Der Befehl wurde befolgt. Die anderen Sklavinnen sahen mich zornig an. Eine rieb sich die Prellung an ihrer Schulter. »Kajira!« fauchte sie.

Ich wandte mich zur Seite und begann zu weinen.

Verschwunden war die Romantik des Sklavendaseins. Man hatte mich als Köder benutzt, um die Feinde abzulenken. Ich war ein einfacher, unwichtiger Spielstein gewesen. Man hatte mich der Gefahr ausgesetzt – wie es jeder gewöhnlichen Sklavin passieren

konnte. Soviel also war ich meinem Herrn wert. Er erwiderte die Gefühle nicht, die ich für ihn hegte. Ich schluchzte laut.

Kurze Zeit später war zu hören, wie die Männer das Lager verließen.

Nur die Verwundeten und die Sklavinnen blieben zurück.

»Dina«, sagte das verwundete Mädchen zu mir – nach meinem Brandzeichen. Aber so wie sie den Namen verwendete, war er als Beleidigung gedacht. Sie kam näher und versetzte mir einen Tritt. Dann kehrte sie zu den anderen Mädchen zurück. »Unsere arme Herrin!« rief sie.

Außerhalb des Zelts waren die Geräusche der Nacht zu hören, Insekten, die Rufe von Fliehern. Unauffällig versuchte ich Handgelenke und Füße zu bewegen, aber die Fesseln waren zu eng. Ein goreanischer Krieger hatte mich gebunden.

Wieder ertönten die Schreie von Flieher-Vögeln. Im nächsten Augenblick schrien die Mädchen auf. Ich fuhr hoch.

Schwerter lagen an den Hälsen der Sklavinnen. Mein Herr stand im Zelt, seinen Männern durch die zerrissene Seidenplane folgend.

»Herr!« rief ich erfreut und versuchte mich aufzurichten. Er ging neben mir in die Hocke und durchtrennte meine Lederfesseln mit dem Schwert. Ich warf mich ihm zu Füßen. »Herr!« schluchzte ich voller Freude. Er war zurückgekehrt! Er hatte mich nicht im Stich gelassen! Doch er wich vor mir zurück und gab seinen Männern Befehle. Die vier Sklavinnen duckten sich verängstigt zusammen. Einige Männer verließen das Zelt.

»Niederknien! Ihr kommt an die Kette«, sagte einer der Männer. Die Mädchen gehorchten; sie knieten hintereinander nieder. An der Kette, die ins Zelt gebracht wurde, befanden sich sechs Armreifen. Das Mädchen, das von Lady Sabina ausgepeitscht worden war,

wurde als erste angeschlossen – nicht aber an die erste Armschelle, sondern an die zweite; auf diese Weise blieb, als die vier Mädchen gesichert worden waren, vorn und hinten je ein Armreif unbenutzt.

Die Geräusche von draußen verrieten mir, daß Bosk vor die Wagen gespannt wurden. Den anderen Bosk wurden die Fesseln zerschnitten, dann wurden sie in den Wald getrieben.

Ich fragte mich, ob mein Herr das Lager in Brand stecken würde. Vermutlich nicht; der Schein der brennenden Planen und Wagen mochte die Soldaten des Lagers zu früh zurückrufen. Eine deutliche Spur war für sie hinterlassen worden; die Männer meines Herrn waren dann in großem Bogen zum Lager zurückgekehrt. Sicher wurde ihre Spur mit der Zeit immer undeutlicher, um zuletzt ganz zu verschwinden. Die Soldaten aus dem Lager hatten keine gezähmten Sleen als Fährtsensucher bei sich. Während die Fremden der falschen Spur folgten, waren unsere Kämpfer ins Lager zurückgekehrt, von wo aus sie nun in eine andere Richtung endgültig verschwinden würden. Mein Herr machte Anstalten, das Zelt zu verlassen. Ich wäre am liebsten an seine Seite geeilt, doch er wollte mir das nicht gestatten und schob mich zurück. Ich blieb im Zelt.

Der Mann, der die Mädchen angekettet hatte, trat einen Schritt zurück und betrachtete sein Werk.

»Darf ich sprechen?« fragte das erste Mädchen an der Kette, das von Lady Sabina ausgepeitscht worden war. Der Mann nickte. »Ich hasse meine Herrin!« rief die Sklavin. »Ich bin bereit, dich zu lieben, Herr!«

»Hast du keine Freude daran, im Eigentum einer Frau zu stehen?« fragte er.

»Ich möchte einen Mann lieben!« schluchzte sie.

»Schamlose Sklavin!« rief das letzte Mädchen an der Kette, das mich »Dina« gerufen und mich getreten hatte.

»Ich bin eine Frau!« rief die erste.

»Keine Angst, Sklavin«, sagte der Mann, der sie angekettet hatte grinsend. »Man wird dich nicht übergehen. Du sollst dein Vergnügen haben. Ich versprech's dir.«

»Danke, Herr«, sagte sie.

»Freche Sklavin!« schimpfte die andere.

»Du kannst ruhig das Haar einer verzogenen Kaufmannstochter kämmen – ich tanze lieber nackt vor einem Mann!«

»Lehna!« rief die Sklavin von hinten.

Ich hörte, wie ein Wagen aus dem Lager gefahren wurde. Auf seiner Ladefläche lag vermutlich die kostbare Mitgift der Lady Sabina aus der Festung von Saphronicus. Den Aufenthaltsort der hohen Dame kannte ich nicht; zweifellos befand sie sich an einem sicheren Ort, mit verbundenen Augen, geknebelt und gefesselt. Ich fragte mich, ob man ihr wohl die Kleidung gelassen hatte.

Der Mann ging an der Reihe der Sklavinnen entlang, bis er neben dem letzten Mädchen stand. Er berührte sie an Hals und Kinn. »Hast du dich nie gefragt, wie es ist, wenn ein Mann dich berührt?« fragte er.

»Komm zu mir«, sagte das erste Mädchen. »Ich mache es dir, wie's dir noch keine gemacht hat!«

»Er berührt mich!« klagte das letzte Mädchen.

»Blödes Ding!« lachte die erste.

Der Mann kehrte zu dem ersten Mädchen zurück und nahm sie in die Arme. Es stieß einen Freudenschrei aus und drückte sich an ihn. Er küßte es mit einer Leidenschaft, die mich ahnen ließ, daß es beileibe nicht bei dem Kuß bleiben würde.

»Küssen kann ich auch!« rief das aufsässige Mädchen zornig. »Herr!«

»Nein!« stöhnte die andere, während sie sich an den Mann drängte. »Sie ist ein Niemand. Bleib bei mir! Du weißt nicht, wie es mit einem Mädchen wirklich ist, solange du mich nicht kennst!«

In diesem Augenblick rollte ein zweites Fahrzeug aus dem Lager. Ich stellte mir vor, daß es sich um einen der Wagen mit landwirtschaftlichen Gütern handelte; später sollte ich erfahren, daß die kostbare Mitgift auf zwei Fahrzeuge verteilt worden war, nachdem man Korn und Gemüse abgeladen hatte.

Mein Herr kehrte ins Zelt zurück. »Du kannst sie später haben«, sagte er zu dem Soldaten, der schon drauf und dran war, vor aller Augen von der Einladung Gebrauch zu machen. Widerstrebend ließ er von ihr ab.

»Vergiß Lehna nicht!« sagte das Mädchen mit schmachtendem Blick.

»Und Donna auch nicht«, rief die zweite.

»Und Chanda!« rief die dritte.

»Auf keinen Fall Maria!« rief die vierte.

Der Soldat musterte das vierte Mädchen, das sich unter seinem Blick aufrichtete. »Maria möchte nicht übergangen werden?« fragte er.

»Nein«, sagte sie.

»Bist du nicht die Sklavin einer Frau?«

»Gib mir einen Platz zu deinen Füßen«, forderte sie.

Mein Herr ging um die angeketteten Mädchen herum. »Vier Schönheiten«, sagte er. »Ein guter Fang. Wir werden unseren Spaß mit ihnen haben – und wenn wir sie verkaufen, bekommen wir bestimmt einen guten Preis.« Dann wandte er sich zu mir um. »Kette sie auch an.«

Ich erstarrte. Das war doch nicht möglich! Ich war seine Sklavin, keine Gefangene. Ich hatte ihm gut gedient! Der Soldat pfiß, als rief er einen gezähmten Sleen zu sich, und hob einen offenen Armreif auffordernd in die Höhe, den letzten an der Kette. Zornig nahm ich meinen Platz hinter dem vierten Mädchen ein.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte mein Herr.

Es ärgerte mich ungemein, daß mein Herr mich zu-

sammen mit den neuen Mädchen ankettete. Ich spürte das Gewicht des Metalls an meinem linken Arm.

Mein Herr blickte auf mich herab. Ich schloß die Augen.

Er machte kehrt, verließ das Zelt und verschwand in der Dunkelheit.

»Ich war gemein zu dir, Sklavin«, sagte das Mädchen vor mir in diesem Augenblick. »Das tut mir leid. Bitte verzeih mir.«

»Was?« fragte ich.

»Es tut Maria schrecklich leid, Herrin«, sagte sie. »Bitte verzeih mir.«

Es kam mir seltsam vor, daß sie mich als »Herrin« anredete. Aber dann erkannte ich, was sie meinte. Sie hatte mich »Dina« genannt und getreten. Jetzt stand sie im Eigentum meines Herrn, sie war seine neueste Sklavin. Sie kannte die Machtverhältnisse im Kreis seiner Leibeigenen noch nicht. War ich womöglich sein Erstes Mädchen? Stand ich über ihr?

»Ich verzeihe dir«, sagte ich gedankenlos.

Augenblicklich richtete sich das Mädchen hochmütig auf und wandte sich ab. Sie schien anzunehmen, daß sie von mir nichts zu befürchten habe, und wollte mich von oben herab ignorieren. Das ärgerte mich. Wahrscheinlich meinte sie, daß sie besser aussah als ich – was durchaus stimmen mochte – und daß sie sich damit in die Gunst meines Herrn schleichen könnte. Ich war erbost und fragte mich, warum ich ihr verzeihen hatte. Ich hatte gar nicht weiter über meine Worte nachgedacht, die mir selbstverständlich vorkamen.

Dennoch war ich zornig. Sie hatte ein wenig zu leicht gesiegt. In plötzlichem Zorn versetzte ich ihr einen Tritt von hinten.

Verblüfft schrie sie auf. Ich stand starr da, als hätte ich gar nichts getan. Der Soldat, der damit beschäftigt war, aus den Truhen im Zelt Schmuck einzusammeln und in ein Halstuch zu knoten, tat, als habe er meine

Bewegung nicht gesehen. Männer mischen sich selten in die Auseinandersetzungen zwischen Sklaven ein. Natürlich ließen sie es nicht zu, daß etwa eine Sklavin die andere verletzte oder entstellte und damit ihren Marktwert schmälerte.

Das Mädchen vor mir hatte seine stolze Haltung sofort wieder eingebüßt. Sie wußte nicht mehr, woran sie war. »Wenn ich es mir genau überlege«, sagte ich, »verzeihe ich dir vielleicht doch nicht.«

»Maria erfleht deine Vergebung!« sagte sie leise.

»Vielleicht – vielleicht aber auch nicht«, sagte ich.

»Ja, Herrin«, flüsterte das Mädchen eingeschüchtert.

Ich freute mich über ihre Reaktion. Wenn sie Angst vor mir hatte, konnte ich sie vielleicht eine Zeitlang von meinem Herrn fernhalten. Sie war wunderhübsch. In mir regte sich Eifersucht.

Der Soldat band das mit Schmuck gefüllte Halstuch zusammen und warf es sich über die Schulter. Er grinste mich an. Ich senkte den Kopf und lächelte.

»Sklavinnen, wir müssen uns beeilen«, sagte er und gab das Zeichen zum Abmarsch. »Har-ta!« befahl er, und Lehna, die als erste ging, setzte sich in Trab.

Minuten später wateten wir bereits durch das kalte Wasser des Bachs.

»Har-ta!« befahl der Soldat, der uns kommandierte.

Ich spürte die Kiesel des Bachufers unter meinen nackten Füßen. Die Kette zerrte mein Handgelenk nach vorn. Ich blickte zu den leuchtenden Monden empor. Stolpernd folgte ich den anderen. Ich wußte nicht, welches Schicksal mich erwartete – mir war nur klar, daß es ein Schicksal absoluter Unterwerfung sein würde.

Mein Herr reichte mir seinen Kelch, den ich mit Sul-Paga füllte. Dann preßte ich meine Lippen an das Metall und gab ihm das Gefäß zurück. Meine Augen taten weh. Der Duft machte mich trunken.

Sul-Paga ist wasserhell, während die Sulfrucht gelb ist. Die Paga-Brennerei, die über zahlreiche Tanks und Rohrleitungen verfügte, lag mitten in dem Dorf, dessen Gäste wir waren, Tabukfurt. Hier war unser Gastgeber Thurnus Kastenführer.

»Ausgezeichnet«, sagte mein Herr, als er von dem Paga getrunken hatte. Am Abend zuvor hatte ich einen Schluck des starken Getränks gekostet. Nach Sekunden war mir schwarz vor den Augen geworden. Ich war bewußtlos zu Boden gesunken und hatte erst am nächsten Morgen mit fürchterlichen Kopfschmerzen das Bewußtsein wiedererlangt.

»Wein, Sklavin!« sagte Maria und hielt mir ihren Kelch hin.

Zornig stellte ich den Sul-Paga fort und holte die Flasche mit Ka-la-na-Wein aus Ar und füllte ihren Becher.

Sie dankte mir nicht, beachtete mich nicht einmal – ich war ja nur eine Sklavin. Dabei traf dasselbe auf sie zu! Ich sah, wie sie sich in ihrem inzwischen gekürzten weißen Kleid in die Arme meines Herrn schmiegte. Sie war in der Gunst der Männer schnell gestiegen und hatte sogar Eta vom Platz der Lieblingssklavin vertrieben. Ich hatte von Anfang an befürchtet, daß die Männer für sie entbrennen würden. Mein Herr schien sie jedenfalls sehr zu mögen. Er beschlief sie fast jede Nacht. Ich haßte sie. Auch Eta schien ihr nicht gerade wohlgesonnen zu sein.

Maria musterte mich und lächelte. »Du bist eine hübsche Sklavin«, sagte sie.

»Danke, Herrin«, antwortete ich mühsam beherrscht. Seitdem sie zum Ersten Mädchen avanciert war, mußten wir sie bedienen und mit ›Herrin‹ anreden. Obwohl sie keinen Schmuck und keine hübschen Kleider tragen durfte, galt sie im Lager als hohe Sklavin. Seit dem Überfall auf den Brautzug der Lady Sabina waren fünf Wochen vergangen. Einen großen Teil dieser Zeit hatten wir auf einer langen Überlandreise verbracht.

»Gib mir zu trinken«, verlangte Thurnus von mir.

»Ja, Herr«, sagte ich und brachte ihm Ka-la-na-Wein.

Thurnus war ein zottig wirkender Mann mit langem strohblondem Haar, breiten Schultern und großen Händen. Er stammte eindeutig von Bauern ab. In Tabukfurt war er Kastenführer. Tabukfurt war ein großes Dorf mit etwa vierzig Familien; die Häuser wurden von einem Palisadenzaun geschützt, der sich wie eine Radnabe inmitten ringsum angeordneter Felder erhob – lange, breiter werdende Streifen, die wie Speichen von der Mitte aus gingen. Thurnus bebaute vier solche Streifen. Tabukfurt leitet seinen Namen aus der Tatsache her, daß vor langer Zeit die Feldtabuks auf ihren jährlichen Wanderzügen den Verl-Fluß – einen Nebenfluß des Vosk – in der Nähe überquerten. Die Feldtabuk haben ihren Wanderweg inzwischen um etwa zwanzig Pasang weiter nach Norden verlegt, während der Name des Dorfes unverändert geblieben ist. Tabukfurt ist ein reiches Dorf, ist aber nicht so sehr bekannt für seine landwirtschaftlichen Produkte wie für seine Sleenzucht. Thurnus aus der Bauernkaste war einer der bekanntesten Sleenzüchter auf Gor.

Thurnus musterte mich und grinste. »Ich habe gesagt, gib mir zu trinken!« Dabei betonte er das letzte Wort.

»Verzeih mir, Herr«, sagte ich, machte kehrt und holte eilends den Beutel mit Sul-Paga.

Thurnus hielt mir seinen Kelch hin. Ich machte Anstalten, den Sul-Paga hineinzugießen. Doch plötzlich zog er den Kelch fort, hielt ihn etwas näher zu sich. Natürlich mußte ich aufrücken.

Eine goreanische Sklavin muß für ihre Schönheit einen hohen Preis zahlen. Ich war gewillt, ihn zu zahlen – doch war Schönheit auf einer Welt wie Gor nicht ohne Risiken. Ich wünschte mir plötzlich, ich trüge einen Namenskragen, wie Eta. Auf diese Weise wäre jedem klar, wem ich gehörte. Doch mein Herr hatte sich bisher nicht die Mühe gemacht, mir einen solchen Reif umzulegen.

»Komm näher, kleine Schönheit«, sagte Thurnus.

Ich gehorchte, obwohl ich Angst vor diesem Manne hatte. Ich hatte seinen Blick oft genug bemerkt.

Ich goß Sul-Paga in seinen Kelch.

Mein Herr saß mit seinen Adjutanten in der großen strohbedeckten Hütte des Thurnus. Das Bauwerk war hoch und konisch angelegt; der Fußboden bestand aus behauenen Dielen, die sich auf Pfählen etwa sieben Fuß über dem Boden befanden, wodurch die Hütten vor Feuchtigkeit und Ungeziefer geschützt wurden. Der Eingang war über eine schmale, steile Treppe zu erreichen. Andere Hütten verfügten nur über Leitern an den Türen. Thurnus war der Kastenführer dieser Siedlung. In der Mitte des Fußbodens befand sich eine große kreisförmige Metallscheibe, auf der man Feueraschen oder kleine flache Kochherde abstellen konnte. Als Brennstoff diente gepreßtes Holz, wie man es in den Dörfern nordwestlich von Ar oft findet. An den Wänden stand das Vermögen des Hauses in Truhen und Ballen. Matten bedeckten den kahlen Fußboden. An den Wänden hingen Gefäße und Lederwaren. Ein Rauchabzug gähnte im Dach der Hütte. Obwohl das Bauwerk keine Fenster und nur eine Türöffnung hatte,

war der Raum während des Tages nicht dunkel. Dachstroh und Mauern filterten das Sonnenlicht, und das ergab eine angenehme Tönung, die dem Auge wohltat. Im Sommer ist es frisch und kühl in der Hütte. Im Winter, der in diesen Breitengraden selten streng ausfällt, werden die Hütten außen mit bemalten Planen abgedeckt.

Tabukfurt lag etwa vierhundert Pasang nordnordwestlich von Ar, an der Voskstraße, die vor vielen Jahren von den Horden Pa-Kurs beim Anmarsch auf Ar benutzt worden war. Auch wir waren auf diese Straße eingeschwenkt, nachdem wir den Vosk überquert hatten. Die Straße ist breit und wirkt wie eine in den Boden versunkene mächtige Mauer, Pasangsteine markieren die Entfernungen. Der ursprüngliche Zweck einer solchen Straße lag vermutlich im Militärischen – ein Weg, auf dem Kriegstharlarion rasch vorankommen, auf dem Tausende von Soldaten, Wagen und Belagerungsmaschinen schnell von einem Ort zum anderen gebracht werden konnten. Solche Straßen erleichtern die Verteidigung von Grenzen und die Abwehr von Eindringlingen – und kommen dem Expansionsdrang ehrgeiziger Herrscher entgegen.

Thurnus sah mich an. »Du darfst meinen Kelch küssen, Sklavin«, sagte er. Ich gehorchte.

An der Wand hinter Thurnus hing ein Langbogen aus biegsamem Ka-la-na-Holz – eine gefährliche Waffe, die von den goreanischen Bauern bevorzugt wird. Eine andere Waffe der Bauern ist der große Stab, etwa sechs Fuß lang und zwei Zoll dick. Zwei solche Stäbe lehnten an der Wand.

»Und nimm deine Lippen erst wieder fort, wenn ich es dir sage!«

»Thurnus«, sagte seine freie Gefährtin, eine große, rundliche Frau, die einen Reptuschleier trug. Sie hatte keine Freude an solchen Scherzen.

Ganz in der Nähe besaß Thurnus ein Gehege, in dem

sich seine Sklavinnen befanden. Er arbeitete nicht allein auf den Feldern.

»Sei still, Frau«, sagte Thurnus und griff ungeniert nach meinem Busen.

Neben den Kampfstäben lag ein einfacher, unregelmäßig geformter Felsbrocken, den Thurnus vor Jahren von den Feldern mit nach Haus gebracht hatte – sein Heimstein, der Stein, der den Heimatbegriff des Goreaners verkörpert.

»Thurnus!« sagte seine Gefährtin ärgerlich.

Doch er kümmerte sich nicht um sie. Es war viele Jahre her, daß sie ihm aus dem Dorf ihres Vaters gefolgt war – auf die Wanderung, die mit der Gründung Tabukfurts geendet hatte.

Thurnus war ein kräftiger Mann, ein Typ, der entweder viele Frauen hat oder einer einzigen Frau unglaublich viel abverlangt. Seine Gefährtin übte vermutlich keinen Reiz mehr auf ihn aus oder war zu stolz auf ihre Freiheit, als daß sie noch sein Interesse erweckte.

»Du bist eine hübsche kleine Sklavin«, sagte Thurnus zu mir.

Ich konnte nicht antworten, lagen meine Lippen doch an seinem Kelch.

»Wie heißt sie?« wandte sich Thurnus an meinen Herrn.

»Sie hat keinen Namen«, lautete die Antwort.

»Oh«, machte Thurnus und fuhr mir mit der Hand zwischen die Beine. Ich zuckte zusammen und keuchte.

Ärgerlich stand Thurnus' freie Gefährtin Melina auf und verließ die Hütte. Ich erbepte unter Thurnus' intimer Berührung. Ich konnte mich seiner Hand nicht entziehen, denn ich mußte ja den Kelch küssen.

»Vielleicht können wir sie ›Dummkopf‹ nennen«, schlug Maria vor.

Die Männer lachten.

»Oder ›die Ungeschickte!‹« drängte Maria boshaft.

»Du hast recht«, sagte mein Herr. »Sie ist dumm und ungeschickt – doch ihre Intelligenz nimmt zu und auch ihre Schönheit und Anmut.«

»Wir wollen ihr einen Namen geben, der besser zu einer Sklavin paßt, die eines Tages vielleicht in der Lage ist, Männern zu gefallen.«

Meine Lippen berührten den Kelch des Thurnus. Er ließ meinen Blick nicht los. Seine Liebkosungen wurden immer heftiger. Ich war erregt. Ich war eine Sklavin, ich konnte nicht anders.

Thurnus lachte. Meine Schenkel bewegten sich in dem Rhythmus, den er mir aufzwang. Wie wütend ich war!

»Wenn die namenlose Sklavin dich irgendwie interessiert«, sagte mein Herr, »kannst du natürlich mit ihr tun, was dir beliebt.«

Thurnus lachte. »Du bist doch aber gekommen, um Sleen anzusehen.«

Mein Herr zuckte die Achseln. »Das stimmt«, sagte er.

»Dann wollen wir keine Zeit mehr verschwenden im Spiel mit Sklavinnen, sondern uns ernsthaften Geschäften zuwenden. Thurnus sah mich an. »Du kannst mir den Kelch jetzt geben.«

Mit aufgerissenen Augen, heftig atmend, kniete ich auf dem Boden.

Mein Herr erhob sich, und seine Adjutanten taten es ihm nach. Ich hätte mich am liebsten kreischend auf dem Boden gewälzt. Thurnus hatte das Angebot meines Herrn nicht angenommen, obwohl ich sicher war, daß er mehr als nur beiläufiges Interesse für mich hatte. Ich fragte mich, ob er meinen Herrn mit seinem Verhalten auf die Probe stellen wollte. Thurnus schien mir ein kluger Mann zu sein.

Die Männer machten Anstalten, die Hütte zu verlassen.

Mein Herr schnipste mit den Fingern. Maria sprang auf und eilte zur Tür der Hütte.

»Ich fürchte, ich habe deine Sklavin ein bißchen nervös gemacht«, sagte Thurnus grinsend und sah mich an.

»Bitte, Herr!« flüsterte ich.

»Egal«, sagte er und machte kehrt. »Wir wollen uns die Sleen ansehen.«

»Laß mich nicht laufen, Herr!« flehte Sklavenperle.

»Ich war früher eine freie Frau!«

»Stell dich auf die Linie«, sagte mein Herr.

Sklavenperle hastete zu dem Strich, der in den Sand von Tabukfurt gekratzt worden war. Sie trug die Überreste von Gewändern, die einmal zu Roben der Verhüllung gehört hatten. Sie war barfuß, wie es sich für eine Sklavin gehört.

»Wohin sollen wir denn laufen?« fragte mich Sklavenperle.

»Es gibt kein Ziel«, antwortete ich. Das Dorf war von einem Palisadenzaun umgeben, dessen Tor versperrt war.

»Ich will nicht als Sklavin laufen!« schluchzte Sklavenperle.

»Hör auf zu jammern!« sagte Lehna.

»Jawohl, Herrin!« antwortete Sklavenperle erschrocken. Sie hatte Angst vor Lehna, von der sie nach dem Branden in die Regeln des Sklavendaseins eingeführt worden war – mit einer Gerte.

Mein Herr hatte vor mehreren Wochen in einem kühnen Handstreich Lady Sabina aus der Festung von Saphronicus entführt und damit ihre Gefährtenschaft mit Thandar aus Ti, einer Stadt der Vier Städte von Salaria, zunichte gemacht. Diese Städte bildeten die Salarische Konföderation, eine aggressive und sich ausweitende Liga nördlich des Vosk. Die wachsende Macht dieses Bündnisses wurde in Ar nicht gerade gern gesehen. Ar, das in Gors nördlicher Hemisphäre liegt, herrscht uneingeschränkt über das Gebiet zwischen dem Vosk und dem Cartius, den Voltai-Bergen und dem Thassa, dem Meer. Der Ubar von Ar, Marlenus

geheißen, gilt als ehrgeiziger und brillanter, stolzer und mutiger Mann, der imperialistische Ziele verfolgt. Er mochte der Ansicht sein, daß sich die Salerische Konföderation zu einer Gefahr für Ar auswachsen konnte. So wie die Dinge im Augenblick standen, gab es in den Gebieten nördlich des Vosk eine Reihe uneiniger Städte, die jeweils ziemlich klein waren. Für einen starken Staat wie Ar bedeutete das von der Verteidigung her eine sichere Grenze und im Hinblick auf mögliche Expansionspläne ein interessantes Machtvakuum. Das Anwachsen der Salerischen Konföderation mochte nun die Situation zum Nachteil Ars ändern. Sollte der Bund von Saleria weitere Mitglieder finden und zu einer Einheit verschmelzen, konnte sich hier durchaus ein gleichwertiges oder überlegenes Gegengewicht zu Ar finden. Dann mochte es dazu kommen, daß Armeen und Tarnhorden nach Süden zogen. Erst vor wenigen Jahren hatte Ar Feinde in seinen Mauern erleben müssen, als es in dem politischen Durcheinander nach einem kurzzeitigen Verlust des Heimsteins und der Absetzung des Ubar Marlenus zu einer Revolte abhängiger Städte gekommen war, organisiert und angeführt von Pa-Kur, dem Großmeister der Kaste der Attentäter.

Die Horden Pa-Kurs, so wird berichtet, hatten das herrliche Ar belagert. Die Wissenden, die zu der Zeit die Macht in Ar auf sich vereinigt hatten, waren schwach und unentschlossen gewesen und hatten die Stadt aufgegeben, was den Ruf der Kaste der Wissenden in Ar bis zum heutigen Tag beeinträchtigt. Am Tage der Kapitulation wurde Ar durch den Aufstand der eigenen Bürger gerettet, die in den Straßen zu kämpfen begannen, unterstützt von den Streitkräften gewisser Städte des Nordens, vorwiegend Ko-ro-ba und Thentis. Von diesen Dingen ist in Liedern die Rede. Einer der darin besungenen Helden heißt Tarl von Bristol. Auch Marlenus tritt in den Balladen auf.

Später eroberte er mit seinem Sieg über Cernus den Thron von Ar zurück. Bis heute verkörpert er die Macht in Ar. Zuweilen nennt man ihn den Ubar aller Ubars.

Zweifellos beobachtete Marlenus die Entwicklung der Salerischen Konföderation mit Mißfallen. Dieser Bund ist zwar im Augenblick noch relativ schwach. Ein Ubar muß jedoch an die Zukunft denken. Andererseits wird allgemein angenommen, daß die Salerische Konföderation weniger eine Gefahr für Ars Sicherheit als für die ehrgeizigen Expansionspläne dieses Stadtstaates ist. Der riesige Ödgürtel unmittelbar südlich des Vosk, der Ar einmal nach Norden hin beschützte, besteht nicht mehr. Dabei handelte es sich um eine ausgedehnte Wildnis, eine leere, unbevölkerte, wüstenähnliche Zone ohne Wasser und nützliche Vegetation, tausend Pasang breit. Hier wurden Brunnen vergiftet und Felder niedergebrannt und eingesalzen, um den Anmarsch von Armeen aus dem Norden zu verhindern. In den letzten Jahren aber ist dieser Landstreifen grün geworden. Neue Brunnen sind gegraben worden, Bauern haben sich hier niedergelassen. Ihr Bestreben ist es, mehr bebaubares Land zu schaffen; man vermutet, daß die Zone dadurch für umfassende militärische Operationen erschlossen werden soll. Man setzte sogar Rehwild und ungezähmte Bosk aus.

Es heißt, der Blick Ars ist mit Sorge nach Norden gerichtet. Außerdem wird behauptet, die Salerische Konföderation habe nur deswegen so gut gedeihen können, weil die Städte des Nordens den Imperialismus Ars fürchten. Wie es um diese komplizierten politischen Dinge auch bestellt sein mag, es scheint klar zu sein, daß Marlenus den Wuchs der Salerischen Konföderation nicht gerade fördern möchte.

Clitus Vitellius, mein Herr, war ein Soldatenführer aus Ar. Offenbar hatte er die Aufgabe gehabt – wahr-

scheinlich sogar einen persönlichen Befehl von Marlenus, dem Ubar dieser Stadt –, die bevorstehende Allianz zwischen der Festung von Saphronicus und der Salerischen Konföderation zunichtezumachen – eine Allianz, die mit der Gefährtschaft zwischen Thandar von Ti und Lady Sabina aus der Festung von Saphronicus besiegelt worden wäre.

In kühnem Angriff hatte mein Herr die Tochter des saphronischen Kaufmanns entführt. Er hatte das Lager überfallen und das Mädchen mitgenommen. Anschließend war er zurückgekehrt und hatte auch noch die Mitgift der Braut an sich gebracht, außerdem die Zofen der Lady – Lehna, Donna, Chanda und Maria. Diese Mädchen, ich in ihrer Mitte, standen nun an der Startlinie. Die jungen Bauernburschen des Dorfes beäugten uns neugierig und lüstern. Wir waren geschmeidige, vitale Schönheiten – Sklavinnen. Nicht jeden Tag durften sie solche Mädchen zu ihrem Vergnügen jagen. Unser Sklavenstatus forderte von uns, daß wir dem, der uns fing, willens sein mußten.

Es gab Diskussionen über die Regeln der Jagd. Wetten wurden abgeschlossen. Einige junge Heißsporne kamen zu uns an die Linie, um sich die Beute aus der Nähe anzusehen.

»Oh!« machte Sklavenperle. Einer der Bauernburschen hatte ihr ungeniert zwischen die Beine gegriffen.

»Gutes Material«, sagte er. »Ja«, meinte ein anderer nickend.

Ein dritter Jüngling betastete mich. Ich versuchte mich ihm zu entziehen – aber nicht ernsthaft. Schließlich wollte ich nicht ausgepeitscht werden.

Auf der anderen Seite Donnas stand Maria. Sie hatte den Kopf hoch erhoben und schien die Dreckpfoten der Bauernlummel an ihrem Körper nicht zu spüren.

Ich beobachtete Sklavenperle. Sie weinte und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Dann blickte ich zurück zu den offenen Feuern, wo die Männer des Dorfes

saßen, darunter Thurnus, der Kastenführer, und mein Herr Clitus Vitellius.

Ich erbehte vor Freude bei seinem Anblick. Mir wurde ganz warm, wenn ich diesen Mann nur ansah. Er aber bemerkte mich nicht, sondern sprach konzentriert mit Thurnus. Er war ein Mann, der eine Frau nur zu seinen Bedingungen an sich heranließ. Darüber gab es keine Diskussionen. Dennoch war er einer der beliebtesten Männer in Ar – die Frauen standen angeblich scharenweise bei ihm Schlange. Die vorübergehende Aufgabe der eigenen Freiheit im Sklavenkragen von Clitus Vitellius, so flüstern manche hochgeborenen Ar-Frauen einander zu, ist kein zu hoher Preis. Die Langeweile der Freiheit wurde mit Freuden geopfert, wenn es nur um eine kurze Zeit in den Armen dieses Mannes ging.

»Fertig zum Lauf!« rief ein Bauer in diesem Augenblick.

Ich blickte zu meinem Herrn hinüber. Am liebsten wäre ich zu ihm gelaufen, doch ich wagte es nicht, die Startlinie zu verlassen.

Thurnus hatte mich aufs höchste erregt – und dann von mir abgesehen, als ich fast soweit war. Es war ein elender Nachmittag gewesen.

Ich betrachtete meinen Herrn, nach dem ich mich sehnte. Obwohl viele Frauen ihm Anträge gemacht hatten, war Clitus Vitellius noch in keine freie Gefährtschaft eingetreten. Ich nahm auch nicht an, daß er es jemals tun würde. Er war schließlich Clitus Vitellius. Er würde sich Sklavinnen nehmen. Ich liebte ihn!

»Wenn die Fackel gesenkt wird«, rief der Bauer und hob sie, »lauft ihr los.«

»Ja, Herr«, antworteten wir.

»Die Fackel wird dann in die Erde gesteckt«, fuhr der Mann fort. »Wenn sie steckt, habt ihr zweihundert Herzschläge Zeit, dann werdet ihr verfolgt.«

Ich schätzte, daß wir einen Vorsprung von etwa drei Minuten vor den jungen Männern haben würden.

Ich blickte mich um. Eta stand ganz rechts auf der Linie. Dann kamen Maria und Donna. Ich stand zwischen Donna und Sklavenperle. Links warteten Chanda und ganz außen Lehna.

»Ich möchte nicht vor Bauernburschen fliehen müssen«, sagte Sklavenperle. »Ich war eine freie Frau.«

»Ich auch«, sagte ich.

»Möchtest du noch einmal gezüchtigt werden?« rief Lehna.

»Nein!« sagte Sklavenperle hastig. Sie hatte Angst vor Lehna. Aus guten Gründen war sie unmittelbar nach ihrer Gefangennahme unter Lehnas Aufsicht gestellt worden.

Nach der Entführung Lady Sabinas waren wir in das geheime Lager zurückgekehrt, in das mich mein Herr ursprünglich gebracht hatte. Dort hatte man Lady Sabina wie mich an den umgeknickten Stamm gefesselt und gebrandet. Damit war diese Frau politisch entwertet – und das entsprach genau der Absicht meines Herrn und seiner Befehlshaber in Ar. Das Symbol machte sie äußerlich sichtbar zur Sklavin. Sie wurde losgebunden und vor meinen Herrn gestoßen.

»Wir müssen dir einen Namen geben«, sagte er. »Sabina ...«, fuhr er leise fort, als überlege er. »Ah, mir will scheinen, daß dein früherer Name ein ausgezeichneter Sklavename ist.«

»Nein, nein, Herr!« flehte sie.

»Dein früherer Name«, sagte er, »war sehr raffiniert gewählt. Er hört sich an wie der Name einer freien Frau, doch enthält er bereits – in einer Verkleidung, die wir jetzt fortreißen – deinen neuen Namen als Sklavin. Sehr schlau, Sklavin, aber man hat dich entdeckt. Ab sofort trägst du deinen wahren Namen, der gut zu dir paßt und den ich kraft meiner Macht über dich zu deinem Namen mache.«

»Bitte, Herr!« flehte sie.

»Du heißt ab sofort Bina«, befahl er.

Sie barg das Gesicht in den Händen und begann zu weinen. ›Bina‹ ist das goreanische Wort für Sklavenperle.

»Legt Sklavenperle einen Sirik um«, befahl mein Herr. Im Nu trug das neue Mädchen meines Herrn den Halskragen, von dem eine Kette zu Arm- und Fußreifen führte. Sie war wunderschön anzuschauen. Ich hatte bisher noch keinen Sirik getragen.

»Sklavenperle«, sagte mein Herr, »vielleicht erinnerst du dich, daß du vor einigen Tagen eine Sklavin gestraft hast.«

»Du weißt davon?«

»Als wir dein Lager erkundeten, wurden wir Zeuge der Szene. Soweit ich mich erinnere, bestand das Vergehen der Sklavin darin, sich nach der Berührung durch einen Mann zu sehnen.«

»Ja, Herr.«

»Die freie Frau hatte zweifellos das Recht, ihr Mädchen dafür zu strafen.«

»Ja, Herr!« sagte Sklavenperle.

»Diese Frau ist inzwischen aber selbst Sklavin geworden. Sie hält sich sogar in diesem Lager auf. Das gleiche gilt für das Mädchen, das von ihr gestraft wurde.«

»Ja, Herr«, sagte Sklavenperle zitternd.

»Wünschst du dir die Berührung eines Mannes?« wollte mein Herr wissen.

»O nein, Herr!«

»Ah, mir will scheinen, wir haben eine Sklavin hier, die eines Verbrechens schuldig ist.«

»Wer, Herr?«

»Du!«

»Nein!«

»Dein Vergehen ist es, dich der Berührung durch einen Mann entziehen zu wollen.« Mein Herr wandte

sich an einen seiner Männer. »Bring Lehna eine Gerte«, sagte er. »Diese Sklavin muß bestraft werden. Sie widersetzt sich.«

»Ich bin bereit«, sagte Lehna.

»Merk dir die Lektion«, sagte mein Herr zu Sklavenperle. »Du sollst dich nach Männern sehnen. Was du ihr angetan hast, wird sie jetzt dir antun. Vielleicht begreifst du dann etwas besser, wie schwerwiegend deine Tat war. Vielleicht bedauerst du es dann, keine nachsichtigere Herrin gewesen zu sein.«

»Laß das nicht zu, Herr!« rief Sklavenperle. »Sie wird mich töten!«

»Unmöglich wäre es nicht. Wenn Lehna mit dir fertig ist, werde ich dich noch einmal fragen, ob du dir die Berührung durch einen Mann wünschst. Ich hoffe für dich, daß deine Antwort dann positiv ausfällt.«

»O ja, Herr«, flüsterte Sklavenperle.

»Lauft!« brüllte der Mann und senkte die Fackel.

Zusammen mit den anderen Mädchen rannte ich los. Wir eilten in verschiedene Richtungen auseinander.

Etwa fünfzig Meter von der Startlinie entfernt, verborgen in der Dunkelheit zwischen den Strohhütten, blieb ich stehen und blickte keuchend zurück. Die Fackel steckte bereits im Boden. Dann rannte ich tiefer zwischen die Hütten. Schließlich erreichte ich den Palisadenzaun und preßte Körper und Wangen gegen die glatten Stämme. Dann trat ich zurück und blickte in die Höhe. Die spitzen Pfähle endeten acht Fuß über dem Boden. Ich drehte mich um und starrte auf die schmale Lehmstraße zwischen den Hütten. Ich sah das Feuer in der Mitte des Dorfes, die erhellten Gesichter der Männer, die daran saßen. Ich sah, wie die Jünglinge eifrig auf sprangen.

»Es gibt keine Verstecke!« schluchzte Sklavenperle, die in meiner Nähe geblieben war.

»Wir sind Sklavinnen!« belehrte ich sie. »Es ist unsere Aufgabe, uns fangen zu lassen!«

Ich sah, wie sich die jungen Männer zur Verfolgung fertig machten. Mehr als einer hatte es auf mich abgesehen, das wußte ich. Wetten waren auf dieses oder jenes Mädchen abgeschlossen worden, so auch auf mich.

Ich sah Chanda in einer Hütte verschwinden.

Sklavenperle wandte sich ab und hastete an der Innenseite des Palisadenzauns entlang. Ich folgte ihr ein Stück und zog mich dann wieder zwischen die Hütten zurück. Dabei bekam ich fast einen Herzschlag, als ich wenige Fuß vor mir ein böses Fauchen vernahm. Die Hand vor den Mund gehoben, schrie ich auf. Dutzende schimmernder Augen starrten mich durch den soliden Zaun eines Slegeheges hindurch an. Schnauzen und Zähne wurden gegen die Gitter gepreßt. Ich taumelte zurück.

Und weiter ging die Flucht.

Von Maria, Eta oder Lehna sah ich nichts. Sklavenperle war ebenfalls aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Dann erblickte ich ein weißes Fußgelenk, das unter einem Haufen Planen hervorschaute. Es war Donna. »Bedecke deinen Fuß, Sklavin, oder man findet dich schnell!« rief ich lachend und rückte die Plane zurecht. Donna machte sich noch kleiner.

In der Mitte des Lagers wurden Rufe laut. Die Jagd hatte begonnen.

»Hab keine Angst, Donna«, sagte ich. »Es wird dir nichts geschehen, was dir nicht Spaß machen wird.«

Dann eilte ich weiter, tiefer zwischen die dunklen Hütten.

Ich hoffte, daß meine Worte zutrafen. Die Jünglinge hatten sicher keine große Erfahrung im Umgang mit Frauen, vielleicht waren sie grob und mochten mir weh tun, denn es waren allesamt kräftige Burschen, aber ihre Opfer würden sie gewiß nicht brutal behandeln.

Ich hörte einen jungen Mann vorbeilaufen. Blitzschnell duckte ich mich in die Dunkelheit zwischen den Stützpfeilern einer Hütte.

Ich wollte nicht so schnell gefangen werden. Wir waren in der Palisade eingeschlossen. Irgendwo mußte es ein Versteck geben!

Rechts von mir, weit entfernt, hörte ich ein Mädchen schreien. Eine von uns war gefangen! Ich wußte nicht, wer es war.

Ich wollte kein Seil an meinem Hals spüren. Ich wollte nicht als Gefangene ins Licht des Lagerfeuers gezerzt und vor aller Augen vergewaltigt werden.

Zwei junge Männer mit Fackeln kamen vorbei. Kurz darauf begannen die Sleen in ihrem Gehege zu zischen. Irgend etwas hatte sie gestört – vielleicht ein Mädchen. Die jungen Männer liefen darauf zu. Zwei weitere Bauernburschen kamen vorbei.

Ich sah sie mehrere Meter entfernt vor einer Hütte stehenbleiben. Einer hob seine Fackel und beleuchtete damit einen Haufen Planen. Die beiden stellten sich links und rechts von den Planen auf und rührten sich nicht. Bestimmt hatte Donna ihre Schritte gehört und wartete nun angstvoll darauf, daß sich die Männer wieder entfernten. Hatten die Verfolger sie entdeckt? Die beiden warfen sich einen Blick zu und rissen mit einem lauten Ruf die Planen fort. Donna stieß einen Entsetzensschrei aus, als sie an einem Arm und einem Bein in die Luft gezerzt und über den Kopf eines der jungen Männer gestemmt wurde. »Gefangen!« rief der Bauernbursche.

»Gefangen!« meldete sich eine andere Stimme aus der Richtung des Sleengeheges. Er hatte Lehna den Arm auf den Rücken gedreht und schob sie vor sich her. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt.

»Bringen wir die Mädchen zum Fackelkreis«, sagte einer der Jünglinge. »Dann setzen wir die Jagd fort. Drei sind noch auf freiem Fuß!«

Die Gruppe entfernte sich, und ich erschauerte. Ich wollte nicht gefangen werden!

Ein kühner Plan formte sich in meinem Kopf. Ich bewegte mich leise durch die Schatten, schrittweise. Von Zeit zu Zeit kroch ich am Boden dahin. Dabei hielt ich mich weitgehend unter den Hütten, wo es besonders dunkel war.

Zweimal kamen junge Männer mit Fackeln ganz in meiner Nähe vorbei, und ich verharrte reglos.

Unter einem Bauwerk erstarrte ich. Kaum zehn Fuß entfernt hastete Chanda die Dorfstraße entlang. An einem ihrer Handgelenke baumelte ein Seil. Zwei Verfolger eilten hinter ihr her. Offenbar war sie wieder entwischt. Einem erfahrenen Krieger wäre so etwas nicht passiert. Ich hoffte, daß Chanda ein sicheres Versteck fand.

Dann setzte ich meinen Weg fort, wobei ich mich immer mehr auf allen vieren voranbewegte. Einmal hätte ich vor Verzweiflung beinahe aufgeschrien, denn der Weg zu meinem Ziel führte über eine dunkle Straße, an deren Ende das Zentrum des Dorfes lag. Dort hockten mehrere Männer um das Feuer – die Dorfbewohner und mein Herr mit seinen Begleitern. Auf dem Bauch kroch ich über diese Straße und verschwand schließlich dankbar wieder zwischen den Hütten.

Zunächst war ich wieder in Sicherheit.

Meine Zuversicht wuchs. Die jungen Männer waren auf sich gestellt und durften bei der Verfolgung der Mädchen keine Sleen einsetzen, die es ohnehin in dem engen, dicht bevölkerten Dorf ziemlich schwer gehabt hätten, Witterung aufzunehmen. Fanden die Burschen ein Mädchen nicht, mußten sie bei ihren späteren Vergnügungen auf diese Sklavin verzichten. Das Mädchen hätte sich dann vor ihnen gerettet. Ich war fest entschlossen, mich nicht erwischen zu lassen.

Schließlich erreichte ich jenen Teil des Dorfes, der

mein Ziel war, die freie Fläche, auf der mein Herr sein Lager aufgeschlagen hatte. Ich kroch zwischen den aufgereihten Fellen hindurch.

Ich hörte ein Mädchen weinen. »Beeil dich, Sklavin«, sagte eine Stimme. »Ja, Herr«, lautete die Antwort. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen, ich wagte kaum zu atmen. Reglos blieb ich liegen. Einige Meter zu meiner Rechten gingen drei Gestalten vorbei. Hätten sie hier nach mir gesucht, wäre ich wahrscheinlich nicht unentdeckt geblieben. Als sie vorbei waren, hob ich vorsichtig den Kopf. Sie hatten unser Lager umschritten, waren zwischen den Fellen und dem Palisadenzaun hindurchgegangen und kehrten nun in die Mitte des Dorfes zurück. Man hatte Chanda die Hände fest auf dem Rücken gefesselt. Sie weinte. Einer der jungen Männer hatte ihr die Hand ins Haar gelegt und zerrte sie mit sich. Die beiden jungen Burschen hatten die Geduld verloren, sie waren wütend, weil ihnen das Mädchen entwischt war. Männer haben es nicht gern, von Sklavinnen getäuscht zu werden. Ich hoffte, daß man sie nicht zu brutal nehmen würde.

Ich kroch in die Felle meines Herrn. Zum erstenmal konnte ich freier atmen.

»Wie viele sind noch frei?« rief einer der jungen Männer einem anderen zu. »Zwei!« lautete die Antwort. Ich wußte nicht, wer das andere noch nicht gefangene Mädchen sein mochte.

Ich kuschelte mich in die Felle meines Herrn und bedeckte sogar meinen Kopf. Ich nahm nicht an, daß man mich hier suchen würde. Wer konnte ein Mädchen für so kühn halten, sich auf der Lagerstatt ihres Herrn zu verstecken? Außerdem nahm ich nicht an, daß es die Bauernjungen wagen würden, die Schlaffelle eines Kriegers zu durchstöbern. Dazu war ihnen ihr Leben bestimmt viel zu kostbar. Ich fühlte mich absolut sicher. Dies war vermutlich der einzige Ort im Dorf, wo mir keine Gefahr drohte. Der Gedanke an meine

Schlaueit erfüllte mich mit angenehmer Genugtuung. Ich liebte den Körpergeruch meines Herrn, der sich den Fellen mitgeteilt hatte. Ich war von seiner Aura umgeben, von der Aura seines Ichs. Ich wünschte, er läge jetzt bei mir in diesen Fellen, denn ich liebte ihn. War ich seine Sklavin, weil ich ihn liebte, oder liebte ich ihn, weil ich seine Sklavin war? Jedenfalls gehörte ich uneingeschränkt ihm, etwas, das auf dieser Welt selbstverständlich war. Sein Wille war einzig entscheidend. Ich war nichts, er war der Herr.

Ich hörte einen Ruf und rührte mich nicht mehr. Die Bauernjungen brüllten triumphierend auf. Nach einigen Sekunden riskierte ich einen Blick aus den Fellen ins Freie. Die Häscher hatten ein weiteres Mädchen gefangen – Sklavenperle. Sie wurde zum Fackelkreis getragen.

Von allen Mädchen war nur ich noch frei. Ich war der Jagd entkommen. Ich war stolz auf meine Klugheit.

Mehr als eine Ahn lang lag ich ruhig in den Fellen. Manchmal kamen die jungen Jäger in meine Nähe, doch sie betraten das Lager der Gäste nicht. Einer schritt zwar ziemlich nahe an mir vorbei, doch ich lag stocksteif in den Fellen.

Mir war ausgesprochen wohl. Ich war meinen Häschern entwischt. Natürlich bestand die Möglichkeit, daß sich mein Herr über das Versteck nicht freuen würde. Vermutlich würde er mich dann auspeitschen. Doch nahm ich eigentlich nicht an, daß er mich für meine Schlaueit und Kühnheit bestrafen würde. Mein Herr durchschaute mich, als bestünde ich aus Glas, doch zugleich spürte ich, daß auch ich mich in der letzten Zeit an ihn gewöhnt hatte, daß ich seine Stimmungen besser zu deuten wußte und seine Reaktionen voraussagen konnte. Dies mochte die für eine Sklavin unerläßliche Einstimmung auf ihren Herrn sein, geboren aus der Sorge um sein Wohlbefinden; doch fragte ich mich

zugleich, ob dieses Gefühl nicht doch tiefer ging, ob hier nicht eine grundlegende Übereinstimmung mit einer anderen Person bestand. Ich hatte das Gefühl, meinen Herrn allmählich kennenzulernen. Vor zwei Tagen hatte ich ihn einmal beobachtet und dabei gespürt, daß er lieber Wein als Paga trinken würde. Ich hatte Wein geholt und mich vor ihm hingekniet. »Darf ich dir Wein anbieten, Herr?« hatte ich gefragt. Im ersten Augenblick war er überrascht gewesen und hatte geantwortet »Ja, Sklavin« und den Wein angenommen. Zuweilen spürte ich seinen Blick. In der Nacht zuvor hatte er in einer fast zärtlichen Geste mein Haar berührt. Dann, als sei er zornig auf sich selbst, hatte er mir einen Schlag versetzt und mich zu Eta geschickt, damit sie mir zu arbeiten gebe. Ich war nicht unzufrieden gewesen. Ich hatte das Gefühl, daß ich meinen Herrn beschäftigte, daß seine Gefühle angesprochen waren.

Ich spürte, wie die Felle zur Seite gerissen wurden.

»Wußte ich's doch, daß ich dich hier finden würde!« sagte er.

»Ich hoffe, der Herr ist nicht zornig auf seine Sklavin.«

»Vielleicht sollte ich dich auspeitschen lassen«, sagte er.

»Mein Herr wird tun, was ihm gefällt.«

Er stand neben den Fellen und ließ seine Tunika zu Boden fallen. »Zieh die Ta-Teera aus«, sagte er. Ich richtete mich auf, öffnete das Gewand, hob es mir über den Kopf. Er legte sich zu mir und warf die Felle über uns beide.

Aus der Ferne hörte ich Geschrei. Offenbar hatten die Bauernjungen ihr vergnügliches Treiben mit den Mädchen begonnen.

Im nächsten Augenblick lag ich in den Armen meines Herrn.

»Wirst du mich den Bauernburschen überlassen?« fragte ich besorgt.

Ich wollte nicht brutal in den Kreis der Fackeln gezerrt werden. Sicher waren die Häscher wütend, daß ich ihnen entkommen war. Ich hatte keine Ahnung, was sie mit mir anstellen würden.

»Nein«, sagte er in der Dunkelheit.

Ich atmete auf. »Dann bin ich ihnen entwischt.«

»Nicht aber mir.«

»Nein, Herr«, sagte ich und drängte mich an ihn. »Dir will ich nicht entkommen.«

»Du bist gut gelaufen«, meinte er. »Und du bist kühn. Es erfordert Mut, sich unerlaubt in den Fellen des eigenen Herrn zu verstecken. Solche Kühnheit könnte zu schlimmen Strafen führen.«

»Ja, Herr.«

»Aber ich habe nichts gegen die Kühnheit einer Sklavin«, fuhr er fort. »Ein kühnes Mädchen vermag sich um so schönere Methoden auszudenken, ihren Herrn zu erfreuen, Dinge, auf die ein schüchternes Mädchen gar nicht kommen würde. Außerdem deutete deine Flucht auf Intelligenz hin.«

»Danke, Herr.« Im nächsten Augenblick schrie ich auf, denn er war mit einem harten Ruck tief in mich eingedrungen. Mir stockte der Atem.

»Du zuckst zusammen wie ein Tarsk«, lachte er. »Du mußt noch viel lernen.«

Ich keuchte und konnte nicht antworten. Verzweifelt klammerte ich mich an ihn. Doch er löste sich von mir und schob mich von sich.

»Bitte, Herr!« flehte ich schließlich. »Ich kann dir nicht widerstehen.«

»Lieg still«, sagte er.

»Ja, Herr.«

»Es ist angenehmer, ein intelligentes Mädchen zu besitzen als eine dumme Gans«, sagte er. »Intelligenz ist viel anregender.«

»Ja, Herr!« sagte ich gequält.

»Ein intelligentes Mädchen bringt außerdem besse-

ren Lohn. Ein intelligentes Mädchen kann mehr und besser arbeiten. Sie befolgt Befehle und lernt schnell dazu. Sie weiß, wie sie einen Mann erfreuen muß. Aber das will alles gelernt sein.«

»Bitte Herr!« flehte ich. »Nimm mich!«

»Keine Bewegung!« sagte er. »Du hältst still!«

Ich knirschte mit den Zähnen. »Ja, Herr«, flüsterte ich. Ich hätte am liebsten Arme und Beine um ihn geschlungen, doch ich beherrschte mich. Ich durfte mich nicht bewegen.

»Ein intelligentes Mädchen wie du ist überdies in der Lage, ihre Lage voll zu verstehen. Sie weiß, daß sie eine Sklavin ist, sie weiß, was das bedeutet.«

»Ich bitte dich, Herr!«

»Beweg dich nicht!«

Ich erstarrte. Hätten die jungen Bauernburschen grausamer mit mir umspringen können?

»Es macht Freude, eine schöne Erdenfrau wie dich zu besitzen«, fuhr er fort.

»Ja, Herr.«

»In den letzten Wochen«, sagte er, »hast du mir immer mehr zu schaffen gemacht.«

»Herr?«

»Halt still. Ich verstehe es selber nicht«, fuhr er fort.

»Es ist seltsam. Du bist doch völlig unwichtig.«

»Ja, Herr.«

»Du bist eine wertlose Sklavin.«

»Ja, Herr.«

»Man kann dich auf jedem Markt für eine Handvoll Kupfertarsks kaufen oder verkaufen.«

»Ja, Herr.«

»Warum mache ich mir dann überhaupt Gedanken über dich?«

»Das weiß ich nicht, Herr.«

»Du darfst dich bewegen, Sklavin!«

Mit einem wilden Schrei preßte ich mich endlich an ihn.

»Du siehst«, sagte er, »die Erdenfrauen sind gebo-
rene Sklavinnen.«

Ich begann ihn zu küssen, ihn an mich zu drücken.
Ich weinte und lachte und wand mich.

»Du bist nichts als eine ganz gewöhnliche Sklavin.«

Ich drückte meine tränenfeuchte Wange gegen seine
harte Brust. Ich spürte die Haare auf seiner Haut. »Ja,
Herr«, flüsterte ich.

»Du hast ja nicht einmal einen Namen.«

»Nein, Herr.«

»Was bedeutet einem Tier der Name?«

»Nichts, Herr.«

»Wie kannst du überhaupt von Interesse für mich
sein?« fragte er.

»Ich weiß es nicht, Herr.«

»Und doch bist du ein hübsches kleines Geschöpf.
Ich werde dich erobern.«

»Du hast mich längst erobert.«

»Dann tue ich es von neuem.«

»Jedesmal, wenn du mich anblickst oder mich
berührst«, sagte ich, »bin ich von neuem dein.« Ich
spürte seine Brust unter meiner Wange.

»Vielleicht sollte meine Sklavin einen Namen ha-
ben.«

»Wie es dem Herrn gefällt.«

Er umfaßte meine Schultern und drehte mich. Ich
spürte den Boden unter dem Rücken und seine Arme,
die mich hielten und zog die Knie an. Ich stöhnte, als
mein Körper ihn aufnahm und festhielt.

»Beweg dich nicht«, sagte er. »Ich werde dir einen
Namen geben.«

Hilflos lag ich in der Dunkelheit.

»Da du nur ein ganz gewöhnliches Sklavenmädchen
bist«, sagte er, »muß auch dein Name einfach sein, er
muß zu einem wertlosen, unwissenden, gebrandeten
Mädchen passen.«

»Ja, Herr.«

»Manche Männer lieben es, eine kleine Barbarin wie dich zu bezwingen.«

»Bezwinge mich, Herr – ich bitte dich!«

»Auch ich liebe Barbarinnen – ich habe schon mehrere besessen.«

»Mädchen vom Planeten Erde?« flüsterte ich.

»Natürlich.«

»Was ist aus diesen Mädchen geworden?«

»Ich habe sie verschenkt oder verkauft.«

»Wirst du mich auch verschenken oder verkaufen?«

»Vielleicht.«

Ich stöhnte auf. Er konnte natürlich mit mir tun, was er wollte.

»Haben sie dich geliebt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Haben sie es dir denn nicht gesagt?«

»Natürlich«, erwiderte er. »Das ist doch bei Sklavinnen üblich.«

»Trotzdem hast du sie fortgegeben oder verkauft?«

»Ja.«

»Wie hast du das nur tun können, Herr?«

»Es waren doch nur Sklavinnen.«

»Das war grausam!«

»Wie kann man zu einer Sklavin grausam sein?«

Wir lagen in der Dunkelheit beisammen. Er machte es ganz langsam, ließ sich Zeit. Er hielt immer wieder inne, wenn er sprach. Ich hörte, daß die Bauernbur-schen mit den anderen Sklavinnen immer noch beschäftigt waren.

»Wie hast du in der Barbarei geheißt?« fragte er.

»Judy Thornton, Herr.«

»Was für ein komplizierter Name! Wie nannte dich dein Barbarenherr?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst, Herr.«

»Der Barbar, dem du auf der Erde gehört hast! Vielleicht können wir seinen Namen benutzen.«

»Aber ich habe auf der Erde niemandem gehört. Ich war eine freie Frau!«

»Frauen wie du dürfen auf der Erde ein freies Leben führen?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»Was sind denn das für Männer auf der Erde?«

»Sie sind anders als die Goreaner, Herr.«

»Ich verstehe. Sind die Männer glücklich?«

»Nein.«

»Und die Frauen?«

»Nein.«

»Ich verstehe.«

»Finden die Männer von der Erde dich nicht schön und reizvoll?«

»Sie sind schwach«, sagte ich. »Erst als ich auf diese Welt kam, wußte ich, wie es ist, von einem Mann besessen zu werden. Nur in den Armen echter Männer, wie du einer bist, Herr, konnte ich es lernen, eine Frau zu sein.«

»Du darfst dich bewegen«, sagte er.

Mit einem Aufschrei begann ich auf seine Bewegungen zu reagieren, warf mich mit meinen Hüften jedem seiner Stöße entgegen.

»Was trägst du für ein Brandzeichen?« fragte er.

»Die Sklavenblume – die Dina!« rief ich.

Er bewegte sich schneller. »Ich gebe dir deinen Namen – und du wirst ihn nicht vergessen!«

»Ich muß mich gehen lassen, Herr! Ich kann nicht anders!«

»Mußt du dich hingeben«, fragte er, »auch wenn dein Leben davon abhinge?«

»Ja, Herr!« rief ich.

»Dann soll es sein.«

Mit einem Schrei der Lust ließ ich meinen Gefühlen freien Lauf.

»Du bist Dina!« sagte er lachend, und seine Stimme klang wie die eines Löwen. »Du bist die Sklavin Dina

und gehörst mir!« Freudig lachte er über seinen Triumph, den er über die Sklavin errungen hatte.

»Ja, ja, Herr!« rief ich. »Ich bin Dina!« Freudig drückte ich ihn an mich. »Dina liebt ihren Herrn!«

Mit einem Stöhnen grub er seine Finger in meinen Rücken.

Später lag ich in seinen Armen, still, zufrieden, ihm gehörend.

»Seltsam«, sagte er und blickte zu den Sternen empor.

»Herr?«

»Du bist nichts weiter als ein ganz gewöhnliches Sklavenmädchen.«

»Ja. Herr.«

»Und doch fürchte ich, daß sich meine Gefühle dir zuwenden.«

»Dina freut sich, wenn sie ihrem Herrn gefallen hat.«

»Gegen diese Schwäche muß ich ankämpfen. Ich muß stark sein.«

»Du bist mir nicht schwach erschienen, Herr«, sagte ich.

»Du beunruhigst mich.«

»Verzeih mir, Herr.«

»Ich sollte mich von dir trennen.«

»Gestatte mir, dem unwürdigsten deiner Soldaten zu folgen«, sagte ich. In Wirklichkeit hatte ich keine Angst, daß er mich fortschicken würde. Ich liebte ihn. Ich war zuversichtlich, daß er auch etwas für mich empfand.

»Liebt Dina ihren Herrn?«

»Ja, ja, Herr!«

»Amüsant«, sagte er traurig.

»Herr?«

»Wir verlassen heute Tabukfurt. Du bleibst hier. Ich überlasse dich Thurnus. Ich habe dich ihm geschenkt.«

Ich rannte zum Käfig. Ich mußte ihn erreichen!

Im nächsten Augenblick warf ich mich auf Händen und Knien durch die Öffnung. Verzweifelt machte ich kehrt, packte die Stange und zog sie hinter mir herab. Die Schnauze des Ungeheuers schob sich hungrig zwischen die Stäbe. Das Geschöpf schnarrte und fauchte und sabberte. Ich wich in dem winzigen Käfig zurück. Der Sleen musterte mich von der anderen Seite der nun herabgelassenen Gittertür. Ich stieß einen Klageschrei aus. Wäre ich zu langsam gelaufen, hätte mich das Tier bestimmt gepackt und in Stücke gerissen. Es wandte den Kopf hin und her und biß mit seinen doppelten Zahnreihen in die Käfigstangen. Ich hörte, wie die Zähne über das Metall kratzten. Das Geschöpf zog an dem Käfig, versetzte ihn in Schwankungen, zerrte ihn mit, bis er sich nicht mehr vom Fleck rührte; die winzige Metallkonstruktion war mit einer Kette an einem Pfosten festgemacht. Gleich darauf wanderte das Ungeheuer auf seinen sechs Beinen um den Käfig, der lange pelzige Körper rieb an den Käfigstangen entlang. Der Sleen versuchte von der anderen Seite an mich heranzukommen. Schluchzend, die Hände schützend über den Kopf erhoben, kniete ich in der Mitte des Käfigs. Einmal berührte mich die kalte Schnauze, und ich begann zu wimmern. Ich roch seinen stinkenden Atem, spürte seine Wärme auf der Haut. An den Stellen, wo das Tier zugebissen hatte, waren die Käfigstangen feucht; der Boden rings um den Käfig war aufgewühlt und feucht vom Speichel des Sleen, so gierig belauerte das Tier seine Beute.

»Zurück!« rief Thurnus, näherte sich dem Sleen, legte ihm ein Seil um den Hals und zerrte ihn vom

Käfig fort. »Ruhig, ruhig, du wilder Bursche!« sagte er mit beruhigender Stimme. Er schob den Kopf in die Nähe der großen braunen Schnauze und schnalzte mit der Zunge, die Hände fest um das Halteseil gelegt. Dann flüsterte er dem Tier etwas ins Ohr. Das Ungeheuer beruhigte sich. Thurnus nahm ein großes Stück Fleisch und warf es dem Tier zu, das gierig zu fressen begann.

»Ausgezeichnet!« sagte Clitus Vitellius.

Ich kniete im Sklavenkäfig.

Ich hatte mich selbst hier eingeschlossen. Als ich das Falltor hinter mir schloß, waren zwei eingekerbte Bolzen unten an der Querstange der Tür in Schnappöffnungen gerutscht und hatten das Tor gesichert. Solche Schlösser vermochte man nicht zu öffnen, es sei denn, man hatte Schlüssel. Der Schlüssel hing an einer Schnur um Thurnus' Hals. Die Verschlüsse waren nicht nur deswegen erforderlich, weil das Tier seinem Opfer dichtauf folgte und die Käfigtür schnell geschlossen werden mußte, sondern weil das Ungeheuer ansonsten vielleicht die Schnauze unter das Tor geschoben, den Kopf hochgeworfen und sich den Weg freigemacht hätte. Man hat nur zwei Möglichkeiten: Entweder man schließt sich im Käfig ein, womit man sich selbst hilflos gefangensetzt, dem Besitzer des Käfigs unterworfen – oder das Tier reißt einen.

Ich kniete im Käfig; meine Fäuste lagen um die Gitterstäbe, weiß, verkrampft. Der Käfig war nur klein, aber widerstandsfähig. Ich konnte darin knien oder hocken oder mich auch mit angezogenen Beinen hinsetzen. Die Füße ausstrecken oder mich aufrecht hinstellen konnte ich nicht. Das Dach des Käfigs, das ebenfalls aus Stäben bestand, lag etwa in Hüfthöhe. Ich war ringsum von Metall eingeschlossen, das am Boden durch einige Holzplanken ergänzt war. Die Metallstangen waren dick und fest miteinander verbunden. Der Käfig war nicht nur für ein Mädchen gedacht, sondern

konnte auch einem kräftigen Mann widerstehen. Ein Sklavenkäfig für alle Eventualitäten.

Ich starrte zwischen den Gitterstäben hindurch ins Freie. Clitus Vitellius beachtete mich nicht. Ich war Thurnus zum Geschenk gemacht worden.

Der Käfig befand sich in einer Sleen-Trainingsarena, umgeben von einer niedrigen Holzbalustrade, gefüllt mit Sand. Innerhalb des Kreises hielten sich mehrere Personen auf – meine Leidensgefährtninnen, die noch Eigentum von Clitus Vitellius waren, von denen Chanda wie ich in einem Käfig saß und ihr blutendes Bein mit einem Tuch umwickelte; dann Thurnus, eines seiner Mädchen, Sandalenschnur genannt, und einige Helfer aus dem Dorf; außerdem Clitus Vitellius und einige seiner Männer. Ungefähr acht Sleen hockten in der Arena, mit kurzen Leinen an Pfosten gebunden, in ihrer Nähe ein Gestell mit Fleischbrocken, Stangen, Seilen und Peitschen, die dem Training der Tiere dienten. Außerhalb der Mauer hatten sich eine Menge Zuschauer eingefunden – etliche Dorfbewohner, weitere Männer aus der Truppe von Clitus Vitellius, mehrere Bauernburschen und die verschleierte Melina, freie Gefährtin von Thurnus.

Melina musterte mich. Ich erwiderte ihren Blick nicht, sondern sah zur anderen Seite der Trainingsarena hinüber. Chanda hockte dort wie ich in einem winzigen Käfig, die Beine angezogen. Vorsichtig betupfte sie eine blutende Wadenwunde mit einem weißen Stück Tuch, das bereits rot durchfeuchtet war. Sie war beinahe das Opfer eines Sleens geworden, dem man nach ihrer Rettung in letzter Sekunde zu fressen gegeben hatte, ehe man ihn neben den anderen anband. Die Männer diskutierten über die Tiere und ihre Leistungen.

Ich umklammerte die Gitterstäbe und drückte mit gesenktem Blick die Stirn dagegen. Welche Hoffnungen auf Flucht konnte sich ein Mädchen auf einer Welt machen, auf der es Sleen gab?

Chanda und ich hatten die Fähigkeiten dieser Tiere vorführen sollen. Man hatte die Sleen zu uns gezerzt, damit sie Witterung nahmen. Ein Mann hatte uns festgehalten, während sich die Tiere mit unserem Geruch vertraut machten. Dann hatte man Chanda freigelassen.

Sie hatte als erste laufen müssen. Gleich darauf war ich an der Reihe gewesen.

Obwohl ich entsetzt war darüber, daß Clitus Vitellius mich an Thurnus verschenkt hatte, war ich nach besten Kräften gelaufen. In meinem Elend hatte ich den Entschluß gefaßt, die Chance zu nutzen und zu fliehen. Wie töricht von mir!

Ich war gelaufen, so schnell ich konnte, und wäre fast in Ohnmacht gefallen, als ein geschmeidiges braunes Wesen an mir vorbeihuschte.

Ich sah, wie es Chanda umrundete und sich dem Mädchen fauchend in den Weg stellte. Sie machte kehrt und lief zur Trainingsarena zurück. Einmal stolperte sie, und das Ungeheuer schnappte nach ihrem Bein. Sie kreischte auf, war wieder auf den Füßen, rannte mit ausgestreckten Händen weiter. Entweder läßt sich das Mädchen ohne Umstände zum vorgesehenen Ziel zurücktreiben, oder sie muß sterben. Ich wandte mich zur Flucht. Aber dann schrie ich auf. Mein Verfolger war ebenfalls zur Stelle – vor mir! Er hob den Kopf. Ich prallte zurück, die Hand vor das Gesicht gehoben. Ein entsetzliches Fauchen ertönte. Abgelenkt von dem ersten Sleen, der es auf Chanda abgesehen hatte, war mir entgangen, wie der zweite Sleen, dessen Nase meine Witterung hatte, mich umschlich und langsam näherkam.

»Nein! Nein!« rief ich. »Verschwinde! Bitte verschwinde!«

Aber das Ungeheuer hockte kaum fünf Schritte vor mir, den Kopf gehoben, zischend und fauchend.

»Bitte geh weg!« schluchzte ich.

Da sah ich, daß sich der Bauch geschmeidig dem Boden näherte. Der Kopf war noch immer angehoben, der Blick starr auf mich gerichtet. Der Schwanz zuckte herum; die Augen funkelten. Langsam kroch das Ungeheuer auf mich zu. Vier Zahnreihen blitzten in seinem breiten Maul.

Ich blickte nach rechts und nach links. Ein abstoßendes Kreischen ertönte. Immer näher kam der Sleen.

Es handelte sich zwar um ein vorzüglich trainiertes Tier, doch keine Ausbildung ist vollkommen. Jede Zähmung ist ein Balanceakt zwischen Instinkt und Einstudierung. Vollkommenheit, hundertprozentige Sicherheit lassen sich nicht erreichen. Das wilde Tier, das meine Witterung hatte, wurde immer unruhiger. Die kritische Angriffsgrenze für einen Sleen in freier Wildbahn beträgt etwa zwanzig Fuß. Bei einem Herdensleen ist diese Entfernung natürlich wesentlich kleiner. Trotzdem sah ich, daß die Erregung des Wesens zunahm. Das Fell im Nacken stellte sich in Wellen auf, stand starr. Dann sah ich, wie langsam die vier hinteren Beine angezogen wurden.

Mit einem Schrei machte ich kehrt und rannte los. Ich lief zur Trainingsarena zurück. Mein Ziel war der offene Käfig im Sand.

Ich rannte, so schnell ich konnte. Das Geschöpf huschte schnappend und fauchend hinter mir her. Ich spürte seinen Atem an den Beinen. Die scharfen Zähne versuchten meine Fersen zu packen. Ich keuchte, bemühte mich krampfhaft zu atmen. Das Geschöpf trieb mich immer schneller vor sich her.

Der Sleen war gut trainiert. Er wußte, wie man eine Sklavin vor sich hertreibt. Er hatte ein Gefühl für die gewünschte Richtung und die Grenzen meines Könnens: er war schneller und ausdauernder als ich, trieb mich aber dennoch nur bis zur Grenze meiner Leistungsfähigkeit an. Er ließ mir keine Chance zum Denken – ich konnte nur laufen, von Panik erfüllt, in To-

desfurcht. Ich war dem Raubtier hilflos ausgeliefert. Es schrieb mir vor, wie schnell ich laufen mußte, um zu überleben.

Es gibt viele Sleen-Arten. Die meisten lassen sich mehr oder weniger gut zähmen. Die beiden verbreitetsten trainierten Sleen-Rassen sind der kleine sandbraune Präriesleen und der große braune oder schwarze Waldsleen, der bis zu zwanzig Fuß lang werden kann. Im Norden soll auch schon die Zähmung von Schneesleen gelungen sein. Der Sleen ist ein gefährliches und ziemlich weit verbreitetes goreanisches Raubtier, das sich den verschiedensten Klimazonen angepaßt hat. Es gibt sogar eine Gattung, die im Wasser lebt, der Meeressleen – eines der schnellsten und gefürchtetsten Ungeheuer des Ozeans. Meeressleen sind vorwiegend in nördlichen Gewässern anzutreffen, etwa vor der Küste von Torvaldsland und noch weiter im Norden.

In der Wildnis ist der Sleen ein in Erdhöhlen lebendes und vorwiegend nachts jagendes Tier, ein Fleischfresser. Als Jäger ist der Sleen unschlagbar, besonders wenn es um das Verfolgen von Fährten geht. Er reißt fast jede Tiergattung, am liebsten aber Tabuks. Für den Nachwuchs sorgen die Sleen im Frühling; jeder Wurf umfaßt in der Regel vier Junge. Die Tragdauer beträgt etwa sechs Monate. Die Jungtiere besitzen bei der Geburt meistens ein weißes Fell, das bis zum nächsten Frühling nachdunkelt. Schneesleen jedoch bleiben weiß.

Die meisten gezähmten Sleen werden gezüchtet. Es ist schwierig, wilde Sleen zu fangen und dem menschlichen Willen zu unterwerfen. Manchmal werden junge Sleen, deren Mutter getötet worden ist, aus einem Höhlenbau gegraben und großgezogen. Das gelingt aber nur, wenn man sie in den ersten zwei Monaten ihres Lebens in menschliche Gesellschaft bringt, ehe sie in freier Wildbahn getötet und Blut und Fleisch geko-

stet haben. Zwar ist es vorgekommen, daß man ausgewachsene wilde Sleen bändigte – doch geschieht so etwas nur selten. Selbst jung gefangene Sleen können später wieder verwildern, was ungemein gefährlich werden kann. Zu solchen Rückschlägen kommt es üblicherweise während der Paarungszeit, im Frühling. Besonders männliche Sleen werden dann sehr unruhig und böartig. Die Paarung von Sleen ist übrigens interessant. Das Weibchen, wenn es nie zuvor Junge gehabt hat, fürchtet sich vor dem Männchen und wehrt sich erbittert. Er aber ist größer und kräftiger. Bei der Rauferei packt er sie am Hals, wirft sie auf den Rücken und preßt sich mit dem Bauch auf sie. Seine Fänge liegen an ihrem Hals. Sie ist ihm ausgeliefert, ergibt sich in ihr Schicksal und gestattet die Begattung. Gleich darauf beginnen die beiden Geschöpfe, mit Beinen und Zähnen aneinandergeklammert, in zunehmender Erregung herumzurollen. Es ist ein großartiges, wildes Schauspiel. Nachdem das Weibchen einmal auf diese Weise genommen worden ist, braucht sie nicht mehr gezwungen zu werden. Fortan umwirbt es das Männchen und begleitet es auf der Jagd. Manchmal muß es es sogar mit Bissen und fauchenden Lauten vertreiben. Oft finden sich zwei Sleen für ihr ganzes Leben zusammen, wobei die Paarung aber auf den Frühling beschränkt ist.

Gezähmte Sleen werden auf Gor für die verschiedensten Aufgaben eingesetzt, vorwiegend als Herdentiere, zur Spurensuche, für die Jagd und für Wachdienste. Beim Wach- und Patrouillendienst läßt sich der Sleen mannigfaltig einsetzen – zum Beispiel bei der Abschirmung von Grenzen oder der Bewachung von Stadtmauern und Lagern. Man kann Sleen nach der Ausgangssperre in den Straßen freilassen oder nach Anbruch der Dunkelheit durch die Korridore eines Hauses streifen lassen. Sleen schützen abgeschlossene Läden vor Einbrechern, stehen Wache an Docks und in

Lagerhäusern und helfen bei der Kontrolle von Gefangenen. In Thentis bedient man sich des Sleen bei der Suche nach Schmuggelgut, etwa nach unverzollten Ladungen von gebranntem Schwarzem Wein. Auch Angehörige der Kaste der Attentäter greifen manchmal auf den Sleen zurück, obwohl der Kodex der Kaste eigentlich dagegen spricht; das Mitglied der Kaste muß die Tötung selbst vornehmen. Manche Sleen werden auch zu Leibwächtern ausgebildet oder als Kämpfer in der Arena. Andere treten bei Ausstellungen und Jahrmärkten auf.

Das Tor meines Käfigs wurde aufgeschlossen und nach oben geschoben. Die draußen hockenden Sleen waren inzwischen gefüttert und fortgebracht worden. Die Männer des Clitus Vitellius hatten die Arena verlassen. Chandas Käfig war leer. Von den Zuschauern außerhalb der Arena war nur Melina zurückgeblieben, die Gefährtin des Thurnus. Neben ihr standen einige Bauernburschen, die mich beobachteten.

Thurnus klopfte mit seiner Sleenpeitsche an den Käfig. »Komm heraus, Sklavin«, befahl er.

Auf Händen und Knien kroch ich ins Freie, den Kopf gesenkt. Es geschah mir zum erstenmal, daß man mich in einen Käfig gesteckt hatte. Ohne nachzudenken, versuchte ich aufzustehen, wurde aber zurückgedrückt.

»Ein hübsches kleines Ding, nicht wahr?« fragte Thurnus.

»Es freut mich, daß sie dir gefällt«, meinte Clitus Vitellius.

»Ich bin dir für das Geschenk dankbar.«

»Keine Ursache. Sie ist nur eine hübsche Kleinigkeit.«

»Schau mich an«, sagte Thurnus zu mir.

Ich gehorchte.

»Du wolltest fliehen! Du hattest keine Chance, aber das wußtest du natürlich nicht.«

»Ja, Herr«, flüsterte ich erschrocken.

Er zog sein Messer. »Denk daran, was mit einer Sklavin geschieht, die zu fliehen versucht!« sagte er drohend. »Und jetzt geh zu meiner Hütte!«

»Ja, Herr.«

Thurnus und Clitus Vitellius wandten sich ab.

»Ich muß noch vor der Mittagsstunde aufbrechen«, sagte mein früherer Herr. »Ich interessiere mich besonders für vier Sleen.«

»Dann wollen wir jetzt darüber sprechen«, antwortete Thurnus.

Die beiden verließen die Trainingsarena. Niedergeschlagen sah ich mich um – ich betrachtete das Gestell mit Peitschen und Seilen, die Sleenkäfige, die Holzbarriere, die die Sandarena einfriedete, und machte mich mit langsamen Schritten auf den Weg zu Thurnus' Hütte.

Allmählich begann ich zu erkennen, welches Leben mich als Sklavin eines Bauern erwartete.

Auf der Dorfstraße blieb ich stehen. Zwei Bauernburschen standen vor mir.

»Was ist denn das für eine Sklavin?« fragte der eine. Sein Name war Bran Loort. Er war der Anführer der Jünglinge des Dorfes, ein ruppiger Junge, fast schon ein Mann. Es hieß, er habe das Zeug zum Kastenführer.

»Es ist die schlaue Sklavin, die uns gestern abend entwischt ist«, sagte sein Begleiter.

»Du hast recht!« meinte Bran Loort.

»Man sagt, sie ist Thurnus zum Geschenk gemacht worden.«

»Dann bleibt sie ja im Dorf.«

»Sieht so aus.«

»Bitte, ihr Herren«, sagte ich. »Haltet mich nicht auf!«

»Nein, wir wollen Sie nicht aufhalten«, sagte Bran Loort und trat beiseite, als wäre ich eine freie Frau. Zögernd ging ich weiter.

In der Nähe von Thurnus' Hütte entdeckte ich Clitus

Vitellius. Er stand neben einem der Wagen, die er bei seinem Überfall auf das Lager der Lady Sabina erobert hatte.

Ich warf mich vor ihm auf die Knie und umfaßte sein Bein. »Behalte mich!« flehte ich schluchzend. »Behalte mich, Herr!«

Er blickte auf mich herab.

Tränen trübten meinen Blick. »Ich liebe dich, Herr!«

»Sie will nicht bei einem Bauern Sklavin sein«, sagte einer der Männer lachend.

Clitus Vitellius sah mich an. »Du bist Sklavin im Dorf Tabukfurt«, sagte er und wandte sich ab.

Ich warf mich in den Staub neben dem Wagenrad und begann jämmerlich zu schluchzen.

Ich hieb mit der Hacke auf den Boden ein und lockerte ihn rings um die Wurzeln der Sul-Pflanze.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Es war heiß. Meinen Kopf hatte ich mit einem Tuch geschützt.

Ich arbeitete auf den Feldern meines Herrn. Ich war allein und trug die Tunika einer Bäuerin – weiß und ärmellos, aus Hurtwolle. Melina, Thurnus' Gefährtin, hatte mir die Ta-Teera weggenommen und verbrannt. »Schamlose Sklavin!« hatte sie gerufen und mir eine knielange Sklaventunika zugeworfen. Thurnus aber hatte mehr von meinen Beinen sehen wollen und das Gewand zu ihrem Ärger mit einer Schere wieder gekürzt.

Ich richtete mich auf. Der Rücken tat mir weh. Mit dem Handrücken fuhr ich mir über die Stirn.

»Du wirst arbeiten lernen, kleine Schönheit«, hatte Thurnus zu mir gesagt. Ich kniete vor ihm im Staub des Dorfes – oh, wie deutlich erinnerte ich mich an diesen Vormittag, an den Tag der Abreise meines früheren Herrn.

»Ich ziehe mit meinem Herrn nach Ar«, hatte Maria gesagt und sich vor mir gebrüstet. »Wer ist die Schönste in seinen Diensten?«

»Du, Maria«, sagte ich.

Ich kniete unter Thurnus' Hütte – in der Nähe von vier geschmeidigen Sleen, deren Felle in der Sonne funkelten; sie waren an einen Pfosten gebunden und kamen nicht an mich heran. Mein früherer Herr hatte sie gekauft.

Clitus Vitellius und seine Männer bereiteten die Abreise vor.

»Du wirst mir fehlen«, sagte Eta und küßte mich. »Ich wünsche dir alles Gute, Sklavin.«

Lehna, Donna und Chanda küßten und umarmten mich ebenfalls. »Ich wünsche dir alles gute, Sklavin«, sagten sie.

Sklavenperle hielt sich im Hintergrund.

»Willst du mir nicht auch Lebewohl sagen?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie mit erstickter Stimme. »Wir sind alle Sklaven.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

»An die Kette!« rief einer der Wächter.

Mit schnellen Schritten eilten die Mädchen zu ihm. Ich beobachtete sie und wünschte, ich könnte mich ihnen anschließen.

Ohne Verzug bildeten sie eine Reihe, Maria voran, gefolgt von Lehna, Donna und Chanda und Sklavenperle. Eta war die letzte an der Kette. Die Sklavinnen streckten den linken Arm aus. Der Soldat ließ die Armreifen zuschnappen.

Maria wandte sich zu mir um und hob den angeketeten linken Arm. »Ich trage die Kette des Clitus Vitellius«, sagte sie. »Du das Hanfseil eines Bauern.«

»Ja, Herrin«, erwiderte ich.

Sie wandte sich ab.

Die Männer spannten die Bosk vor die Wagen, die man aus dem Lager der Lady Sabina mitgenommen hatte.

In der Nähe erblickte ich zwei Bauernburschen, die mich anstarrten. Sie nickten grinsend und entfernten sich.

Clitus Vitellius verabschiedete sich von Thurnus. Er blickte nicht zurück. Ich wagte es nicht, ihm etwas nachzurufen.

Zornig bearbeitete ich den Boden mit der Hacke und lockerte den Grund rings um die Wurzeln der Sulpflanzen. Die Sonne brannte heiß herab.

Um meinen Hals lag ein Hanfkragen. Meine Hände

waren blasenbedeckt. Es tat weh, die Hacke nur zu halten. Der Rücken schmerzte ebenfalls. Ich hatte das Gefühl, als sei jeder Muskel meines Körpers gezerzt.

Am liebsten hätte ich mich fallen gelassen und laut losgeheult. Aber die Suls mußten gehackt werden.

Als Sklavin eines Bauern hatte man es nicht leicht. Die Arbeit war schwer, und ich erinnerte mich an die schmerzhaften Gertenschläge, mit denen mich Melina zum Sklavengehege getrieben hatte.

»Du wirst dir noch wünschen, eine längere Tunika zu tragen, Sklavin!« rief sie.

Ich stürzte durch die Käfigtür und landete auf dem strohbedeckten Boden. Der Sklavenkäfig war ein auf der Seite liegender Sleen-Käfig, der zum größten Teil in den Boden versenkt war. Aufgrund der Seitenlage befand sich der Eingang oben. Strohbedeckte Holzplanen bildeten den Boden, zum Abfluß durch breite Zwischenräume getrennt. Das Käfigdach bestand ebenfalls aus Brettern; nachts wurde eine Plane über die Unterkunft geworfen. Stand man im Käfig, konnte man hinausschauen; die Schultern befanden sich dann etwa in Bodenhöhe.

Ich lag auf dem Käfigboden. Über mir rasselte die schwere Käfigtür zu, dann klickten zwei Vorhangschlösser. Ich blickte nach oben. Ich konnte nicht entfliehen.

»Knie nieder!« sagte eine Stimme.

Ich gehorchte. Außer mir befanden sich vier Mädchen im Käfig.

»In der Position der Vergnügungssklavin!«

Ich kam der Aufforderung nach.

»Zeig uns dein Brandzeichen«, forderte eines der Mädchen.

Ich drehte mich auf die Seite und hob die Sklaventunika.

»Eine Dina!« sagte eine Sklavin. Sie alle gehörten Thurnus, wie ich.

»Wußtest du«, fragte jemand, »daß Dinas gut geeignet sind, Sklavinnen zu dienen?«

»Nein«, antwortete ich.

»Bist du eine Vergnügungssklavin?« wollte ein Mädchen neugierig wissen.

»Ja.«

Sie lachten. »Hier bist du nichts weiter als ein Arbeitstier. Du wirst schwer schuften müssen.«

Ich richtete mich auf. Die Mädchen erweckten meinen Zorn. Unauffällig sah ich mir meine Leidensgenossen an.

»Vielleicht muß ich gar nicht so schwer arbeiten, wie ihr annehmt«, sagte ich leichthin.

»Unverschämtheit!« rief eine. »Wie hochmütig du bist!«

Ich zuckte nur die Achseln.

»Hältst du dich für hübscher, als wir es sind?«

»Ja«, sagte ich.

»Glaubst du, du kannst dem Herrn mehr gefallen als wir?«

»Ja. Ich bin schöner als ihr!«

»Sleen!« zischte eins der Mädchen erbost.

»Habt ihr einen Kamm für mein Haar?« fragte ich.

Sandalenschnur, ein langarmiges sommersprossiges Mädchen von großem Körperwuchs, schüttelte den Kopf.

Ich hatte keine Lust, mit diesen Weibern eingesperrt zu sein. Ich spürte, wie feindselig sie waren. Andererseits mußten sie merken, daß auch ich nichts für sie übrig hatte. Aber wir waren in demselben kleinen Käfig eingeschlossen.

»Zweifellos wirst du bald der Liebling des Herrn sein«, bemerkte Rübchen, eine dunkelhaarige Sklavin mit breitem Gesicht.

»Vielleicht«, antwortete ich und warf den Kopf zurück.

»Radieschen ist im Augenblick Lieblingssklavin«,

stellte Sandalenschnur fest und deutete auf ein blondes Mädchen mit rundlichen Fußgelenken, das links von ihr saß.

»Ich war Sklavin eines Kriegers«, sagte ich.

»Du bist tatsächlich hübsch«, meinte Radieschen. Ich kam zu dem Schluß, daß mir Radieschen nicht unsympathisch war.

»Du warst nicht gut in den Fellen«, sagte Sandalenschnur. »Darum hat dein Herr dich verschenkt.«

»Nein!« rief ich.

»Warum hat er dich dann hiergelassen?« wollte Verrschwanz wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Eine Versagerin in den Fellen!« wiederholte Sandalenschnur.

»Wir haben nur wenige Felle im Dorf«, sagte Rübchen lachend. »Wir werden sehen, wie du dich im Stroh machst!«

»Wenn du nicht gut bist, werden wir das bald erfahren«, meinte Verrschwanz. »Thurnus spricht mit jedem darüber.«

»Ich bin gut«, versicherte ich.

»Warum hat dein Herr dich dann verschenkt?«

»Weil es ihm Spaß machte«, antwortete ich. »Schließlich ist er Clitus Vitellius, ein hoher Soldatenführer. Er kann viele Mädchen haben, die schöner sind als ich. Er brachte mich dazu, ihn hoffnungslos zu lieben, und ließ mich zu seinem Vergnügen hier zurück. Sobald er mich voll errungen hatte, stieß er mich von sich.«

»Hast du ihn wirklich geliebt?«

»Ja!«

»Was für eine Sklavin bist du eigentlich?« fragte Sandalenschnur lachend.

»Er brachte mich dazu!« rief ich abwehrend. Im tiefsten Innern war ich allerdings überzeugt, daß ich ihn auf jeden Fall geliebt hätte, sogar als freie Frau.

»Du bist dumm! Wie kann man seinen Herrn lieben?« rief Sandalenschnur.

»Ich liebe meinen Herrn«, warf Radieschen ein.

Sandalenschnur fuhr herum und versetzte ihr einen Schlag.

»Ich kann doch nichts dafür, wenn ich Thurnus liebe!« protestierte Radieschen.

»Bist du nicht auch eine Sklavin?« fragte ich Sandalenschnur.

Sandalenschnur stand auf. Sie war ein großes, kräftig gebautes Mädchen. »Ja«, sagte sie leise. »Auch ich kann geschlagen oder verkauft oder getötet werden. Mein Herr kann mich auch jederzeit verschenken. Er kann mich in Ketten legen. Er kann mit mir tun, was ihm beliebt.« Sie senkte den Kopf. »Ja, ich bin auch Sklavin.«

»Wir sind alle Sklavinnen«, sagte Radieschen.

»Ich will aber keine Frau sein!« rief Sandalenschnur plötzlich und rüttelte an den Gitterstäben. Sie drückte das Gesicht dagegen und begann zu weinen.

»Du weinst aber wie eine Frau«, stellte ich fest.

Sie fuhr herum.

»Es gab eine Zeit«, fuhr ich eilig fort, »da wollte auch ich keine Frau sein. Dann lernte ich die Männer kennen. Ich hatte mir nicht in den kühnsten Träumen vorgestellt, daß es solche Männer geben könnte. Sie veränderten mich entscheidend – und jetzt bin ich glücklich, eine Frau zu sein. Mein Geschlecht unterwirft mich zwar der Macht der Männer, es bedeutet mir aber ungemein viel. Jedes Mädchen hat seinen Herrn. Nur dürftest du, Sandalenschnur, dem deinen noch nicht begegnet sein.«

Sie starrte mich zornig an.

»Es gibt irgendwo einen Mann«, fuhr ich fort, »bei dem du dich darum reißen würdest, ihm die Sandalen mit den Zähnen aufzuknüpfen.«

»Wenn Thurnus mich wenigstens einmal ansehen würde!« sagte sie.

»Ah«, sagte ich. »Dann ist Thurnus also dein Herr.«

»Ja, Thurnus ist mein Herr.«

»Wie heißt du?« wollte Radieschen wissen.

»Dina«, antwortete ich, wußte ich doch, daß mein neuer Herr diesen Namen beibehalten wollte.

»Viele Mädchen mit deinem Brandzeichen werden Dina genannt«, bemerkte Rübchen.

»Das hat man mir gesagt.«

»Ein hübscher Name«, sagte Verrschwanz.

»Es muß schön sein, einen richtigen Mädchennamen zu haben«, sagte Rübchen.

»Du bist Erstes Mädchen hier im Käfig?« wandte ich mich an Sandalenschnur.

»Ja.«

»Du brauchst mich nicht zu treten oder zu schlagen«, sagte ich. »Ich werde dir gehorchen.«

»Dein Akzent weist dich als Barbarin aus. Woher kommst du?«

»Von einem Ort, der Erde genannt wird.«

»Ich habe nie davon gehört«, sagte Rübchen.

»Liegt er im Norden?« wollte Radieschen wissen.

»Meine Heimat ist weit weg von hier. Sprechen wir lieber nicht darüber.« Wie hätte ich diesen Mädchen von der Erde erzählen können? Sie sollten mich nicht für verrückt oder für eine Lügnerin halten.

»Barbarenorte sind langweilig!« sagte Rübchen. »Bist du schon mal in Ar angekettet gewesen?«

»Nein.«

»Ich bin dort einmal sogar verkauft worden! Eine großartige Stadt.«

»Das höre ich gern.« Clitus Vitellius stammte aus Ar.

»Zeit zum Schlafen!« warf Radieschen ein.

Wir legten uns ins Stroh und schliefen schnell ein. In der Nacht wachte ich einmal schweißbedeckt auf. Ich hatte einen seltsamen Traum gehabt. Mir war, als hätte ich nackt auf kalten Fliesen gekniet, in einem wunderschönen Raum, der zu einem Palast gehören mochte.

Vor mir hatte ein niedriger Tisch gestanden. Auf diesem Tisch lagen einige Schnüre und in mehreren flachen Schalen kleine Kugeln, billige Sklavenperlen in verschiedenen Farben. Aus irgendeinem Grunde war ich von dem Wunsch besessen, ein Halsband zu machen. Vor mir war eine Sklavenpeitsche emporgehoben worden.

»Was bist du?« fragte eine Stimme.

»Eine Sklavin, Herr«, erwiderte ich.

»Du weißt, daß du gehorchen mußt?« hakte die Stimme nach.

»Ja, Herr«, erwiderte ich. »Wer befiehlt über mich?« fragte ich gleich darauf – wie aus einem inneren Zwang heraus. Dabei war es durchaus nicht üblich, daß Sklavinnen solche Fragen stellten, die von ihrem Herrn als unverschämt empfunden werden mochten. Doch ich wurde nicht an den Handgelenken gepackt, auf den Boden geworfen und ausgepeitscht.

»Du erhältst deine Befehle von Belisarius, Sklavin«, lautete die Antwort, die mich irgendwie beruhigte, als wäre sie richtig, als hätte ich sie erwartet. Dabei kannte ich gar keinen Belisarius.

»Wie lauten die Befehle meines Herrn Belisarius?« fragte ich.

»Ganz einfach«, sagte die Stimme. »Mach mir aus den Kugeln ein Halsband!«

»Ja, Herr.«

Und meine Hände griffen nach den Schnüren auf dem Tisch, griffen in die Schalen mit den winzigen Perlen. Unmittelbar danach erwachte ich. Ich verstand den Traum nicht. Vorsichtig streckte ich die Hand aus. Ich lag nicht auf glatten Kacheln. Meine Hand ertastete Stroh und Holz und eine Stahlstange. Es war nur ein Traum. Hellwach lag ich da und blickte zu den Stäben über mir auf. Die Monde leuchteten hell am Himmel. Langsam richtete ich mich auf. Ich war nicht in einem Palast, sondern in einem Käfig in Tabukfurt. Vorsichtig

blickte ich hinaus. Das Käfigdach befand sich wenige Zoll über meinem Kopf. Ich umklammerte die Gitterstäbe. Im nächsten Augenblick schrie ich erschrocken auf. Bran Loort grinste mich von draußen an. Die anderen Mädchen wälzten sich unruhig herum, wachten aber nicht auf. Der Jüngling starrte mich an.

»Ich werde Anführer von Tabukfurt sein«, flüsterte Bran Loort. »Und wenn es soweit ist, gibt Melina dich an mich!«

Und er verschwand.

Ich kauerte mich im Stroh zusammen. Mein Körper zitterte.

Seit zwanzig Tagen war ich nun schon Sklavin in Tabukfurt. Die Hacke in meiner Hand besaß einen etwa sechs Fuß langen Stiel. Das eigentliche Werkzeug besteht aus schwerem Eisen und ist an der Schneide etwa sechs Zoll lang, schräg zum Stiel zulaufend, wo das Metall mit einem Holzstück festgekeilt ist.

Ich war zu klein, um mit einem solchen Gerät richtig umzugehen. Zum wiederholten Male richtete ich mich auf und hielt mir den Rücken. Dann legte ich die Hand über die Augen.

Auf der Straße von Tabukfurt erblickte ich den Karren Tup Löffelhändlers, des Wanderhausierers aus der Gegend. Mit gebeugtem Kopf hing er zwischen den Deichseln und zog sein Fahrzeug hinter sich her.

Mit schmutzigem Finger fuhr ich mir zwischen Hanfkragen und Hals entlang, wischte Schweiß und Schmutz fort. Das Seil schabte auf meiner Haut, doch ich mußte es tragen. Es war das Zeichen meiner Sklaverei.

Der Arbeitstag beginnt vor Anbruch der Dämmerung. Melina kommt zu uns und öffnet die Schlösser des Käfigs. Wir steigen ins Freie und knien mit gesenkten Köpfen vor ihr. Sie ist unsere Herrin.

Verr müssen gemolken werden, Vulo-Eier sind ein-

zusammeln, den Sleen müssen wir Wasser und Fleisch vorsetzen, die Käfige bedürfen der Reinigung.

Wenn der Vormittag halb herum ist, kehren wir zur Hütte des Thurnus zurück, wo uns Schüsseln voller Brei erwarten. Nach Art der Bauernsklavinnen knien wir dabei am Boden und dürfen nicht die Hände benutzen.

Nach dieser Mahlzeit müssen wir Wasser schleppen, Holz sammeln oder auf den Feldern schuften. Mannigfaltig und anstrengend sind die Arbeiten, die eine Bauernsklavin aufgebürdet bekommt. Zuweilen kommen die jungen Heißsporne aus dem Dorf auf die Felder und treiben ihre albernen Späße mit uns – wir sind nur Sklavinnen und dürfen uns nicht wehren.

Jeder Knochen im Leibe tat mir weh.

Vor zehn Tagen hatte mich Thurnus sogar zum Pflügen eingesetzt. Er besaß keine Bosk, da Mädchen billiger waren. Bei dieser Gelegenheit bekam ich zum erstenmal seit meiner Ankunft auf Gor die Peitsche zu spüren.

Zusammen mit den anderen Mädchen war ich vor die Pflugschar gespannt worden. Langsam, vorgebeugt, mit einsinkenden Füßen – so hatten wir uns mit voller Kraft ins Geschirr gestemmt. Der Pflug begann sich langsam zu bewegen. Schon nach wenigen Metern hatte ich das Gefühl, sterben zu müssen. Es würde sicher keiner merken, wenn ich mir nicht mehr größte Mühe gab! Im gleichen Augenblick spürte ich die Peitsche, einen einfachen Lederriemen, der auch für Boskgespanne verwendet wird. Sie knallte wie ein Gewehr-schuß und berührte meine Schulter wie eine heiße Schlange.

»Komm Dina, streng dich mehr an!« befahl Thurnus.

»Jawohl, Herr!« rief ich und stemmte mich wieder ins Geschirr. Seine Stimme hatte nicht zornig geklungen. Mein Rücken fühlte sich an, als wäre er mit einem glühenden Draht in Berührung gekommen.

Mit diesem Peitschenschlag eröffnete sich für mich eine neue abgrundtiefe Dimension meines Leibeigendaseins auf Gor. Mir blieb gar nichts anderes übrig, als zu tun, was mein Herr von mir verlangte. Trotzdem dauerte es keine Stunde, bis ich vor dem Pflug ohnmächtig zusammenbrach.

Vage erinnere ich mich an Thurnus' grobe Hand an meinem Hals und an das Flehen der anderen Mädchen, mich nicht zu strafen. »Siehst du nicht, daß sie nur eine hübsche Sklavin ist, dazu bestimmt, den Männern Freude zu machen? Sie ist keine Feldarbeiterin!« rief Sandalenschnur.

»Wir können den Pflug auch ohne sie ziehen, Herr«, sagte Rübchen.

»Das haben wir doch schon oft gemacht.«

Thurnus ließ mich los.

Am gleichen Abend schleppte er mich auf den Schultern ins Dorf zurück und warf mich gefesselt unter seiner Hütte auf den Boden.

»Was ist los?« wollte Melina wissen.

»Die Kleine ist zu schwach«, sagte Thurnus.

»Soll ich sie umbringen?« fragte Melina und zog ein kurzes Messer. »Wozu sie durchfüttern, wenn sie nichts taugt?«

Hilflos stemmte ich mich auf einen Ellbogen hoch und starrte sie entsetzt an. Sie näherte sich mit erhobener Klinge.

»Ins Haus, Frau!« sagte Thurnus zornig.

»Du bist hier der Schwache, Thurnus«, erwiderte Melina energisch und steckte das Messer fort. »Es war ein Fehler, daß ich dir gefolgt bin.«

Wortlos blickte er sie an.

»Du hättest Kastenführer eines ganzen Distrikts werden können«, fuhr sie fort. »Statt dessen bin ich nichts weiter als die Gefährtin eines Dorfführers. Du stinkst nach den Sleen, die du trainierst, und nach den Mädchen, die dir gehören.«

Sie sprach ungezwungen, obwohl Sklaven in der Nähe waren.

»Du bist ein Schwächling und ein Dummkopf, Thurnus«, rief sie. »Ich verachte dich!«

»Geh ins Haus, Frau!« sagte er.

Zornig machte Melina kehrt und erstieg die Treppe, die zur Hütte führte. Auf der obersten Stufe blieb sie stehen. »Du hast die längste Zeit in Tabukfurt kommandiert, Thurnus«, sagte sie und verschwand in der Hütte.

»Bindet Dina los«, befahl Thurnus, »und bringt sie in den Käfig.«

»Ja, Herr«, riefen die Mädchen.

»Dina«, sagte Thurnus und blickte auf mich herab, während mir die Fesseln abgenommen wurden. »Du gibst einen jämmerlichen Bosk ab«, fuhr er fort, grinste kurz und ging.

Zornig stieß ich die Hacke in den Boden. Natürlich war ich nicht für Aufgaben geeignet, die ein Bosk ausführte. Es war doch nicht meine Schuld, daß ich nicht kräftig zupacken konnte wie meine Leidensgenossinnen, die auf dem Lande geboren worden waren! Maria, Chanda, Donna und Sklavenperle wären nicht tüchtiger gewesen. Und Lehna oder Eta sicher auch nicht. Ach, wie gern hätte ich Maria vor dem Pflug gesehen! Wütend hackte ich die Suls. Ich war gesund, doch meine Kräfte ließen zu wünschen übrig, außerdem war ich klein. Dagegen konnte ich nichts tun, es war nicht meine Schuld! Trotzdem, Thurnus war enttäuscht von mir.

Verbissen arbeitete ich weiter. Es fiel mir sogar schwer, Wasser auf die Felder zu tragen; die Last des großen Holzjochs mit den Eimern war einfach zuviel für mich! Manchmal stürzte ich und verschüttete das Wasser. Außerdem war ich langsam. Die anderen Mädchen, mit denen ich mich angefreundet hatte, nahmen mir einen Teil der schweren Arbeiten ab, während ich

mehr von den leichteren Aufgaben der anderen verrichtete. Dieses Arrangement gefiel mir aber nicht, erschwerte es doch den anderen das Leben. Ich wollte meinen Teil zum Ganzen selbst beitragen.

Wenn ich so auf den Feldern arbeitete, überkamen mich zuweilen Haßgefühle auf Clitus Vitellius. Schließlich hatte er mich in diesem Dorf zurückgelassen. Er hatte mich dazu gebracht, ihn zu lieben – aber dann hatte er mich an einen Bauern weiterverschenkt. Er wußte doch, was für ein Mädchen ich war, anmutig und zart, klein und schön, ein Mädchen von der Erde. Ich hackte vor mich hin. Wie sehr ich Clitus Vitellius haßte!

Wieder hob ich den Blick. Tup Löffelhändlers Hausiererkarren war nun schon ein gutes Stück entfernt; er zog auf dem unbefestigten Weg dahin, der zu der großen Steinstraße nach Ar führte.

Obwohl mich meine Leidensgenossinnen freundlich behandelten, hatte ich im Dorf keinen guten Ruf. Ich war eben nicht kräftig genug. Ich haßte die Bauern! Was für Idioten! Eine schöne Sklavin ließ sich doch für bessere Dinge einsetzen als für Arbeit auf dem Felde! Wegen meiner geringen Körperkräfte ließ sich Thurnus oft von mir beim Training der Sleen helfen. Mit einigen Tieren freundete ich mich an, doch im großen und ganzen hatte ich Angst vor den Sleen, die meine Gefühle natürlich spürten und auf meine Gegenwart böseartig reagierten.

»Bist du denn zu nichts gut?« hatte mich Thurnus eines Tages zornig gefragt. Ich war in der Sleenarena vor ihm zurückgewichen. Die Sonne brannte heiß vom Himmel, der Sand war warm. Es hatte mehrere Tage lang nicht geregnet.

Thurnus packte mich am Arm und schüttelte mich. »Du bist zu gar nichts nütze!« sagte er aufgebracht.

Ich erschauerte unter seiner Berührung.

»Was ist los?« fragte er.

Beschämt wandte ich den Blick ab. »Verzeih mir, Herr«, antwortete ich, »doch ich bin seit vielen Tagen nicht mehr von einem Mann berührt worden.«

»Ah«, sagte er.

Ich wandte mich um und sah ihn an.

Er warf mich in den Sand und schob meine Tunika hoch. Ich griff über meinen Kopf, legte die Hände um die Gitterstäbe eines Sleenkäfigs und schrie auf. Ich zuckte und begann mich unter ihm zu winden. Meine Wonne wurde nur einmal beeinträchtigt, als ich hinter der Holzbarriere Melina entdeckte, die uns beobachtete.

»Die Herrin«, flüsterte ich.

Thurnus lachte und sagte, ohne mit seinen Bewegungen innezuhalten: »Ich mache mit meinen Sklavinnen, was mir gefällt. Soll sie doch zusehen, wenn es ihr Spaß macht. Dabei kann sie nur was lernen.«

Aber Melina hatte bereits zornig kehrtgemacht und war gegangen. Ich gab mich stöhnend meinen Gefühlen hin.

Lachend hob er mich empor, als er fertig war. »Wie ich sehe«, sagte er, »bist du doch zu etwas zu gebrauchen, Dina!«

»Danke, Herr«, erwiderte ich und senkte den Blick.

Der Tag ging seinem Ende entgegen.

Der Karren Tup Löffelhändlers verschwand am Horizont.

Er hatte mich heute früh als Sklavin taxiert. Dabei hatte ich festgestellt, daß ich im Grunde meines Herzens eine Hure war – eine Tatsache, die wohl mehr oder weniger auf jede Sklavin zutreffen mußte. Jedenfalls hatte ich mir Mühe gegeben, mich dem Mann von meiner besten Seite zu zeigen. Und das schien mir gelungen zu sein.

»Du bleibst einen Augenblick hier, Dina«, hatte Melina am Morgen zu mir gesagt. Die anderen Mädchen ver-

ließen das Dorf, um Wasser zu holen. Thurnus war ebenfalls unterwegs und wurde erst spät zurückerwartet. Er besuchte ein anderes Dorf, um Vulos zu kaufen.

Ich hatte Angst vor seiner freien Gefährtin. Sie war unsere Herrin. Außerdem hatte sie einmal Anstalten gemacht, mich umzubringen. Und sie hatte mich in den Armen Thurnus' gesehen. In letzter Zeit hatte sie mich allerdings nicht mehr ganz so feindselig gemustert; sicher wußte sie, daß Thurnus seine Aufmerksamkeiten allen seinen Sklavinnen schenkte.

»Ja, Herrin«, sagte ich besorgt.

Melina mochte mich nicht, doch nahm ich an, daß sie mich nicht mehr haßte als die anderen Mädchen. Auf keinen Fall war ich Thurnus' Liebling. Er zog größere Frauen mit breiteren Hüften vor – von der Art, wie Melina einmal gewesen war, ehe sie rund und schlaff wurde.

»Komm, kleine Schönheit«, sagte Melina und winkte mich zu sich. Sie stand im Schatten zwischen den Pfosten, die die Hütte trugen. Ich gehorchte und kniete ergeben vor ihr nieder.

»Zieh deine Tunika aus, Dina«, befahl sie.

»Jawohl, Herrin.« Ich zog das kurze Wollgewand aus und hockte nun nackt vor meiner Herrin.

»Geh zu dem Pfahl und knie nieder«, sagte sie und deutete auf einen Stützpfeiler.

Sie machte kehrt, erstieg die Treppe zur Hütte und kehrte gleich darauf mit einem Seil zurück. Ein Ende verknotete sie mit meinem Hanfkragen, das andere legte sie in Höhe meines Halses um den Pfosten.

»Du bist ein hübsches Geschöpf«, sagte sie.

»Danke, Herrin«, antwortete ich leise.

Ich hockte vor ihr an dem Pfahl. Das Seil war nicht so lang, daß ich aufstehen konnte. Ich war Melinas Gefangene.

»Ein Hausierer ist im Dorf«, sagte sie.

Das war mir bekannt. Der Mann wurde Tup Löffel

händler genannt. Radieschen, die dabei gewesen war, hatte mir von seiner Ankunft erzählt. Er zog einen Handkarren mit langen Deichseln und zwei großen Rädern. Der Wagen enthielt viele Regale und Gestelle, auf denen er allerlei billige Waren zur Schau stellte, und Pflöcke und Schlingen, an denen Pfannen und Werkzeuge hingen. Schubladen an der Seite des Karrens enthielten allerlei Geheimnisvolles – Nadeln und Zwirn, Stoffe, Scheren, Fingerhüte, Knöpfe, Flicker, Bürsten, Kämmen, Zucker, Gewürze, Kräuter, Pakete mit Salz und Arzneifläschchen. Das Sortiment schien unerschöpflich zu sein.

»Ich hole ihn jetzt«, sagte Melina, »damit er dich einmal anschaut.«

Mein Herz machte einen Sprung. Melina wollte mich verkaufen, während Thurnus nicht im Dorf war!

»Mach einen guten Eindruck auf ihn, kleine Dirne«, sagte Melina drohend, »sonst prügele ich dich, bis du sterben möchtest.«

»Keine Sorge, Herrin!« versprach ich erregt. O ja, ich wollte mir Mühe geben. Wann würde sich mir eine zweite Chance bieten, dem Sklavendasein im Dorf zu entkommen? Ich würde alles tun, um hier fortzukommen. Einen guten Eindruck auf ihn machen? O ja! Ich wollte dafür sorgen, daß er in mir ein Muster an Gehorsamkeit und Sinnlichkeit sah. Doch plötzlich bekam ich Angst. Was für ein Mann war er? Nicht jedes Mädchen wirkte auf jeden Mann. Konnte ich sein Interesse erwecken? Ich wollte mich seinen Erwartungen auf jeden Fall anpassen. Was für eine Dirne du doch bist! dachte ich.

»Hier ist die Sklavin«, sagte Melina in diesem Augenblick.

Erschrocken klammerte ich mich an den Pfosten – eine Reaktion, gegen die ich nichts machen konnte. Dann ging mir auf, daß Melina vermutlich von Anfang an beabsichtigt hatte, mich zu überraschen, um ihrem

Besucher den Anblick einer schönen und erschrockenen Sklavin zu bieten.

Ich beschloß, die Barbarin von der Erde zu spielen, und hielt mich an den Entschluß. Auf Gor war ich nun mal eine schöne Barbarin, eine Fremde von einer anderen Welt.

»Wie geht es dir, kleine Vulo?« fragte er.

»Gut, Herr«, sagte ich.

»Sie ist eine Barbarin«, stellte er fest.

»Oh«, machte Melina, obwohl sie genau Bescheid wußte.

»Siehst du?« sagte der Hausierer. Er hatte mir die Finger in den Mund gesteckt. »Da oben im Backenzahn sitzt ein winziges Stück Metall.«

»Ärzte können so etwas«, sagte Melina.

»Kommst du von einem Ort, der Erde genannt wird?« fragte der Mann.

»Ja, Herr.«

»Siehst du?« wandte er sich an Melina, ehe sein Blick wieder zu mir zurückkehrte. »Ich bin Tupelius Milius Lactantius, aus der Familie der Lactantii, Angehörige der Kaufmannskaste von Ar. Die Zeiten haben mir leider sehr zugesetzt, wie du siehst. In den Dörfern hier nennt man mich Tup Löffelhändler.«

»Ist sie nicht hübsch?« fragte Melina.

»In den Städten«, sagte er, »gibt es viele Mädchen dieser Art. Allein in Ar werden jährlich viele tausend solcher Sklavinnen verkauft.«

Ich erschauerte.

»Was ist sie wert?« wollte Melina wissen.

»Bestenfalls bekäme ich eine Handvoll Kupfertarsks für sie.«

Ich wußte, daß ich schön war. Nicht gewußt hatte ich, daß auf Gor an schönen Sklavinnen kein Mangel herrschte. Schönheit in einem Sklavenkragen war auf diesem Planeten nicht teuer. So kam es, daß Mädchen, die attraktiver waren als ich, in den Küchen großer

Häuser schufteten oder die Fußböden öffentlicher Gebäude schrubben mußten.

Melina war mit der Auskunft gar nicht zufrieden. »Willst du sie denn nicht kaufen?« fragte sie.

Seine Hände strichen über meine Flanken. »Nicht uninteressant«, meinte er. Ohne Vorwarnung berührte er plötzlich mein Geschlecht. Ich schrie auf, mein Körper zuckte gegen den Pfahl, meine Hände verkrampften sich darum. Ich konnte nicht anders.

»Ah«, sagte er. »Eine heißblütige Sklavin. Vielleicht kann sie als Pagadirne arbeiten.«

»Ausgezeichnet!« sagte Melina.

»Trotzdem würde ich wohl nur ein paar Tarsks für sie bekommen.«

»Weshalb?« wollte Melina wissen.

»Die Kriege«, sagte er. »Die Überfälle, die Vernichtung von Städten – da kommen viele schöne Mädchen, von denen manche früher sogar frei waren, auf die Sklavenauktionen und werden für lächerliche Summen verkauft.«

»Aber sind sie so heißblütig wie die hier?«

»Viele durchaus«, sagte er. »Man braucht ein Mädchen nur zu branden, in Ketten zu legen und sie ein bißchen auszubilden – nach einer Woche ist sie bereit für ihren Herrn.«

»So schnell?« wunderte sich Melina.

»Egal, um welchen Frauentyp es sich handelt – ob von der Erde oder von Gor, ob aus hoher Kaste oder nicht, ob heißblütig oder eiskalt – in der Sklaverei entdecken alle ihre wahres Feuer.«

Melina lachte, und ich errötete.

»Wer ist dein Herr, kleine Vulo?« fragte Tup Löffelhändler.

»Thurnus ist mein Herr«, sagte ich. »Thurnus, Kastenführer in Tabukfurt, Führer der hiesigen Kaste der Bauern, ein Mann, der die Felder fruchtbar macht und zugleich Sleentrainer ist.«

Ein Bauer, der aktiv Landwirtschaft betreibt, wird als ein Mann bezeichnet, der die Felder fruchtbar macht. Zuweilen gilt dieser Ausdruck auch als Ehrenbezeichnung. Obwohl die Kastenzugehörigkeit zwar gewöhnlich mit der Ausübung eines bestimmten Berufes zusammenhängt – Landwirtschaft, Handel oder Kriegshandwerk –, gibt es natürlich Kastenmitglieder, die keine aktive Kastenarbeit betreiben, und auch Individuen, die gewisse Arbeiten verrichten und nicht der Kaste angehören. Üblicherweise ist die Kastenzugehörigkeit eine Sache der Geburt. Natürlich können Mitgliedschaften auch durch Ernennung Zustandekommen. Gefährtschaften werden gewöhnlich zwischen Kastenmitgliedern geschlossen; gehören die Partner jedoch verschiedenen Kasten an, so kann die Frau entscheiden, ob sie in ihrer alten Kaste bleibt – wie es meistens geschieht – oder in die Kaste ihres Mannes aufgenommen wird. Die Kastenmitgliedschaft der in einer solchen Gefährtschaft geborenen Kinder hängt von der Kaste des Vaters ab. Ähnliche Überlegungen gelten in einigen Städten in bezug auf die Bürgerschaft. Den Goreanern sind die Kasten auf eine Weise wichtig, die für Abkömmlinge einer nicht kastenbestimmten Gesellschaft schwer zu verstehen sind. Obwohl die Kastenstruktur zweifellos Probleme und vor allem Ungerechtigkeiten schafft, fördert sie Identitätsempfinden und Stolz beim Einzelnen, verbündet ihn mit Tausenden von Kastenbrüdern und verschafft ihm zahlreiche Gelegenheiten und Vorteile. Freizeit und Turniere spielen sich auf Gor oft im Kreise der Kaste ab. Ebenso die öffentliche Wohlfahrt. Das Kastensystem ist trotz allem nicht unflexibel, und es gibt Möglichkeiten, die Kaste zu wechseln, wozu es aber selten kommt; die Menschen sind ungemein stolz auf ihren Berufsstand.

Trotz der vielen Mängel trägt die Kastenstruktur zweifellos zur Stabilität der goreanischen Gesellschaft bei, einer Gesellschaft, in der das Individuum noch sei-

nen Platz hat, in der seine Arbeit respektiert wird und in der es eine vernünftige Zukunft planen kann. Die Klanstrukturen sind Familiengruppen. Sie funktionieren im großen und ganzen im Rahmen der Kastengruppierungen, sind aber nicht damit identisch. So kann ein Klan zuweilen Angehörige verschiedener Kasten umfassen. Klans sind zumeist auf eine Stadt beschränkt, während die Kaste solche Grenzen nicht kennt.

»Wie heißt du, kleine Vulo?« fragte Tup Löffelhändler.

»Mein Herr hat mich Dina genannt«, erwiderte ich.

»Hübsche Dina.«

»Danke, Herr.«

»Möchtest du sie kaufen?« fragte Melina.

»Sie hat rauhe Hände«, stellte Löffelhändler fest.

»Ich bin eine Bauernsklavin«, antwortete ich. Das Waschen und Graben und die Arbeit auf dem Felde hatten ihre Spuren hinterlassen.

»Mit guten Salben lassen sich die Hände wieder weich und schmiegsam machen – damit sie dazu geeignet sind, Männer zu liebkosen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Mach mir ein Angebot für den kleinen Sleen.«

Löffelhändler berührte mich am Hals, hakte einen Finger in meinen Hanfkragen.

»Sag mir, was du für sie bietest. Sie ist billig zu haben«, fuhr Melina fort.

»Wie billig?« wollte er wissen.

»Billig.«

»Weiß Thurnus, daß du sie verkaufst?«

»Es kommt nicht darauf an, was Thurnus weiß«, erwiderte Melina. »Ich bin seine freie Gefährtin. Ich kann tun, was mir gefällt.«

»Schöne Dina«, sagte Löffelhändler zu mir, »würde es dir gefallen, einen hübschen Stahlkragen zu tragen, womöglich mit Emailleverzierungen?«

»Ich habe nie einen Kragen besessen«, sagte ich.

»Besitzen würdest du ihn auch dann nicht«, stellte Löffelhändler richtig.

»Nein, Herr«, sagte ich ergeben.

Und er hatte recht. Nicht mir würde der Kragen gehören, sondern meinem Herrn, der auch über mich mit absoluter Macht verfügte.

»Das Hanfseil ist rau und primitiv«, fuhr Löffelhändler fort. »Hättest du nicht Lust auf einen glatten, schimmernden Sklavenkragen, kunstvoll geschmiedet und verziert, passend zu deinem Haar und deinen Augen, ein Kragen, der in Form und Färbung deine Schönheit unterstreicht?«

»Wie es dem Herrn gefällt«, erwiderte ich. Ich hatte Eta um ihren Sklavenkragen beneidet, obwohl er von der einfachsten Art gewesen war. Ich hatte bisher nur wenige richtige Halsreife zu sehen bekommen, wußte aber von Eta, daß es sie in großer Vielfalt gab – von einfachen Eisenbändern, die um den Hals eines Mädchens zugeschmiedet wurden, bis hin zu juwelenbesetzten, kunstvoll gefertigten, eng sitzenden Reifen, die die Lieblingssklavin eines Ubar zierten. Sklavenkragen – ob nun einfach oder kostbar gearbeitet – haben zweierlei gemein: sie lassen sich von dem Mädchen nicht abnehmen und kennzeichnen sie als Sklavin.

»Mach mir ein Angebot«, wiederholte Melina.

Tup Löffelhändler richtete sich auf und griff in einen Beutel, der an seinem Gürtel hing. »Hier, kleiner Vulo«, sagte er und steckte mir etwas in den Mund. Er drückte das Gebilde mit dem Daumen zwischen meine Zähne. Ich war verblüfft. »Danke, Herr«, sagte ich. Es war ein kleiner harter Bonbon, der süß schmeckte. Die erste Süßigkeit, die ich auf Gor zu essen bekam! Für eine Sklavin sind solche Dinge sehr kostbar, und es kam öfter vor, daß sich zwei Mädchen wegen einer Süßigkeit in die Haare gerieten.

»Warum willst du sie verkaufen?« fragte Löffelhändler jetzt.

»Mach mir ein Angebot«, drängte Melina.

»Vielleicht«, sagte er und musterte mich.

»Ist sie denn nicht hübsch?«

»O doch.«

»Stell sie dir vor, wie sie nackt in deinen Fellen liegt«, sagte Melina, »und sich größte Mühe gibt, es dir recht zu machen.«

»Ich bin Kaufmann«, sagte Löffelhändler. »Wenn ich sie kaufe, dann, um sie mit Gewinn weiterzuveräußern.«

»Aber du könntest doch guten Gebrauch von ihr machen, ehe du sie wieder anbietest!«

Löffelhändler grinste. »Zwei Kupfertarsks«, sagte er.

Plötzlich durchfuhr mich ein seltsames Gefühl. Mir wurde bewußt, daß man einen Preis *für mich* geboten hatte. Es ist eine seltsame Empfindung. Die Summe war natürlich keineswegs realistisch, schon gar nicht für ein Mädchen von der Erde. Mit den zwei Kupfertarsks wollte Löffelhändler auch nur die weitere Feilscherei eröffnen. Ich war bestimmt vier oder fünf Kupfertarsks wert.

»Ich verkaufe sie dir für weniger«, sagte Melina.

Löffelhändler blickte sie erstaunt an.

Ich öffnete erschrocken die Augen.

»Ich brauche etwas von deinem Wagen«, sagte Melina und blickte mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Komm mit.«

Die beiden ließen mich gefesselt an dem Pfosten zurück. Löffelhändler, der verwirrt zu sein schien, folgte ihr zu seinem Karren, wo ein langes Gespräch begann. Ich verstand die Worte nicht. Genußvoll lutschte ich an dem Bonbon, das köstlich schmeckte. Es sollte so lange wie möglich vorhalten.

Zwischendurch rückte ich ein wenig am Holzpfehl zur Seite, damit ich die beiden beim Wagen im Auge

behalten konnte. Ich war neugierig und verwirrt. Aus einer der zahlreichen Schubladen des Karrens nahm Tup Löffelhändler etwas heraus und überreichte es Melina, ein Päckchen, das eine Medizin oder ein Pulver enthalten mochte. Dann drehte ich mich wieder um, damit die beiden nicht merkten, daß ich sie beobachtet hatte.

Gleich darauf kehrte Melina zurück, löste meine Fesseln und nahm mir zu meiner Überraschung das lange Seil ab. Ich hatte damit gerechnet, gefesselt und an der langen Leine zu Löffelhändler geführt zu werden, um ihm als seine Sklavin zu folgen.

»Zieh deine Tunika an«, sagte Melina zu mir. »Nimm dir eine Hacke und geh zu den Sul-Pflanzen. Bran Loort holt dich später ab. Sprich mit niemandem.«

»Ja, Herrin.«

»Beeil dich«, sagte Melina und sah sich verstohlen um.

Ich zog die kurze Sklaventunika an.

Melina schien erregt zu sein.

»Darf ich dich etwas fragen, Herrin?« fragte ich. – »Ja.«

»Bin ich denn nicht verkauft worden, Herrin?«

»Vielleicht, hübsche Dina«, antwortete Melina, die Gefährtin des Thurnus. »Wir werden sehen.«

»Ja, Herrin«, erwiderte ich verwirrt.

»Hübscher kleiner Sleen«, sagte sie, »morgen gehörst du entweder Tup Löffelhändler oder Bran Loort. Und jetzt geh! Sprich mit niemandem!«

Ich machte kehrt und holte mir die Hacke. Das letzte Stück des Bonbons löste sich in meinem Mund auf. Ich traf niemanden, mit dem ich hätte sprechen können.

Ich hackte in der trockenen Erde des Feldes herum. Seit fünfzehn Tagen hatte es nicht mehr geregnet. Die Scholle war ausgetrocknet.

Tup Löffelhändlers Karren war inzwischen ver-

schwunden. Der Nachmittag ging zu Ende. Ich war völlig allein auf den Feldern, schutzlos.

Ich verstand nicht recht, was mit mir geschehen war. Ich wußte nicht, warum man mich nach Gor gebracht hatte. Clitus Vitellius hatte mich aus großer Gefahr errettet, hatte mich dazu gebracht, ihn rückhaltslos zu lieben – und dann hatte er mich verschenkt. Oh, wie ich ihn haßte! Wenn ich mich nur an ihm hätte rächen können! Doch welche Chance hatte eine Sklavin, sich für erlittenes Unrecht schadlos zu halten? Sie war nur eine Sklavin.

Wütend hackte ich auf den Boden ein. Ich dachte an den seltsamen Traum, in dem mir ein gewisser Belisarius befohlen hatte, eine Halskette zu machen. Wie gegen meinen Willen hatten sich meine Finger den Schalen mit verschiedenfarbigen kleinen Holzperlen genähert – aber dann war ich aufgewacht. Ich verstand nichts von alledem.

Die Sonne ging unter. Meine Tunika war schweißfeucht. Meine Füße und Beine waren schmutzverkrustet. Der Hanfkragen schabte an meinem Hals.

Schmerzerfüllt richtete ich mich auf. Wie sehr ich mir gewünscht hatte, von Tup Löffelhändler gekauft und von der schweren Feldarbeit erlöst zu werden! Ich hätte alles für ihn getan, um der Sklaverei in Tabukfurt zu entkommen. Eine Sklavin besitzt nichts außer ihrem Körper – er ist der einzige Wert, den sie ins Spiel bringen kann.

Ich war sicher, daß Tup Löffelhändler an mir interessiert gewesen war, doch wußte ich nicht, ob er mich gekauft hatte.

Plötzlich fuhr ich hoch. Bran Loort stand wenige Fuß von mir entfernt, ein Stück Seil in der Hand. Meine Finger verkrampften sich um den Hackenstiel.

»Ich bin gekommen, um dich zu holen, Dina«, sagte er.

Hastig sah ich mich um. Ein zweiter Bauernbursche

stand links von mir. Er hielt ebenfalls ein Stück Seil in der Hand. Ich drehte mich im Kreise. Hinter mir lauerten vier weitere Jünglinge, ein fünfter rechts von mir. Zwei Gestalten erschienen hinter Bran Loort.

Flucht war aussichtslos.

»Sie ist das schlaue Mädchen, das uns beim Fangen entwischt ist«, sagte einer.

»Sei begrüßt, schlaues Mädchen!«

»Sei begrüßt, Herr«, antwortete ich.

Dann hob ich die Hände. »Du sollst mich zu meinem Herrn bringen«, sagte ich zu Bran Loort.

Er lachte, und ich sah mich erschrocken um. Die Bauernburschen kamen näher.

Ich wirbelte herum und rannte los, landete aber in den Armen eines der jungen Männer, der mich grob in die Mitte der Gruppe zurückschleuderte. Wieder versuchte ich den Kreis zu durchbrechen – aber vergeblich.

»Wollt ihr mich vergewaltigen?« fragte ich.

»Das – und mehr«, antwortete Bran Loort.

»Das wird Thurnus nicht gern sehen«, sagte ich.

»Heute abend«, sagte er, »gehörst du mir.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Haltet sie!«

Zwei Burschen packten mich an den Armen.

»Bitte!« flehte ich.

Plötzlich wurde mir klar, daß ich von diesen Jünglingen mehr zu fürchten hatte als von Thurnus oder Melina. Ihre blitzenden Augen erschreckten mich.

Vor Tagen war ich diesen jungen Männern beim Fangen entwischt. Indem ich mich klüger anstellte als sie, hatte ich gesiegt. Dafür sollte ich jetzt bezahlen. Wie töricht von einer Sklavin, einen freien Mann übertreffen zu wollen! Weiß sie denn nicht, daß sie eines Tages in seine Hände fallen kann?

Sie warfen mich brutal ins Gras und fielen über mich her.

»Komm heraus, Thurnus!« rief Bran Loort. »Schau mal, was wir hier für dich haben!«

Ich lag mit angezogenen Beinen zu Füßen Bran Loorts. Die Hände waren mir auf dem Rücken gefesselt. Ich war nackt, mein Körper war verschmutzt und blutverkrustet. Die Burschen hatten mich durch ein Dornengebüsch gezerrt. Ich konnte nicht mehr weinen; das einzige Gefühl, das sich in mir regte, war ein Funke der Angst vor freien Männern. Ich, eine Sklavin, hatte freie Männer auf die Plätze verwiesen – inzwischen hatte ich gelernt, daß es so etwas nicht geben darf.

»Komm heraus, Thurnus!« wiederholte Bran Loort.

Es war Nacht. Da und dort standen Männer und hielten Fackeln empor. Da waren die acht jungen Männer aus Bran Loorts Gruppe, außerdem andere Neugierige aus dem Dorf. Freie Männer und Frauen beobachteten die Szene, aber auch einige Sklaven, die noch nicht zum Schlafen in die Käfige gesperrt worden waren. Ich erblickte Sandalenschnur und Rübchen, Verrschwanz und Radieschen. Melina wollte, daß sie alles mitbekamen. Kinder waren nicht zu sehen. Bran Loort trat mit erhobenem Stab vor. Seine acht jungen Männer scharten sich um ihn. Sie waren ebenfalls mit Bauernstäben bewaffnet. Alle Augen waren auf die Tür von Thurnus' Hütte gerichtet, in der jetzt Melina erschien. Sie kam die Treppe herab. Thurnus' Hütte stand etwa in der Mitte des Dorfes, am Rand des zentralen Platzes.

Ich blickte zu Bran Loort empor, der stolz über seiner Sklavin stand. Der Stab in seiner Hand war gut sechs Fuß lang und zwei bis drei Zoll dick. »Ich bin in Tabukfurt bald der Erste«, hatte Bran Loort zu mir gesagt. »Und wenn das geschieht, gibt Melina dich an mich.«

»Komm heraus, Thurnus!« rief Melina vom Fuß der Treppe.

Ich hob den Blick. Thurnus erschien in der Türöffnung.

»Sei begrüßt, Thurnus!« rief Bran Loort.

»Sei begrüßt, Bran Loort.«

Brutal zerrte mich Bran Loort hoch. »Ich habe hier etwas, das dir gehört«, sagte er.

»Das sehe ich.«

»Sie ist eine heißblütige kleine Sklavin. Wirklich ein Prachtstück.«

»Das ist mir bekannt.«

»Sie kniet jetzt aber zu meinen Füßen.«

»Das sehe ich, Bran Loort.«

Mit schneller Bewegung warf Bran Loort das Seil fort, mit dem er mich festgehalten hatte, und stieß mich mit dem Fuß zur Seite. Ich stürzte in den Staub. Bran Loort hob seinen Stab; die rechte Hand griff in der Mitte zu, die linke etwa achtzehn Zoll tiefer. Thurnus hatte sich nicht von der Stelle gerührt.

Im Kreis der Zuschauer rührte sich niemand. Ich hörte das Knistern der Fackeln.

Bran Loort schien nicht zu wissen, was er tun sollte. Er sah sich im Kreise seiner Gefährten um, ehe er wieder auf Thurnus blickte. Der Kastenführer stand stumm auf der obersten Stufe, etwa sieben Fuß über dem Boden.

»Ich habe deine Sklavin gehabt«, sagte Bran Loort.

»Dazu sind Sklavinnen da.«

»Wir haben großen Spaß an ihr gehabt!«

»Hat sie euch gefallen?« fragte Thurnus.

»Ja«, sagte Bran Loort und griff seinen Stab fester.

»Dann brauche ich sie ja nicht zu strafen oder zu töten.«

Bran Loort musterte ihn ratlos.

»Du müßtest wissen, Bran Loort«, fuhr Thurnus fort, »daß es die Pflicht einer Sklavin ist, den Männern zu gefallen.«

»Wir haben sie aber ohne deine Erlaubnis genommen.«

»Darin habt ihr den Kodex überschritten.«

»Das ist mir egal!« sagte Bran Loort trotzig.

»Pflug, Bosk oder Mädchen deines Nachbarn darfst du dir nicht aneignen, es sei denn, du hast die Erlaubnis des Eigentümers«, sagte Thurnus.

»Das ist mir gleichgültig.«

»Was unterscheidet den Menschen von Sleen und Larls?« wollte Thurnus wissen. »Die Regeln, die er sich selbst gegeben hat!«

»Solche Regeln sind bedeutungslos!« höhnte Bran Loort.

»Diese Regeln sind die Schutzmauer.«

»Was soll das heißen?«

»Es sind die Regeln, die den Menschen von Sleen und Larls unterscheiden. Sie stellen den Unterschied dar, sie sind die Schutzmauer. Du hast den Schutz dieser Mauer verlassen.«

»Willst du mir drohen, Thurnus aus Tabukfurt?« fragte Bran Loort herausfordernd.

»Du stehst außerhalb der Schutzmauern«, wiederholte Thurnus.

»Ich habe keine Angst vor dir!«

»Hättest du mich um meine Erlaubnis gebeten«, sagte Thurnus und deutete mit einer Kopfbewegung auf mich, »hätte ich sie dir bereitwillig gegeben. Aber du hast nicht gefragt.«

»Nein.«

»Bisher habe ich euch die Streiche mit den Mädchen durchgehen lassen – aber jetzt ist meine Geduld erschöpft.«

»Wir sind dankbar für deine Geduld«, sagte Bran Loort spöttisch und sah sich im Kreise seiner Freunde um. Dann stemmte er den Stab in den Boden.

Ich spürte, daß hier eine ernsthafte Übertretung des Dorfkodex vorlag. Was Bran Loort und seine Freunde

getan hatten, sprengte die Grenzen der Sitten, die stillschweigende Duldung jugendlichen Übermuts. Bran Loorts Tat hatte beleidigend sein sollen. Der goreanische Bauer hat klare Vorstellungen von Stolz und Ehre. Bran Loort hatte genau gewußt, was er tat.

»Ich bin geneigt, dir zu vergeben«, sagte Thurnus und sah mich an. »Du kannst mich jetzt um Erlaubnis für dein Treiben bitten.«

»Diese Erlaubnis erbitte ich aber nicht.«

»Dann muß ich den Rat einberufen«, stellte Thurnus fest. »Der muß entscheiden, was mit dir geschehen soll.«

Bran Loort warf den Kopf in den Nacken und lachte. Seine Freunde taten es ihm gleich.

»Warum lachst du, Bran Loort?« fragte Thurnus.

»Nur der Kastenführer kann den Rat einberufen«, erklärte Bran Loort. »Und ich entscheide, daß wir ihn nicht zusammenrufen.«

»Bist du denn Kastenführer in Tabukfurt?«

»Ja.«

»Wer behauptet das?«

»Ich!« sagte Bran Loort und deutete auf seine Gefolgschaft. »Wir alle sagen das!«

Einschließlich Bran Loort waren es neun kräftige junge Männer, die entschlossen vor Thurnus standen.

»Tut mir leid«, sagte Thurnus. »Ich hatte angenommen, du hättest das Zeug zum Kastenführer.«

»Ich *bin* Kastenführer«, sagte Bran Loort.

»In welchem Dorf denn?«

»In Tabukfurt!« antwortete Bran Loort aufgebracht.

»Hast du diese Neuigkeit schon Thurnus aus Tabukfurt mitgeteilt?«

»Das tue ich hiermit. Ich bin der Erste Mann in Tabukfurt.«

»Dieser Meinung ist Thurnus aber nicht!«

»Ich bin der Anführer dieses Dorfes.«

»Nein!« sagte Thurnus knapp.

Bran Loort wurde bleich.

»Wollen wir die Prüfung der fünf Pfeile durchführen?« fragte Thurnus.

Dabei geht es darum, daß alle Dorfbewohner die Siedlung verlassen. Nur die beiden Streiter bleiben zurück. Jeder der beiden ist mit seinem Langbogen und fünf Pfeilen bewaffnet. Derjenige, der den Dorfbewohnern das Tor schließlich wieder öffnet, ist Kastenführer.

»Nein«, sagte Bran Loort unbehaglich. Er hatte keine Lust, gegen den Bogen des Thurnus anzutreten, der ein legendärer Schütze war.

»Dann also die Messerprüfung?«

Bei diesem Wettstreit verlassen die beiden Männer das Dorf und dringen von entgegengesetzten Seiten in den nächtlichen Wald ein. Wer ins Dorf zurückkehrt, ist Kastenführer.

»Nein«, sagte Bran Loort. Es gab sicher nur wenige Männer auf Gor, die es wagen würden, sich in der Dunkelheit eines Waldes auf einen nächtlichen Kampf mit Thurnus einzulassen.

Bran Loort hob seinen Stab. »Ich bin ein Bauer«, sagte er.

»Na, schön«, sagte Thurnus. »Wir werden die Angelegenheit einer strengen Prüfung unterziehen. Der Stab soll sprechen. Das Holz unseres Standes wird die Entscheidung bestimmen.«

»Gut!« sagte Bran Loort.

Ich bemerkte, daß Sandalenschnur aus der Menge verschwunden war. Niemandem schien das aufgefallen zu sein.

Mit glitzernden Augen trat Melina einige Schritte von der Treppe zurück. Die Zuschauer machten vor der Hütte eine Fläche frei.

»Entfacht das Dorffeuer!« befahl Thurnus und kam langsam die Treppe herab. Männer eilten los. Thurnus öffnete seine Tunika, zog sie bis zur Hüfte herab. Dann bewegte er prüfend die Arme, zog schließlich den

Saum seines Gewandes höher und stopfte es sich in den Gürtel. Bran Loort traf ähnliche Vorbereitungen.

Thurnus näherte sich mir, hob mich an den Armen hoch. »Geschieht all dies wegen deiner Schönheit, kleine Sklavin?« fragte er.

Ich fühlte mich so elend, daß ich ihm nicht antworten konnte.

»Nein«, sagte Thurnus. »Es geht um mehr.« Er drehte mich herum und löste meine Armfesseln. Ich war ihm dankbar für seine freundliche Fürsorge.

»Knebelt und fesselt sie, macht sie für den Sieger fertig!« befahl er dann.

Ich starrte ihn entsetzt an, während zwei Männer mich sogleich packten und an einen Pfosten banden, dem Sieger hilflos dargeboten.

Niedergeschlagen drehte ich den Kopf auf die Seite, denn ich wollte den Kampf sehen. Ich erblickte Rübchen, die mir einen erschrockenen Blick zuwarf und sich hastig abwandte.

»Bran Loort, bist du bereit?« fragte Thurnus in diesem Augenblick.

Die Dorfbewohner hatten eine kreisförmige Fläche freigemacht. Das Feuer loderte; man konnte gut sehen.

»Brauchst du denn gar keinen Stab?« fragte Bran Loort grinsend.

»Mag sein«, sagte Thurnus und musterte Loorts Freunde. »Diese Burschen mischen sich hoffentlich nicht in den Kampf ein«, fuhr er fort.

»Ich verstehe mich auch allein darauf, einen bequem gewordenen Burschen wie dich in Kastendisziplin zu nehmen«, antwortete Bran Loort grinsend.

»Das mag sein«, räumte Thurnus ein.

»Du brauchst einen Stab!«

»Ja«, sagte Thurnus und wandte sich an einen Spießgesellen Bran Loorts. »Schlag nach mir!« sagte er.

Der junge Mann grinste und holte zu einem Hieb aus. Im richtigen Augenblick griff Thurnus zu und

zerre mit der Stärke eines Larl den jungen Mann auf sich zu; gleichzeitig holte er zu einem kräftigen Fußtritt aus, der den Burschen in die Zähne traf. Der Jüngling taumelte gurgelnd zurück. Blut spritzte aus Nase und Mund. Sein Stab blieb in Thurnus' Händen zurück. Zähne lagen im Dreck. Betäubt setzte sich der junge Mann hin.

»Mit einem guten Stab«, sagte Thurnus, »muß man stoßen können...« Bei diesen Worten starrte er auf einen jungen Mann, während er gleichzeitig einem anderen die Stabspitze energisch in die Rippen bohrte. »Hauen muß man damit auch können«, fuhr Thurnus fort und hieb auf einen Burschen ein, der ungläubig auf seinen zu Boden sinkenden Freund starrte. Der ging in die Knie; und ich war sicher, daß ihm etliche Rippen gebrochen worden waren; der andere lag bewußtlos vor Thurnus; der Stab hatte ihn an der Schläfe getroffen. »Außerdem«, meinte Thurnus, »muß ein guter Stab einiges aushalten können.« Die jungen Männer umstanden ihn, sechs Gestalten, die ihn nicht mehr aus den Augen ließen. »Greif mich doch an«, forderte Thurnus einen anderen Jüngling auf. Zornig stürmte der Bursche los. Im nächsten Augenblick war Thurnus hinter ihm und zerbrach den Stab mit einem mächtigen Schlag auf seinem Rücken. Der Angegriffene lag am Boden und konnte sich nicht mehr rühren. »Dieser Stab«, sagte Thurnus in dozierendem Ton, »war nicht stark genug.« Er deutete auf den Mann am Boden. »Ihm wurde noch nicht mal das Rückgrat gebrochen. Auf so eine Waffe kann man sich im Kampf nicht verlassen.« Er wandte sich an einen der fünf verbleibenden jungen Männer. »Gib mir einen neuen Stab«, forderte er. Der Jüngling blickte ihn erschrocken an und warf ihm die Waffe zu. »Eine bessere Waffe«, sagte Thurnus und wog den Stab in der Hand. Dann blickte er den Burschen an, der ihm den Stab zugeworfen hatte. »Komm her!« sagte er. Unsicher trat der Bauern-

bursche vor. »Als erstes mußt du lernen«, sagte Thurnus und stieß ihm ohne Vorwarnung das Holzende in den Magen, »deine Waffe niemals aus der Hand zu geben.« Der junge Mann begann sich zu erbrechen. Thurnus versetzte ihm einen Hieb gegen die Schläfe. Dann wandte er sich an die verbleibenden drei jungen Männer. »Ihr solltet auf der Hut sein«, meinte Thurnus zu einem, der sofort vorsichtig den Stab hob. Daraufhin hieb Thurnus auf einen anderen ein, den er scheinbar gar nicht beachtet hatte. Er machte kehrt und sah zu, wie der Jüngling zusammenbrach. »Dasselbe gilt natürlich für dich«, sagte Thurnus zu dem ersten. Dieser griff plötzlich an, aber Thurnus hatte den Hieb offenbar erwartet. Er parierte, duckte sich darunter hindurch und hieb mit dem Stabende zu. Das Gesicht des Angreifers wurde bleich und er sank zur Seite. »Aggressivität ist etwas Gutes«, dozierte Thurnus, »doch Vorsicht vor dem Gegenschlag.« Thurnus sah sich um. Von den neun jungen Männern war nur einer, Bran Loort, übriggeblieben. Er deutete auf die Herumliegenden. »Die werden sich nun hoffentlich nicht in den Kampf einmischen«, sagte er.

»Du bist sehr geschickt, Thurnus«, sagte Bran Loort und hob seinen Stab.

»Es tut mir leid, daß ich dir das antun muß«, sagte Thurnus. »Ich hatte wirklich geglaubt, daß du das Zeug zum Kastenführer hättest.«

»Ich *bin* hier der Kastenführer«, behauptete Bran Loort.

»Du bist der junge Bran Loort«, sagte Thurnus. »Du hättest warten sollen. Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Ein Kastenführer muß viele Dinge kennen, die erst die jahrelange Praxis bringt – Dinge über das Wetter, die Ernte, die Tiere, die anderen Menschen. Das Amt des Kastenführers ist nicht einfach.«

Thurnus wandte sich mit gesenktem Kopf ab und machte Anstalten, seine Sandale zuzuschnüren. Bran

Loort zögerte nur einen Sekundenbruchteil lang, dann hieb er Thurnus seinen Stab über die zur Seite gedrehte Schulter. Es war, als hätte er auf einen Felsbrocken eingedroschen. Bran Loort trat zurück.

»Ein Kastenführer muß außerdem stark sein«, fuhr Thurnus fort und richtete sich auf. »Nur so gewinnt er den Respekt der Bauern.«

Bran Loort war bleich geworden.

»Jetzt wollen wir kämpfen«, sagte Thurnus.

Die beiden Männer begannen sofort mit ihren schnellen Stäben zu manövrieren. Holz dröhnte auf Holz. Staub wallte um die Füße der Männer auf. Schläge wurden eingeleitet und blitzschnell pariert.

Bran Loort stellte sich nicht ungeschickt an, und er war jung und kräftig – doch gegen den entschlossenen, starken Thurnus, Kastenführer von Tabukfurt, kam er nicht an. Blutüberströmt, erschöpft, so lag Bran Loort schließlich zu Füßen des Thurnus. Mit glasigen Augen blickte er zu dem Kastenführer empor.

Fünf seiner Kumpane hatten sich inzwischen einigermaßen erholt. Sie griffen nach ihren Stäben und rückten näher heran.

»Schlagt ihn!« krächzte Bran Loort und deutete auf Thurnus.

Die Zuschauer stimmten ein Wutgeschrei an.

Die jungen Männer hoben ihre Stangen, um Thurnus zu bestürmen, der sich kampfbereit herumdrehte.

»Halt!« rief da eine Stimme. Gleichzeitig war das geifernde Pfeifen von Sleen zu hören. Sandalenschnur stand am Rand der Arena, in jeder Faust die kurze Leine eines Sleen. Die Tiere stemmten sich in ihre Halskragen, versuchten mit blitzenden Augen vorwärtszukriechen. »Der erste Mann, der sich bewegt, muß mit einem Sleen kämpfen!« rief Sandalenschnur.

Die jungen Männer wichen zurück.

Melina stieß einen Wutschrei aus.

»Werft die Stäbe fort!« befahl Thurnus. Die jungen

Männer gehorchten, wobei sie die gefährlichen Raubtiere nicht aus den Augen ließen.

»Sie ist doch nur eine Sklavin!« rief Melina. »Wie kannst du es wagen, dich einzumischen?«

»Ich habe sie heute nachmittag befreit!« rief Thurnus lachend. Und richtig – Sandalenschnur trug keinen Hanfkragen mehr! Sie stand da hinter ihren Tieren, eine stolze freie Frau.

»Hoch mit dir, Bran Loort!« befahl Thurnus.

Taumelnd kam der junge Mann auf die Füße. Thurnus packte ihn am Arm und schob ihn zu dem Pfahl, an dem ich angebunden war. »Hier ist die kleine Sklavin, die du so aufreizend findest«, sagte Thurnus. »Sie steht hilflos vor dir! Ein hübsches kleines Ding, nicht wahr?«

»Ja«, flüsterte Bran Loort.

»Nimm sie!« forderte Thurnus den anderen auf. »Ich gebe dir meine Erlaubnis dazu. Los, mach schon!«

»Ich kann nicht«, flüsterte Bran Loort kaum hörbar. Er war ein geschlagener Mann.

Bran Loort wandte sich von mir ab und näherte sich dem Tor des Dorfes. Man öffnete es für ihn. Er verließ Tabukfurt.

»Wer will, kann ihm folgen!« sagte Thurnus zu den jungen Männern, die sich mit ihm zusammengetan hatten.

Doch keiner machte Anstalten, ihrem Rädelsführer zu folgen.

»Aus welchem Dorf seid ihr?« fragte Thurnus.

»Tabukfurt!« lautete die mürrische Antwort.

»Und wer ist Kastenführer in Tabukfurt?« wollte Thurnus grinsend wissen.

»Thurnus.«

»Geht in eure Hütten«, befahl er. »Ihr unterliegt der Strafe unserer Kaste.« Die Jünglinge verschwanden aus dem Kreis am Feuer. Vermutlich wurden sie für ein Jahr zur Feldarbeit verurteilt.

Melina hatte sich ebenfalls zurückgezogen. Sie war in der Hütte verschwunden, die sie mit Thurnus teilte.

»Wir wollen ein Fest feiern!« entschied Thurnus. Jubelgeschrei wurde laut.

»Aber zuerst, mein lieber Thurnus«, sagte Melina, die in der Tür der Hütte erschienen war, »trinken wir auf den Sieg des Abends.«

Schweigen trat ein.

Sie trug einen Metallkelch in der Hand. Langsam und feierlich kam sie die Treppe herab und näherte sich ihrem Gefährten.

Sie hielt ihm den Kelch hin. »Trink, edler Thurnus, mein Schatz«, sagte sie zu ihm. »Ich bringe dir den Trank des Sieges.«

Plötzlich erkannte ich ihren Plan. Melina war eine raffinierte Frau. Sie hatte damit gerechnet, daß Bran Loort und seine jungen Freunde über Thurnus siegen würden. Doch für den Fall, daß sie es nicht schafften, hatte sie Tup Löffelhändler, dem Hausierer, ein Pülverchen abgekauft. Hätte Bran Loort gesiegt, wäre ich ihm übergeben worden. Gleichzeitig war ich Tup Löffelhändler versprochen worden – als Bezahlung für das Pulver, sollte es wirken. In beiden Plänen war die Sklavin Dina der Preis, mit dem Melina diese Dienste erkaufte. Hätte Bran Loort gesiegt, wäre ich an ihn gefallen und Löffelhändler hätte sein Pulver unbenutzt zurückerhalten. Doch jetzt mußte sich der Trank beweisen, und sobald die erwünschte Wirkung eintrat, fiel ich dem Hausierer anheim. Melina hatte gut geplant.

»Trink, mein Schatz«, sagte sie.

Thurnus ergriff den Kelch.

Ich versuchte zu schreien, brachte aber keinen Laut heraus. Ich wehrte mich gegen meine Fesseln. Ich bin sicher, daß mir die Augen aus den Höhlen quollen. Doch niemand beachtete mich. Der Knebel saß zu fest.

»Nicht trinken, Herr!« wollte ich schreien. »Der Trank ist vergiftet!«

Thurnus hob den Kelch an die Lippen. Dann hielt er inne.

»Trink!« forderte Melina.

»Es ist unser gemeinsamer Sieg«, sagte Thurnus fest.
»Trink du zuerst.«

Melina erholte sich schnell von ihrer Verblüffung.
»In erster Linie ist es dein Sieg«, sagte sie.

»Trink du zuerst, mein Schatz.«

»Zuerst du!« sagte sie.

»Trink!« Thurnus' Stimme hatte jede Freundlichkeit verloren. Melina wurde bleich. Zögernd griff sie nach dem Kelch.

»Ich halte den Kelch«, sagte Thurnus. »Trink.«

»Nein«, sagte sie und senkte die Hände. »Es ist Gift darin.«

Thurnus lächelte. Dann legte er den Kopf in den Nacken und leerte den Kelch.

Verblüfft starrte Melina ihn an.

»Sei begrüßt, werte Dame«, sagte Tup Löffelhändler, der in diesem Augenblick zwischen den Hütten erschien.

Thurnus warf den leeren Kelch zur Seite. »Ein harmloser Trunk«, sagte er. »Tup Löffelhändler und ich haben als junge Männer zusammen Sleen gejagt. Dabei rettete ich ihm einmal das Leben. Nach dem Ritus der Sleenklauen sind wir verbrüdet.« Thurnus hob den Unterarm, an dem eine zackige Narbe sichtbar war. Löffelhändler machte es ihm nach; eine ähnliche Narbe war an seinem Arm zu sehen. Sie stammte von einer Sleenklaue, eingeritzt von Thurnus; dieselbe Klaue, geführt von Tup Löffelhändler, hatte Thurnus gezeichnet; das Blut der beiden hatte sich vermischt, obwohl der eine von Geburt Bauer, der andere Kaufmann war.

»Heute nun hat er mir das Leben gerettet«, fuhr Thurnus fort.

»Es freut mich, daß ich Gelegenheit dazu hatte«, rief Löffelhändler.

»Du hast mich hereingelegt«, sagte Melina zu dem Hausierer, der ihr nicht antwortete.

»Es wäre besser gewesen«, sagte Thurnus, »du hättest den Kelch als erste geleert und es wäre wirklich Gift darin gewesen.«

»O nein, Thurnus«, flüsterte sie. »Bitte nein!«

»Bringt einen Käfig!« befahl Thurnus.

»Nein!« flehte sie.

»Und einen Sleenkragen!«

»Nein! Nein!«

Zwei Männer verließen die Gruppe.

»Lieber schere mir die Haare ab und schicke mich unehrenhaft in das Dorf meines Vaters zurück!« rief sie.

Mit einer heftigen Bewegung riß er ihr das Gewand vom Leibe und legte ihr den Sleenkragen um, den ein Mann gebracht hatte. Furchtsam blickte sie Thurnus an.

»In den Käfig mit dir, Sklavin!« sagte Thurnus.

»Thurnus!«

Er holte aus und versetzte ihr mit dem Handrücken einen heftigen Schlag auf den Mund. »In den Käfig, Sklavin!« forderte er.

»Ja – Herr«, flüsterte die Sklavin, die bis eben noch Melina geheißt hatte. Sie kroch in den Sleenkäfig, der in der Nähe aufgestellt worden war.

Sandalenschnur gab die Leinen der beiden Sleen an einen Mann weiter, eilte zum Käfig und ließ die Tür herabknallen. Die Umstehenden begannen zu jubeln.

»Wir wollen feiern!« rief Thurnus, Kastenführer von Tabukfurt. »Und macht ein Feuer heiß für das Brandzeichen einer Sklavin!«

Wieder brüllten die Dorfbewohner ihre Begeisterung hinaus.

In dem winzigen Käfig hockte die Sklavin, ihr Gesicht war vor Entsetzen entstellt. Bald würde sie das Sklavenzeichen tragen.

Männer und Frauen eilten herbei und begannen mit den Vorbereitungen für das Fest. Auf ein Zeichen von Thurnus hin befreiten mich Radieschen, Rübchen und Verrschwanz von meinen Fesseln. Sie nahmen mir den ekelhaften Knebel aus dem Mund.

Verr wurden gebraten, Pudding gekocht. Sa-Tarna-Brot wurde aus den Hütten geholt und erhitzt. Sul-Paga floß in Strömen.

Als das Fest seinem Höhepunkt entgegenging, wurde der Käfig geöffnet und die ehemalige freie Frau Melina herausgeholt. Man fesselte sie an den Pfahl, an dem ich vorhin noch gestanden hatte, und brandete sie. Anschließend wurde ihr das Haar abrasiert. Stöhnend hing sie in ihren Fesseln, während die Männer und Frauen an das Lagerfeuer zurückkehrten.

Zur Rechten Thurnus' saß Tup Löffelhändler, auf seiner anderen Seite Sandalenschnur, die er am Nachmittag aus der Sklaverei entlassen hatte.

Ich blickte zum Himmel auf. Dunkle Wolken bewegten sich über uns. Die Luft schmeckte feucht.

In diesem Augenblick stand Thurnus auf und hob einen Kelch mit Paga. »Tup Löffelhändler«, sagte er, »ist nach dem Ritus der Sleenkralle mein Bruder. Ich trinke auf ihn!« Die Dorfbewohner machten es ihm nach.

Daraufhin stand Tup Löffelhändler auf. »Ihr habt heute Paga und Nahrung mit mir geteilt. Ich trinke auf die Gastfreundschaft von Tabukfurt!«

Die Anwesenden jubelten.

»Außerdem«, fuhr der Hausierer fort, »trinke ich auf einen Mann, der nicht meiner Kaste angehört, mit dem mich aber ein Band verbindet, das stärker ist als alle Kastengrenzen – auf Thurnus, Kastenführer von Tabukfurt!« Die Begeisterungsrufe klangen nun noch lauter.

Thurnus erhob sich von neuem. »Ich bitte diese freie Frau«, sagte er und deutete auf Sandalenschnur, »mich in Freier Gefährtschaft zu akzeptieren!« Die Dorfbewohner gerieten außer sich vor Begeisterung.

»Thurnus«, sagte sie, »da ich jetzt frei bin, kann ich doch auch nein sagen, oder?«

»Richtig«, sagte Thurnus verwirrt.

»Dann, edler Thurnus«, sagte sie ruhig, »lehne ich deinen Vorschlag ab. Ich werde nicht deine freie Gefährtin.«

Thurnus senkte seinen Kelch. Stille herrschte auf dem Dorfplatz.

»Ich bitte dich statt dessen, weiter deine Sklavin sein zu dürfen«, fuhr das Mädchen fort.

»Warum?«

»Ich habe in deinen Armen gelegen, Thurnus«, sagte sie. »In deinen Armen kann ich nur Sklavin sein. Es würde dich entehren – in deinen Fellen kann ich mich nur wie eine Sklavin verhalten.«

»Ich verstehe«, sagte der Kastenführer von Tabukfurt leise.

»Die Liebe, die ich für dich empfinde«, fuhr das Mädchen fort, »ist nicht die Liebe einer freien Gefährtin, sondern die einer Sklavin, so tief und unterwürfig, daß sie nur aus einem Sklavenherzen kommen kann.«

Das Fest nahm seinen Fortgang. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Immer wieder wurden die Monde verdeckt.

Mir wurde der Kopf schwer. Plötzlich schreckte ich hoch, als vor mir ein Klicken ertönte. Jemand hatte mir Stahlreifen um die Arme gelegt.

Ich hob den Blick und schaute in die Augen Tup Löffelhändlers. »Steh auf, kleine Vulo«, sagte er. »Du gehörst jetzt mir.«

Mir war seltsam zumute. So einfach hatte ich den Herrn gewechselt!

Ich sah mich um. Das Fest ging seinem Ende entgegen. Die meisten Dorfbewohner hatten sich bereits in ihre Hütten zurückgezogen. Einige lagen betrunken am herunterbrennenden Feuer.

In unserer Nähe befanden sich Thurnus und einige seiner Mädchen.

»Ich habe dich Tup Löffelhändler geschenkt«, sagte Thurnus zu mir.

»Ja, Herr«, flüsterte ich und kniete nieder.

»Du wurdest ihm als Zahlung für das Pulver versprochen, das er einer Dorfbewohnerin gab«, fuhr Thurnus fort. »Das Pulver wurde verwendet, obgleich es nicht die gewünschte Wirkung hatte. Die betreffende Person kann leider keine eigenen Geschäfte mehr tätigen, da sie bedauerlicherweise Sklavin geworden ist – daher überlasse ich dich ihm als Zahlung für das Pülverchen.«

»Ja, Herr«, antwortete ich und ballte die Fäuste in den Handschellen. Ich war der Preis für eine Portion Pulver! Mein Zorn entflammte. »Das Pulver war doch aber wertlos!« sagte ich schmollend.

»Du aber auch, hübsche kleine Dina«, sagte Thurnus und warf lachend den Kopf in den Nacken. Dann wandte er sich an Sandalenschnur. »Ich erkenne dich zu meiner Lieblingssklavin. Du wirst in meiner Hütte schlafen.«

»Deine Sklavin ist dir sehr dankbar, Herr«, erwiderte sie.

»Außerdem bist du Erstes Mädchen im Dorf.«

»Wie der Herr befiehlt«, sagte sie.

Radieschen, Verrschwanz und Rübchen eilten zu ihr und umarmten und küßten sie. »Wir sind ja so glücklich!« sagte Rübchen.

»Du kannst aufstehen, Dina«, sagte Tup Löffelhändler zu mir, »und dich von deinen ehemaligen Käfiggefährtinnen verabschieden.«

Die Mädchen kamen zu mir und wünschten mir alles Gute. Ich erwiderte ihre Wünsche.

Als letzte umarmte mich Sandalenschnur. »Ich wünsche dir alles Gute, Dina«, sagte sie.

»Ich wünsche dir alles Gute, Herrin«, antwortete ich. Ich nannte sie Herrin, denn sie war das Erste Mädchen ihres Herrn.

Thurnus trat vor mich hin, legte mir die Hand auf den Kopf und schüttelte ihn hin und her.

Ich blickte zu ihm auf. Tränen standen mir in den Augen.

»Das Dorf«, sagte er, »ist nicht der richtige Ort für dich, Dina. Die Tage sind zu lang, die Arbeit ist zu mühsam.« Er musterte mich von Kopf bis Fuß. »Du hast den Körper einer Vergnügungssklavin«, fuhr er fort. »Dein Platz ist zu den Füßen eines Mannes.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Komm, Sklavin«, sagte Tup Löffelhändler und nahm mich am Arm. Ich widersetzte mich dem Druck seines Arms.

»Ich wünsche dir alles Gute, Herr«, sagte ich zu Thurnus.

»Du kannst ja nicht mal einen Pflug ziehen«, stellte er fest.

»Ich bin ein armseliger Sklaven-Bosk«, sagte ich.

»Du bist nicht der Bosk«, sagte er, »sondern die Wiese.« Errötend senkte ich den Kopf. »Ich wünsche dir alles Gute, kleine Sklavin«, sagte Thurnus.

»Vielen Dank, Herr«, erwiderte ich.

Ich spürte Tup Löffelhändlers Finger an meinem Arm. »Wird es nötig sein, dich zu schlagen?« fragte er.

»Nein, Herr!« erwiderte ich erschrocken und folgte ihm.

Der Karren des Hausierers stand in der Nähe des Dorftors, das für uns geöffnet wurde.

Ich rechnete damit, hinter dem Wagen angebunden zu werden; zu meiner Überraschung führte mich mein Herr jedoch zwischen die Deichseln und band mich dort fest.

»Ich bin zu schwach, um den Karren zu ziehen, Herr«, sagte ich bedrückt.

Doch er sah mich nur an. Ich ergriff die Deichseln und drückte dagegen, stemmte die Füße in den Boden.

»Es geht nicht, Herr!« rief ich.

Im nächsten Augenblick schrie ich laut auf. Der Peitschenschlag auf den Rücken kam unverhofft. Mit einem Klageschrei verdoppelte ich meine Anstrengungen und setzte den Karren in Bewegung. Ich zog Tup Löffelhändlers Wagen durch das Tor auf den Weg, der von Tabukfurt fortführte.

In diesem Augenblick spürte ich einen Tropfen Regen auf der Haut. Es begann zu nieseln. Dicke Wolken wurden vom Wind über den Himmel gejagt. Ich spürte die Feuchtigkeit in meinem Haar und auf meinem nackten Körper. Der Regen wurde stärker, und ich rutschte immer wieder auf dem feuchten Boden aus. Löffelhändler half mir, indem er sich gegen den Wagen stemmte. Schließlich ging es nicht weiter. Der Hausierer löste meine Fesseln und setzte sich zu mir unter den Wagen.

»Die Dürre ist vorbei«, stellte er fest.

Ich schwamm durch den Teich.

»Säubere dich gut, Dina«, sagte Tup Löffelhändler.
»Du mußt ganz frisch sein.«

»Ja, Herr!« rief ich ihm zu.

Ich hatte am Beckenrand gekniet und mir das Haar gewaschen. Anschließend hatte ich mich im Becken reinigen dürfen.

Ich war nun schon zwei Wochen lang die Sklavin des Hausierers. Wir hatten mehrere Dörfer besucht und uns dabei allmählich Ar genähert. Es wurde Zeit, daß er sein Warenlager ergänzte. Ich war froh, daß er mich nicht an Bauern weiterverkaufte. Offenbar hatte er andere Pläne mit mir.

Meine Laune hatte sich gebessert, als wir die große Straße erreichten – eine breite, ziemlich glatte Fahrbahn. Hier machte es mir keine Mühe, die Karre zu ziehen. Ab und zu waren Dörfer zu sehen, da und dort waren Tavernen und Gasthäuser am Straßenrand. Es machte Spaß, die vorbeiziehenden Karawanen und die Bauern mit ihren Boskwagen zu beobachten. Vor den großen Tharlarien in den Karawanen hatte ich Angst. Diese Tiere trugen meistens mit Glöckchen verziertes Geschirr. Einmal kam uns eine ungewöhnlich große Sklavenkarawane entgegen – über vierhundert Wagen voller Mädchen. Es war die Karawane des großen Kaufmanns Mintar.

Die Straße nach Ar wird durch Pasangsteine unterteilt. Wir waren der Straße gefolgt, bis wir uns etwa zweihundert Pasang vor Ar befanden. Dann waren wir abgebogen und zwei Tage lang einer Nebenstraße gefolgt. Die Gegend hier war ziemlich bevölkert.

Tup Löffelhändlers Karren stand heute vor der Hütte eines Dorfbewohners, den er kannte.

Vom Teich aus konnte ich die hohen weißen Mauern der Handelsburg Turmussteine sehen, eines turischen Vorpostens, der die Genehmigung hatte, auf dem Herrschaftsgebiet Ars turische Waren zu lagern. Solche Lager sind auf Gor nicht ungewöhnlich. Sie dienen der Sicherung des Handels und haben keine militärische Funktion. Turia ist eines der größten Handelszentren Gors. Es liegt im tiefen Süden, in der gemäßigten Zone der südlichen Hemisphäre.

»Schau, Dina«, sagte Tup Löffelhändler und deutete nach oben.

Ich folgte seiner Geste und erblickte am Himmel über uns vier Tarnkämpfer. Sie trugen die gelben Banner des Waffenstillstands.

»Ich möchte wetten, daß sie nach Port Kar fliegen«, sagte mein Herr, »von wo sie mit dem Schiff nach Cos fahren werden.«

Ich hatte gehört, daß es zwischen Ar und Cos zu Auseinandersetzungen gekommen war, die auf die angebliche Unterstützung der Voskpiraten durch Cos zurückgingen. Der Vosk ist ein breiter Fluß, der in westlicher Richtung strömt und in ein ausgedehntes Delta übergeht, ehe er schließlich in das Thassa, das goreanische Meer, mündet. Die Feindseligkeiten hatten offenbar im wesentlichen wirtschaftliche Gründe, das Bestreben beider Städte, in den Gebieten, die an den Vosk grenzten, ein Handelsmonopol zu errichten. Ar beanspruchte das Südufer des Vosk; Cos und das andere große Meeres-Ubarat Tyros dagegen hatten seit jeher in diesen Gebieten Handel getrieben.

Ich beobachtete, wie die Tarnkämpfer in der Ferne verschwanden. Als wir uns noch auf der großen Straße nach Ar befanden, hatte mich Tup Löffelhändler schon zweimal auf fliegende Tarnkämpfer aufmerksam gemacht, bei denen es sich vermutlich um Boten handelte. Marlenus von Ar und andere Ubars verständigten sich gewöhnlich auf diesem Wege. Ich stieg aus

dem Wasser. Mein Herr reichte mir ein Handtuch, und ich rieb mich trocken. Anschließend gab mir Tup Löffelhändler einen Kamm, den ich langsam durch das Haar zog. Dabei starrte ich immer wieder auf die Mauern von Turmussteine. Sie waren hoch und furchteinflößend. In diesen Mauern würde ich einen neuen Herrn finden.

Die letzte Nacht hatten wir in einem nahegelegenen Dorf verbracht, wo Löffelhändler einen Freund hatte.

Als ich mit Kämmen fertig war, reichte mir mein Herr ein einfaches sackähnliches Gewand, das keine Ärmel und auch keinen Beinansatz hatte und meine Vorzüge daher besonders aufreizend zur Geltung brachte. Zuletzt wickelte mir mein Herr eine Kette aus einfachen Holzperlen um den Hals.

Dann trat er vor mich hin. »Du bist schön, Dina«, stellte er fest.

»Vielen Dank, Herr.«

»Komm«, sagte er und wandte sich ab. Ich folgte ihm.

Wir bogen auf die Straße nach Turmussteine ein. Eine Ahn später hatten wir das große Tor erreicht. Die weißen Mauern ragten hoch über mir auf. Ihre Höhe betrug mehr als achtzig Fuß, und ich kam mir sehr klein vor. Die Mauern waren mit sechs Türmen bewehrt – zwei am Tor und je einer an den vier Ecken der Festung. Plötzlich wäre ich am liebsten geflohen. Doch wohin?

In dem mächtigen Tor öffnete sich ein kleines Fenster.

»Tup Löffelhändler«, sagte mein Herr.

Der Wächter schien ihn zu kennen. »Sei begrüßt, Löffelhändler«, sagte er.

»Ich will ein Mädchen verkaufen«, sagte mein Herr.

»Willkommen«, sagte die Stimme.

Das Tor ging auf, und wir traten ein.

»Ich gebe dir vier Kupfertarsks für sie«, sagte der Soldatenführer.

»Zehn«, forderte Löffelhändler.

»Sechs«, sagte der Soldat.

»Gemacht!«

Mein Körper tat mir weh. Meine Handgelenke waren gefesselt. Ich war nackt – und hatte soeben den Besitzer gewechselt.

Der Hauptmann hatte mich gründlich untersucht. Seiner Berührung hatte ich nicht widerstehen können.

»Sie muß wohl noch ein bißchen gezähmt werden«, sagte er. »Das schaffen wir aber schon.«

Tup Löffelhändler erhielt sein Geld und ging.

»Sieh mich an«, sagte der Hauptmann.

Ich öffnete die Augen.

»Du bist jetzt ein turisches Mädchen«, stellte er fest.

»Ja, Herr«, erwiderte ich. Für sechs Kupfertarsks war ich verkauft worden. Dies war mein Wert auf Gor.

Mein neuer Herr ging zu seinem Tisch und nahm einen offenen Sklavenkragen aus einer Schublade. Das Gebilde unterschied sich von den üblichen goreanischen Kragen: es handelte sich um einen turischen Kragen. Üblicherweise bestehen die Kragen aus einem flachen gebogenen Band mit Scharnier, das den Hals des Mädchens eng umschließt. Der turische Kragen aber sitzt wesentlich lockerer und erinnert an einen aufklappbaren Halsring.

Der Mann warf den Ring auf den Tisch. Ich sah zu, wie er klirrend landete. Noch hatte ich keinen Sklavenkragen getragen und hatte plötzlich Angst. Ich würde das Ding nie wieder loswerden!

Mit einem ominösen Klicken schloß sich der Kragen um meinen Hals.

Daraufhin wandte sich der Hauptmann ab und bewegte eine Glocke. Ein Wächter erschien. »Laß Sucha kommen«, ordnete mein Herr an. »Wir haben ein neues Mädchen.«

Ich hockte vor seinem Tisch. Mein Herr setzte sich wieder und begann zu schreiben – vielleicht trug er mich und den gezahlten Preis in seine Bücher ein. Un auffällig berührte ich den runden schimmernden Stahlkragen mit den Fingern.

Ein leises Klirren ertönte. Neben mir erschien eine Frau. Vier Reihen kleiner Glocken hingen an ihrem linken Fußgelenk. Eine Peitsche stieß mich in die Seite.

»Steh auf!« sagte sie. Das Mädchen trug ein kurzes gelbes Seidengewand. Sein dunkles Haar war mit einem gelben Seidenband zurückgebunden.

Ich gehorchte.

»Eine Dina«, stellte die Frau fest.

Sie trug das übliche Kajira-Zeichen deutlich sichtbar am Bein.

»Ich bin Sucha«, sagte die Sklavin. »Wie bist du bisher genannt worden?«

»Dina«, antwortete ich.

Sucha blickte zu dem Hauptmann hinüber. »Den Namen können wir behalten«, entschied er.

»Folge mir, Dina«, befahl Sucha und machte kehrt.

Wir gingen durch einen langen Korridor, bogen ab und passierten nacheinander mehrere Gänge. Dabei kamen wir an zahlreichen Lagerräumen vorbei, die mit Gittertüren verschlossen waren. Einmal wurde vor uns eine schwere Eisentür geöffnet, an der ein Wächter stand. Dahinter erstreckten sich Korridore mit weiteren Warenlagern.

»Halt!« sagte Sucha schließlich. »Dies ist der Eingang zu den Unterkünften der Sklavinnen.«

Wir standen vor einer kleinen, soliden Eisentür.

»Tritt ein«, forderte mich Sucha auf.

Ich drückte den Griff der Tür nieder, ließ mich auf die Knie sinken und kroch durch die niedrige Öffnung. Sucha folgte mir.

Drinnen standen wir auf, und ich sah mich erstaunt um. Der Raum war hoch und hell; er enthielt zahlreiche schmale weiße Säulen und war mit kostbaren Wandbehängen ausgestattet; Kacheln schimmerten in sattem Purpur, ein Schwimmbecken war in den Boden eingelassen, an einigen Wänden befanden sich schimmernde Mosaiken. Dargestellt waren Szenen mit Sklavenmädchen, die ihren Herren zu Diensten waren. Durch hohe vergitterte Fenster strömte Licht herein. Hier und dort lagen Mädchen am Becken, die offenbar nichts zu tun hatten. Sie musterten mich abschätzend.

»Ein schönes Zimmer«, sagte ich.

»Knie nieder!« befahl Sucha.

Ich gehorchte.

»Du bist Dina«, sagte sie. »Du bist jetzt Sklavin in der Feste Turmussteine. Es handelt sich um eine Kaufmannsfestung, die unter dem Banner und Schild Turias steht.«

Daß die Burg unter dem Banner Turias stand, war nicht nur eine Abgrenzung zu den Burgen anderer Städte, sondern in erster Linie zu den »freien Burgen«, die ohne Bindung an eine bestimmte Stadt auf eigene Rechnung von der Kaufmannskaste unterhalten werden. Diese Kaste arbeitet auch in anderer Hinsicht gewissermaßen international. Sie organisiert die großen Jahrmärkte, die viermal im Jahr in der Nähe des Sardargebirges stattfinden. Außerdem ist die Kaufmannskaste für gewisse freie Hafenstädte an der Küste des Thassa und einige Inseln zuständig. In einer »freien Burg« kann der Lagerraum von jedem angemietet werden. In einer Bannerburg, die von einer bestimmten Stadt geführt wird, haben die Händler und Bürger der betreffenden Stadt natürlich Vorrechte oder

sogar Exklusivität. Daß Turmussteine außerdem noch unter dem Schild Turias stand, besagte, daß sich hier eine turische Garnison befand. Es kommt durchaus vor, daß eine Kaufmannsfestung das Banner einer Stadt führt und von jener Stadt bewacht wird, in deren Bereich sie steht. Turmussteine jedoch war ganz turisch.

»Die Garnison umfaßt hundert Mann und fünf Offiziere«, fuhr Sacha fort. »Außerdem haben wir zwanzig Mann zusätzliches Personal – Arzt, Träger, Schriftgelehrte und so weiter.«

Die anderen Mädchen umringten Sucha und mich. Die meisten waren nackt. Alle trugen turische Sklavenkragen.

»Ein neues Mädchen für die Seide.«

»In Turmussteine sind wir achtundzwanzig Mädchen«, erläuterte Sucha. »Wir kommen aus neunzehn Städten.

»Sie ist hübsch«, sagte eine Sklavin.

Ich lächelte.

»Zeigt ihr, daß sie das geringste Mädchen hier ist«, sagte Sucha.

Ich wurde von hinten am Haar gepackt und rücklings auf den Boden geschleudert. Ich schrie auf. Die anderen Mädchen begannen mich zu treten und auf mich einzuschlagen. Ich wand mich hilflos.

»Es reicht«, befahl Sucha. Die Szene hatte nur wenige Sekunden gedauert. Ich sollte eingeschüchtert werden. Entsetzt hob ich den Kopf.

»Du bist das neueste Mädchen hier«, stellte Sucha fest.

»Ja, Herrin«, antwortete ich verschreckt. Ich wagte es nicht, den anderen in die Augen zu blicken. Ich spürte ihre Bereitschaft, mich beim geringsten Anlaß von neuem an meinen unwürdigen Status zu erinnern.

Aus der Nähe hörte ich plötzlich das Rasseln eines Gitters und eine männliche Stimme.

»Sulda soll sich fertigmachen!« rief der Mann befehlsgewohnt. »Hak Haran wartet auf sie!«

»Beeil dich, Sulda«, flüsterte Sucha. »Hak Haran wartet nicht gern.«

»Ja, Herrin!« sagte eine bildhübsche Brünette, die sich sichtlich freute.

»Das Mädchen kommt!« rief Sucha zum Gitter hinüber und schickte dann die anderen Sklavinnen fort.

»Sie mögen mich nicht«, sagte ich.

»Du bist eben sehr hübsch«, antwortete Sucha. »Ganz natürlich, daß sie etwas gegen dich haben. Denk daran, daß du die Geringste unter ihnen bist. Sei ihnen zu Gefallen. Verhalte dich vorsichtig.«

»Ja, Herrin.«

»Jetzt folge mir.«

Mir war bekannt, daß es oft den Sklavinnen überlassen wurde, unter sich eine Rangordnung zu schaffen. Sklavenherren mischten sich in solche Dinge selten ein. Normalerweise hatte das größte und kräftigste Mädchen die Oberhand und stellte es gewöhnlich den anderen frei, sich zu arrangieren. Dabei kann es zu erbitterten Kämpfen kommen. In einem abgeschlossenen Sklavenquartier wie dem unseren waren diese Dinge gewöhnlich genau festgelegt. Ich war jedenfalls das jüngste Mädchen.

»Deine Unterkunft«, sagte Sucha. »Hier wirst du jeden Abend eingeschlossen, wenn du nicht die Männer bedienst.«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

Es handelte sich um eine zellenähnliche Nische, die von dem großen Zimmer abging und eine kleine Gittertür besaß. Die Schwelle ließ sich nur auf Händen und Knien überschreiten. Die Einrichtung bestand aus einer dünnen roten Matratze und einer zerknitterten Sklavendecke.

»Ich hoffe, du bist mit deiner Unterkunft zufrieden«, sagte Sucha.

»Ja, Herrin«, erwiderte ich und lächelte. In der Tat handelte es sich um den luxuriösesten Käfig, den ich bisher auf Gor gesehen hatte. Was konnte sich ein Mädchen mehr wünschen – es sei denn in den Fellen ihres Herrn zu liegen?

»Folge mir.« – »Ja, Herrin.«

Sie führte mich um das Schwimmbecken herum in einen anderen Raum.

»Wir sind vorhin durch die Hintertür gekommen«, erklärte sie. »Wie du siehst, hat die Tür auf dieser Seite keinen Griff. Sie kann nur von außen geöffnet werden.«

Ich dachte an das Eisentor weiter unten am Korridor, vor dem ein Wächter stand.

»Warum steht denn ein Wächter im Korridor?«

Sucha musterte mich erstaunt. »Hast du nicht die Türen am Gang gesehen?«

»Doch.«

»Na, *die* muß der Soldat bewachen!«

»Nicht uns?«

Sucha lachte. »Wir sind das am wenigsten Wertvolle in der Festung«, antwortete sie.

»Oh«, sagte ich enttäuscht und starrte auf das kleine, kompakte Tor, das sich von innen nicht öffnen ließ. Im Korridor dahinter befanden sich die Lagerräume für hochwertige Waren, die einen zusätzlichen Wächter im Korridor erforderten. Die außerhalb dieses Bereichs untergebrachten Güter waren offenbar nicht so wertvoll. Suchas Worte, wonach wir das am wenigsten Wertvolle in der Festung waren, ärgerten mich, bis mir einfiel, daß ich ja selbst nur sechs Kupfertarsks gekostet hatte.

Sucha ging an einem kleinen Zimmer vorbei und erreichte einen kurzen Korridor, der aus dem großen Zimmer führte. Dieser Gang war durch ein riesiges Gittertor versperrt; etwa zwanzig Fuß dahinter ragte ein zweites Tor auf. Gegen dieses Tor hatte der Mann

gehämmert, ehe er Sulda rief. Die Tore waren mit schweren Schlössern gesichert.

»Du siehst, es gibt kein Entkommen«, sagte Sucha.
»Und jetzt gehen wir weiter.«

Mit einem letzten Blick auf die dicken Gitterstäbe und Schlösser folgte ich ihr. Sie führte mich in das kleine Zimmer, das wir eben schon passiert hatten. Hier konnten sich die Sklavinnen auf ihre Aufgaben vorbereiten.

Hier wurde gebadet; hier wurden mir die Haare gewaschen und gekämmt. Hier wurde mir gezeigt, wie ich die Seidengewänder und Glöckchen der Tanzsklavin anlegen mußte. Ich erhielt einen ersten Eindruck von den vielen Details, die bei den kosmetischen Vorbereitungen einer Sklavin zu beachten waren.

»Du scheinst mir nicht gerade viel zu wissen«, stellte Sucha schließlich fest.

»Sehr wenig, Herrin.«

»Du hast keine Ahnung von den Künsten, die eine Sklavin beherrschen muß«, wiederholte Sucha. »Du scheinst nichts zu wissen über Bewegungen und Blicke, über Positionen und Variationen im Gesichtsausdruck einer Sklavin, geschweige denn von den Techniken, die für dein weiteres Wohlergehen entscheidend sein können.«

Erschrocken blickte ich sie an.

»Du bist jedenfalls hübsch«, fuhr sie fort. »Bei einem hübschen Mädchen sind die Männer großzügiger. Noch ist alle Hoffnung nicht verloren.«

»Vielen Dank, Herrin«, flüsterte ich.

Später kamen andere Sklavinnen in das Vorbereitungs-
zimmer; wie ich mußten sie das Abendessen auftragen und die Männer anschließend mit Getränken versorgen. In einer goreanischen Festung, die sich nicht im Kriegszustand befindet, wird die abendliche Freizeit höchst angenehm zugebracht.

»In fünf Ehn«, rief ein Mann von draußen, »müßt ihr im Eßsaal sein!«

Die Mädchen beendeten hastig ihre Vorbereitungen. Einige verbesserten ihr Make-up, zwei hätten sich beinahe wegen einer Schale mit Lidschatten gestritten, doch Sucha schob ihre Peitsche dazwischen. Sulda kehrte strahlend vom Lager Hak Harans zurück. Die Mädchen glätteten ihre Seidengewänder.

Ich starrte auf das unglaublich hübsche Mädchen, das mich aus dem Spiegel anschaute – gekleidet in einen roten Seidenfetzen, parfümiert, angemalt, weich, mit Armreifen und Glöckchen an den Armen, am Hals der turische Kragen, um den einige Goldperlen gewunden worden waren.

»Sie ist schön«, flüsterte ich. Sucha hatte mir sehr geholfen, mich herauszuputzen.

»Für ein Hausierermädchen nicht übel«, stellte Sucha lächelnd fest.

»Ich habe Angst«, sagte ich.

»Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Was muß ich tun?«

»Deine Schönheit zur Schau tragen und gehorchen«, antwortete die andere. Ich betrachtete das Mädchen im Spiegel und dachte an Thurnus' Worte: »Dein Platz ist zu den Füßen eines Mannes.« Daran zweifelte ich nun nicht mehr – das Mädchen im Spiegel war eine wahre Sklavin.

Das innere Tor wurde rasselnd aufgestoßen.

Die Mädchen waren nervös, sogar ängstlich. Auch Sucha schien sich von dieser Stimmung anstecken zu lassen. »Beeil dich!« rief sie.

Wir eilten aus dem kleinen Zimmer in den Korridor, unseren abendlichen Aufgaben entgegen.

»Herr?« fragte ich.

Ich kniete vor ihm und hielt ihm die Platte mit Fleischstücken entgegen. Mit einer turischen Gabel nahm er sich einige Brocken und tat sie auf seinen Teller.

Ich stand auf und kniete vor dem nächsten nieder, um ihm ebenfalls Fleisch darzureichen.

Gefühlvolle turische Musik füllte die Luft. Ein Mädchen in gelber Seide tanzte zwischen den Tischen.

Ich befand mich seit gut einem Monat in der Festung Turmussteine.

Oft mußte ich bis spät in die Nacht aufbleiben, um die Männer zu bedienen. In den letzten Wochen hatte ich viel von Sucha gelernt. Ich war nicht mehr das Mädchen, das für sechs Kupfertarsks an Borchhoff verkauft worden war, Hauptmann der Feste Turmussteine. Er konnte sich zu seinem Kauf beglückwünschen.

»Was hat sie dich gekostet?« fragte einmal ein Leutnant.

»Sechs Kupfertarsks«, lautete die Antwort.

»Du hast ein gutes Auge für Sklavinnen«, meinte der Leutnant neidisch, woraufhin Borchhoff nur grinste.

»Ja, sie ist von Natur aus Sklavin.«

Manchmal lag ich nachts in meiner Nische und weinte vor Scham.

Inzwischen waren wir neunundzwanzig Mädchen in Turmussteine. Fünf Mädchen waren an durchreisende turische Händler verkauft worden, doch zugleich waren nach und nach sechs andere Mädchen hinzugekommen. Auf diese Weise blieb der Bestand erhalten, und die Männer hatten Abwechslung.

Sucha hatte mir versichert, daß ich nicht verkauft werden würde, denn ich sei etwas Besonderes.

Wir Mädchen arbeiteten als Vergnügungssklavinnen, da wir aber zugleich die einzigen Mädchen in der Festung waren, wurden wir auch für sonstige Arbeiten herangezogen, zum Saubermachen, Kochen und Nähen. Alles in allem konnten wir uns aber nicht beklagen. Wir durften lange schlafen und am frühen Nachmittag mit der schweren Arbeit aufhören, damit wir für den Abend ausgeruht waren.

Ich war längst nicht mehr das jüngste Mädchen in den Sklavenquartieren. Wer neu zu uns kam, wurde automatisch am unteren Ende der Rangordnung eingereiht; wenn es darüber Diskussionen gab, ging Sucha mit ihrer Peitsche dazwischen. Wir übrigen gehorchten Sucha, die in unserem Kreis für Ordnung sorgte, was mir gefiel. Ohne Suchas strenge Hand wäre es mir bei meinen Leidensgenossinnen viel schlimmer ergangen.

»Fleisch, Dina« rief ein anderer Mann, und ich eilte zu ihm, um ihn zu bedienen. Ich trug rote Seide, ein goldenes Halsband, das sich um meinen Sklavenkragen zog, und Glöckchen.

Ich sah Sucha in den Armen eines Leutnants liegen, der sie begierig küßte.

Ich kniete vor dem Mann, der mich gerufen hatte.

»Bist du taub?« fragte er. Offenbar hatte ich erst auf seinen zweiten Ruf reagiert.

»Gib mir Fleisch«, forderte er.

Ich hielt ihm die Platte hin, und er spießte sich ein scharf gewürztes Stück auf; es war das letzte auf der Platte.

»Holt den Gefangenen!« rief Borchhoff in diesem Augenblick. Er war der Anführer der Soldaten in Turmuseinsteine.

Am Nachmittag dieses Tages hatte ich mich oben auf den Mauern der Festung aufgehalten. Mir war aufgetragen worden, die Wächter mit Wasser zu versorgen.

Ich war einen Augenblick lang stehengeblieben und hatte auf die weiten Felder hinausgeschaut. Bis zum Boden waren es gut achtzig Fuß.

»Hast du etwa die Absicht, in den Tod zu springen?« fragte ein Soldat, der hinter mir stehen blieb. Ich kannte ihn von den abendlichen Festen.

»Nein, Herr«, erwiderte ich. »Ich bin ja keine freie Frau.« Dann reichte ich ihm einen Becher Wasser aus der Verrhaut, die über meiner Schulter hing.

Es war heiß auf den Mauern. Die Steine waren heiß unter meinen bloßen Füßen. Ich trug eine schlichte braune Arbeitstunika.

Mit den Blicken suchte ich die Pfosten ab, die sich auf den Mauern erhoben. Zwischen ihnen waren feine Drähte gespannt, die sich in der lauen Brise des heißen Nachmittags sanft bewegten. Es handelte sich um Tarndrähte, die verhindern sollten, daß Tarns in den Hof einer Festung einflogen. Tarndrähte und Tarnnetze gehören zu den goreanischen Verteidigungsanlagen.

»Herr«, sagte ich.

»Ja?«

»Was ist das für eine Staubwolke?« fragte ich und deutete auf die Straße.

»Sie haben ihn«, sagte der Soldat neben mir.

Zwei behäbige Tharlarion näherten sich der Burg. Auf ihren Rücken saßen zwei Krieger mit Lanzen. Weitere Krieger, acht Mann aus der Burg, folgten dem Zug. Zwischen den Tharlarion taumelte ein Mann an einer Kette, die zwischen den Steigbügeln der beiden mächtigen Reittiere gespannt worden war. Sein Haar schimmerte dunkel. Man hatte ihm die Handgelenke auf dem Rücken zusammengebunden.

»Wer ist das, Herr?« fragte ich.

»Das wissen wir nicht«, antwortete der Soldat. »Wir haben aber erfahren, daß er sich über die Burg erkundigt hat – über unsere Verteidigungsanlagen und so weiter.«

»Was soll mit ihm geschehen?« wollte ich wissen.

»Zweifelloos wird er bald das Brandzeichen tragen und in die Sklaverei verkauft. Ich beneide ihn nicht.«

Ich beobachtete den Mann, der einen stolzen Gang hatte. Mir war bekannt, daß es auf Gor auch männliche Sklaven gab, doch ich hatte noch keinen gesehen.

»Bring den Männern Wasser, Sklavin«, sagte der Soldat in diesem Augenblick.

»Ja, Herr.« Ich nahm von dem Soldaten den Becher zurück und eilte auf der Mauerkrone entlang, um auch die anderen zu bedienen.

Als ich später die Treppe hinunterstieg und den Hof zwischen den Mauern erreichte, öffnete sich gerade das mächtige Tor, und die Gruppe mit dem Gefangenen ritt in die Burg. Die Torflügel schlossen sich wieder. Borchhoff, Hauptmann der Festung, sah sich den Gefangenen an. Neugierig hielt ich mich im Hintergrund und verfolgte die Szene; der leere Wasserbeutel hing schlaff auf meiner Schulter.

Der Mann war sonnengebräunt.

Er hatte kräftige Muskeln. Stolz stand er zwischen den beiden großen Reittieren und schien keine Mühe zu haben mit der Last der Ketten.

Es machte mir Freude, zur Abwechslung einmal einen Mann als Gefangenen zu sehen. Um die Handgelenke trug er schwere Armreifen. Ich trat näher heran. Die Wächter scheuchten mich nicht fort.

»Wie heißt du?« wandte sich Borchhoff an den Mann.

»Daran erinnere ich mich nicht«, lautete die Antwort.

Daraufhin wurde er von einem der Wächter geschlagen.

»Mit welcher Absicht«, fragte Borchhoff weiter, »hast du dich nach unseren Verteidigungsvorkehrungen erkundigt?«

»Das ist mir entfallen.«

Wieder ein Schlag. Die Hiebe waren grausam; trotzdem zuckte er kaum zusammen.

Borchoff wandte dem Mann den Rücken zu, um sich von einem der Tharlarienreiter berichten zu lassen, wie der Mann gefangen worden war.

Ich näherte mich dem Mann noch mehr. Niemand störte sich daran.

Als er mich ansah, errötete ich. Meine kurze Sklaventunika verdeckte mich kaum, und ich trug einen Kragen. Goreanische Männer haben eine Art, Frauen anzusehen, die wahrhaft erniedrigend ist. Ich kam mir splinternackt vor. Unwillkürlich wich ich einen Schritt zurück.

Borchoff wandte sich um. »Dina, du darfst ihn ein wenig necken«, sagte er.

»Ich warne dich«, sagte der Gefangene. »Beleidige mich nicht dadurch, daß du mich von einer Sklavin verhöhnen läßt.«

»Tu's!« befahl Borchoff und wandte sich ab.

In stummem Zorn richtete sich der Gefangene auf. Plötzlich kam ich mir sehr mächtig vor. Er war hilflos. Auf einmal war ich wütend auf alle Männer wegen der Dinge, die sie mir angetan hatten. Dieser Mann nun war Goreaner, und noch eben hatte er mich gemustert, als wäre er mein Herr und ich seine Sklavin.

»Ja, Herr«, sagte ich zu Borchoff, dem Hauptmann der Festung.

Dann näherte ich mich dem Gefangenen, der den Blick abwandte. »Hat der Herr Angst vor einer Sklavin?« fragte ich und fuhr ihm sanft mit den Fingerspitzen über die Schulter. »Du bist doch so groß und stark«, fuhr ich fort. »Und siehst gut aus. Warum nimmst du mich nicht in die Arme und küßt mich, wie eine Sklavin geküßt werden muß? Findest du mich nicht attraktiv?«

Er schwieg.

»Oh«, machte ich, »du trägst ja Ketten!« Ich küßte seinen Arm. Der Fremde war gut zehn Zoll größer als ich und sicher doppelt so schwer.

»Dina möchte dich erfreuen, Herr«, flüsterte ich. Mit den Zähnen zerrte ich an seiner Tunika und legte seine Brust frei. Dann strich ich ihm mit den Fingern darüber. »Du solltest dich von Dina verwöhnen lassen«, sagte ich. »Vielleicht trägst du bald ein Brandzeichen, dann bist du nichts weiter als ein Sklave.«

»Ich werde nie Sklave sein«, sagte er, und ich sah ihn verwirrt an. Doch er würdigte mich keines Blickes.

Ich nahm das Mittelteil seiner Tunika zwischen die Zähne.

»Nein, Sklavin«, sagte er streng.

Erschrocken zuckte ich zurück.

»Geh, Dina«, sagte Borchoff und drehte sich wieder um.

Ich kehrte in das Quartier der Sklavinnen zurück, um mich dort auf die Pflichten des Abends vorzubereiten.

»Holt den Gefangenen!« rief Borchoff nun und stand hinter seinem Tisch auf.

Ich kniete neben dem Mann, dem ich Fleisch serviert hatte. Das Mädchen hatte zu tanzen aufgehört, die Musiker senkten ihre Instrumente.

Etwa fünfzig Männer hielten sich im Saal auf.

»Willkommen!« rief Borchoff, als der Fremde hereingebracht worden war. Er trug Ketten an den Beinen, und die Hände waren mit eisernen Schellen auf dem Rücken zusammengeschlossen. Er schien verprügelt worden zu sein.

Der Gefangene wurde vor Borchoff auf die Knie gedrückt.

»Du bist unser Gast«, sagte der Anführer der Festung. »Heute abend sollst du mitfeiern.«

»Du bist großzügig, Hauptmann«, sagte der Mann.

»Morgen«, fuhr Borchoff fort, »wirst du unseren Überredungskünsten erliegen und den Mund aufmachen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Unsere Methoden sind wirksam.«

»Sie haben aber noch nicht zum Ziel geführt.«

Borchoff schien wütend zu sein.

»Aber ich werde sprechen, wenn es mir gefällt«, fuhr der Mann fort.

»Dafür sind wir dir wirklich dankbar«, meinte Borchoff.

Der Gefangene neigte den Kopf.

»Du stammst aus der Kriegerkaste«, stellte Borchoff fest.

»Mag sein.«

»Du gefällst mir«, sagte Borchoff und rief: »Sulda, Tupa, Fina, Melpomene, Dina – versorgt unseren geheimnisvollen Gast, der nicht mehr weiß, wie er heißt, aus welcher Stadt er kommt oder welcher Kaste er angehört.«

Gehorsam näherten wir uns dem knienden Mann.

»Morgen abend, so hoffen wir, hat er sein Erinnerungsvermögen wiedergefunden«, sagte Borchoff.

»Haben wir schon die neunzehnte Stunde?« wollte der Gefangene wissen.

»Nein.«

»Zur neunzehnten Stunde werde ich sprechen.«

»Fürchtest du die Verlockungen des morgigen Tages?«

»Nein«, antwortete der Gefangene, »aber es gibt eine Zeit und einen Ort für offene Worte, wie auch eine Zeit und einen Ort für den blanken Stahl.«

»Das ist ein Sprichwort der Krieger«, meinte Borchoff.

»Ach, wirklich?«

Borchoff prostete seinem Gefangenen zu. Er gehörte ebenfalls der Kriegerkaste an.

»Dein Pech, daß du uns lebendig in die Hände gefallen bist«, fuhr er fort. »Die Tharlariongehege Turias brauchen Sklaven für ihre Reinigungskolonnen.«

Über diese Bemerkung wurde an den Tischen laut gelacht, ein Lachen, in das auch wir Mädchen einfielen. So manche beleidigende Bemerkung hatte sich der Gefangene anhören müssen, um so schlimmer, wenn er ein Krieger war! Es war ein amüsanter Gedanke, sich den Burschen als Sklaven beim Stallreinigen vorzustellen. Er hatte mich im Hof trotz seiner Ketten eingeschüchtert.

Der Gefangene antwortete nicht. Borchhoff nickte uns zu und trank aus seinem Kelch.

»Armer Herr«, sagte ich zu dem angeketteten Fremden, kniete vor ihm nieder, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn.

Er sah mich an. »Du bist die Dirne aus dem Hof«, stellte er fest.

»Ja, Herr.«

»Es wird mir eine Freude sein, dir meine Spange anzuhängen.« Ich verstand nicht, was er meinte.

Zusammen mit den anderen Mädchen machte ich mich daran, ihn zu küssen und zu streicheln, ihm Wein einzuflößen und kleine Leckerbissen in den Mund zu stopfen.

»Jeder soll sich vergnügen, wie es ihm gefällt!« rief Borchhoff lauthals.

Die Männer stimmten ein Freudengeheul an. »Dina!« rief ein Soldat, den ich zuvor bedient hatte.

Ich küßte den Gefangenen auf die Wange. »Verzeih mir, Herr«, sagte ich spöttisch. »Ich muß mich jetzt um einen anderen kümmern.«

Gleich darauf hörte ich, wie sich der Gefangene bei Borchhoff nach der Zeit erkundigte.

»Wir haben die achtzehnte Stunde«, sagte der Hauptmann.

Ich lag in den Armen des turischen Soldaten und drängte mich an ihn. Ich hatte etwas Wein getrunken und fühlte mich warm und beschwingt.

Plötzlich sprang die Tür zum Saal auf und knallte laut gegen die Wand. Bewaffnete Soldaten, die Helme aufgesetzt hatten, eilten herein.

»Die Tarndrähte sind durchschnitten!« rief ein Mann. Im nächsten Augenblick sank er blutüberströmt zusammen. Eine Klinge hatte ihn durchbohrt.

Betrunken taumelte Borchhoff zwischen den Tischen hoch. Die turischen Soldaten blickten sich verzweifelt um. Die Musik hatte aufgehört. Aus den Korridoren außerhalb des Saals drang Kampflärm herein.

»Zu den Waffen!« brüllte Borchhoff. »Läutet die Alarmglocke! Weitere Männer hasteten in den Raum. Turische Soldaten eilten zu den Mauern, versuchten ihre Waffen an sich zu bringen. Sklavinnen schrien.

Gleich darauf hatten die Fremden den Saal in ihrer Gewalt. Es handelte sich um entschlossen und umsichtig kämpfende Männer. Sie trugen graue Helme mit Larl- und Sleenhaarbüscheln. Ihre Lederkleidung machte deutlich, daß sie Tarnkämpfer waren.

»Den Schlüssel zu den Ketten!« verlangte der Gefangene und richtete sich auf.

Klingen näherten sich Borchoffs Hals. Seine Männer warfen die Waffen hin. Die Überraschung war gelungen. Im Lärm der Musik hatten wir nichts gehört.

Die Tarndrähte waren mit geschärften Haken durchtrennt worden, die an langen Seilen unter riesigen Tarnvögeln hingen – durchtrennt und fortgerissen. Die Tarnkämpfer hatten sich von der mondlosen Seite des Himmels her genähert, nur wenige Fuß über dem Boden fliegend, verhüllt von den nächtlichen Schatten. Erst knapp einen Viertel-Pasang vor der Festung waren sie emporgeflattert, die erste Angriffswelle hatte die Tarndrähte zerstört, die nachfolgenden Wellen waren durch die Öffnung eingedrungen und auf Dächern, Vorsprüngen und Hofflächen gelandet. Soldaten hatten sich unverzüglich in den großen Saal vor-

gekämpft. Der Plan der Festung schien ihnen bekannt zu sein, da sie ohne Zögern vorrückten.

Zornig gab Borchhoff den Schlüssel zu den Ketten des Gefangenen heraus. Eilends wurden die Schlösser geöffnet. Der Mann richtete sich gelassen auf und rieb seine Handgelenke.

»Bist du der Anführer dieser Männer?« fragte Borchhoff.

»Ja.«

»Man hat dich gefangen, als du dich nach dem Grundriß und den Verteidigungsanlagen dieser Festung erkundigtest.«

»Diese Informationen hatten wir längst«, antwortete der Mann. »Unser Plan stand fest. Ich brauchte mich nur noch von euch fangen zu lassen.«

»Dann war deine Gefangenschaft also beabsichtigt?« fragte Borchhoff.

»Ja«, erwiderte der Mann. »So kam ich in die Festung, wo ich weitere Feststellungen treffen und damit das Vorgehen meiner Männer beschleunigen konnte.« Er wandte sich an einige seiner Leutnants und gab Befehle. Männer eilten davon.

»Du hast gut aufgepaßt«, stellte Borchhoff fest.

»Ich wollte die Zeit nutzbringend verwenden«, sagte der Mann und grinste Borchhoff an. »Wie erhofft, waren mir deine Männer sehr behilflich; sie äußerten sich offen vor einem Mann, von dem sie annahmen, daß er in Sklavenketten enden würde.«

Borchhoff starrte aufgebracht in die Runde.

Dem Anführer der Eindringlinge wurden ein Beutel und ein Schwert gereicht. Beides gürtete er um.

»Ich würde unser Gespräch ja gern fortsetzen, Hauptmann«, sagte er. »Aber du verstehst sicher, daß wir uns jetzt beeilen müssen.«

»Natürlich, Hauptmann«, sagte Borchhoff. »Wir liegen innerhalb des Gebietes, das von den Tarnkämpfern von Ar bewacht wird.«

»Die Abendpatrouille wird leider aufgehalten. Wie man hört, hat es eine Ablenkung gegeben, ein brennendes Feld im Süden. Darum müssen sich die Männer kümmern, damit sie einen vollständigen Bericht machen können.«

Borchhoff ballte die Fäuste.

»Fesselt ihn«, sagte der Mann und deutete auf die Ketten, die er eben selbst noch getragen hatte. Der Befehl wurde sogleich ausgeführt.

»Wer bist du?« fragte Borchhoff zornig.

»Haben wir die neunzehnte Stunde?« fragte der Mann.

»Ja«, sagte Borchhoff.

»Ich bin Rask«, lautete die Antwort, »aus der Kaste der Krieger, Rask aus Treve.«

Die Sklavinnen schrien auf, und ich floh in ihrer Mitte aus dem Saal. Hinter uns wurden Befehle gegeben. Die Festung sollte geplündert werden.

Ich hastete durch einen dunklen Korridor. Hinter mir ertönten die Schritte eines Mannes, der dann aber abbog, um einem anderen Mädchen nachzujagen.

Vergeblich versuchte ich die Sklavenglöckchen von meinem Bein zu entfernen. Ein Mädchen hastete an mir vorbei und bog in einen anderen Flur ein. Ich sah mich um und entdeckte eine Stahltür. Ich glitt durch die Öffnung, die nicht bewacht war. Hinter der Tür lag ein Gang. Keuchend lief ich weiter, wobei die Glocken an meinem Bein laut klirrten. Schließlich öffnete ich eine Tür und erblickte einen weiteren Gang; hier brannte eine Lampe, die an einer Kette hing. Diesen Gang hatte ich schon einmal gesehen. Hier war ich an meinem ersten Tag in der Festung entlanggeführt worden. Der Gang war gesäumt von Gittertüren. Ich zerrte an den Türen, hielt dann aber inne. Es war sicher nicht ratsam, sich hier zu verstecken. Hier lagen die Schätze der Festung, die sich die Räuber nicht entgehen lassen

würden. Ich mußte mich nach einem Versteck zwischen weniger wertvollen Gütern um sehen. Ich erinnerte mich, daß sich diese Lager weiter unten am Korridor befanden, hinter einer Gittertür. Ich hastete den Gang entlang und erreichte die Tür, an der kein Wächter mehr stand. Doch auch weiter unten im Gang waren alle Türen verschlossen. Verzweifelt zerrte ich an den Gitterstäben. Erschrocken sah ich mich um. Schaute zufällig jemand in den Gang, mußte er mich sofort sehen, ein halbnacktes, verängstigtes Sklavemädchen. Es mußte doch ein Versteck geben!

Ich lief weiter und erreichte schließlich die Tür zu Borchoffs Büro. Vorsichtig blickte ich in den Raum und machte die Tür hinter mir zu. Gleich darauf hörte ich laute Schritte auf dem Korridor, der an der anderen Tür des Zimmers vorbeiführte. Schwerter rasselten, ein Mädchen schrie auf. »Fessle sie und bring sie zum Startplatz!« sagte ein Mann.

»Du kannst ihr deine Spange anlegen«, erwiderte ein anderer. »Ich nehme die nächste.«

Stimmen schwirrten durcheinander.

Plötzlich versuchte jemand die Tür zu öffnen, hinter der ich stand; sie verschloß den zweiten Zugang zu Borchoffs Büro – zum Glück war der Schlüssel umgedreht. Tritte dröhnten; der Fremde versuchte die Tür einzutreten. Ich sah Holz splintern und eine Hand durch die Öffnung greifen, um den Riegel zu öffnen. Ich machte kehrt und floh auf dem Wege, auf dem ich gekommen war.

Hinter einer Ecke hielt ich keuchend inne. Am meisten störten mich die Glöckchen an meinem Fußgelenk, die jede meiner Bewegungen hörbar machten. Mit einem Werkzeug hätte ich den Ring vielleicht aufbrechen können, doch mit bloßen Händen konnte ich mir keine Hoffnungen machen.

Da kam mir der Gedanke, daß sich im Vorbereitungszimmer der Sklavinnen ja vielleicht der Schlüssel

zum Glockenring finden ließ. Dieser Schlüssel wurde in einem flachen Holzkasten aufbewahrt, zu dem nur Sucha einen Schlüssel hatte. Wenn dieser Kasten verschlossen war, ließ er sich jedenfalls leichter öffnen, als der Reif um meinen Fuß.

Ich eilte weiter und erreichte nach wenigen Sekunden die kleine Eisentür, durch die ich zum erstenmal die Quartiere der Sklavinnen betreten hatte.

Vorsichtig drückte ich die Klinke nieder.

Ich spähte durch den Türspalt. Auf der anderen Seite des Raums wurde ein Mädchen an den Haaren fortgezerrt. Ein Mann hob sie sich auf die Schulter und verschwand damit um eine Ecke.

Ich riß ein Stück von meiner Seidentunika ab und stopfte es in den Türspalt, damit die Eisentür nicht hinter mir ins Schloß fiel. Dann eilte ich in den kleinen Raum, in dem sich die Sklavinnen schön machten. Hier war alles durcheinander. Offenbar waren hier mehrere Mädchen gefangengenommen worden. Der Schlüsselkasten war zerbrochen; vermutlich hatten Fremde darin nach Schmuck gesucht. Überall lagen Schlüssel herum, die ich hastig an dem Glockenring ausprobierte.

Draußen wurde Geschrei laut. Sulda rannte vorbei. Ich duckte mich in eine Ecke.

Das Mädchen wurde auf der anderen Seite des Schwimmbeckens gestellt. »Gebt mir keine Spange!« rief sie und schrie auf. Gleich darauf wurde sie von einem Krieger hinausgetragen. Endlich fand ich den richtigen Schlüssel. Der Glockenreif fiel zu Boden.

Erleichtert verließ ich das Zimmer, huschte um das Schwimmbecken und lauschte an der niedrigen Tür, durch die ich hereingekommen war. Doch hier ging es nicht weiter. Auf der anderen Seite näherten sich Schritte. Ich machte kehrt und floh zu den Gittertüren, die den Haupteingang zu den Sklavinnenquartieren bildeten.

Ich mußte ein Versteck finden! Leichtfüßig eilte ich durch den Gang.

Plötzlich kamen vor mir zwei Männer aus einem Seitengang. Sie führten Tupa in ihrer Mitte.

Ich machte kehrt und floh in die andere Richtung. Aber dort waren zwei weitere Männer aufgetaucht, vermutlich die beiden, die ich durch die kleine Eisentür gehört hatte.

Ich saß in der Falle! Verängstigt drückte ich mich gegen die Wand.

Sie kamen näher. »Es ist Dina«, sagte einer von ihnen.

»Laß sie gehen«, meinte der andere.

Dann trafen die vier Männer zusammen und gingen gemeinsam weiter, Tupa mitnehmend.

Schweratmend stand ich an der Wand, ratlos, erschrocken. Sie hatten sich gar nicht um mich gekümmert!

Das verstand ich nicht. Wollten sie mich nicht? War ich für sie nicht geeignet? Sollte ich als freie Frau zurückgelassen werden?

Am anderen Ende des Korridors erblickte ich plötzlich die Gestalt eines großen, gutaussehenden Mannes, der von der Aura des Befehlshabers umgeben war.

Es war Rask aus Treve. Ich machte kehrt und floh. Verängstigt hockte ich in der dunklen Ecke. Ich sah keinen Ausweg mehr. Eine Lampe näherte sich. Ich hatte das Gefühl, in der Falle zu sitzen.

Vor mir befand sich ein verschlossenes Gittertor. Ich konnte nicht weiter.

Er hob die Lampe und leuchtete in die Ecke, in der ich kauerte.

»Sei gnädig zu einer armen Sklavin, Herr«, flüsterte ich.

Er stellte die Lampe auf den Boden und fesselte mir die Hände auf dem Rücken.

Ich hatte ihn gereizt und verspottet, ich hatte mir auf

seine Kosten einen Spaß gemacht. Jetzt trug ich seine Fesseln, jetzt war ich allein mit ihm in einem dunklen Korridor tief unter der Festung.

Ich blinzelte ins Licht.

Er nahm einen Gegenstand aus seinem Beutel und hielt ihn mir hin. »Weißt du, was das ist?« fragte er.

Es erinnerte an ein winziges ovales Blatt aus Metall. Am breiteren Ende befand sich eine kleine Öffnung, in der ein kurzer Draht steckte. Auf dem Blatt machte ich ein Zeichen und kleine Buchstaben aus.

»Kennst du dieses Zeichen?«

»Nein, Herr.«

»Es ist das Zeichen von Treve – und hier steht mein Name. Mit diesen Spangen kennzeichnen wir bei unseren Überfällen die Beute.«

Ich kauerte vor ihm an der Wand. Er ergriff mein linkes Ohrläppchen, durchstach es mit dem Draht, drehte die Enden zusammen und schuf auf diese Weise eine winzige Schleife, in der das Silberblatt baumelte.

»Es wird mir eine Freude sein, dir meine Spange anzuhängen«, hatte er gesagt. Jetzt endlich verstand ich, was damit gemeint war.

»Du kommst mir nicht mehr ganz so unverschämt vor wie am Anfang«, sagte er.

»Nein, Herr«, erwiderte ich schluchzend.

Er hatte mir das Ohrläppchen durchstochen! Im Gegensatz zur Erde, wo so etwas nur eine Mode ist, bedeutete ein durchstochenes Ohrläppchen für eine go-reanische Sklavin höchste Erniedrigung – sie zählte damit zu den gemeinsten aller Sklavinnen.

Ich blickte Rask aus Treve entsetzt an. Er lachte, wußte er doch genau, was er mir angetan hatte.

»Macht dir deine Rache Spaß, Herr?« fragte ich.

»Du hast meine Rache noch gar nicht zu spüren bekommen, hübsche kleine Sklavin«, sagte er und beugte sich über mich.

Doch gleich darauf hob er den Kopf. »Rauch«, sagte er.

Auch ich spürte das Beißen in der Nase.

»Die Festung brennt«, sagte er. »Hoch mit dir, Sklavin!«

Ich kämpfte mich mühsam hoch.

Unsere Flucht führte durch bereits brennende Säle. Wir erstiegen steile Treppen, erreichten nach wenigen Ehn das Dach eines Gebäudes und gingen von dort über eine schmale Brücke auf eine der Mauerbrüstungen. Hier warteten mehrere Tarns, die großen wilden Sattelvögel Gors. Ich sah Flammen durch eines der Dächer züngeln. Es war eng auf der Mauer. Beute wurde auf den Sätteln der Vögel festgebunden. An den Sattelknöpfen baumelten kostbare Gefäße. Mädchen standen neben den geflügelten Ungeheuern. Sie waren mit Handfesseln an den Steigbügeln festgemacht. Hinter einigen Tieren lagen Tarnkörbe an langen Seilen. In ihnen wurden weitere Schätze und auch Mädchen verstaut. Männer stiegen hastig in die Sättel. Unten im Hof sah ich Borchoff und die Besatzung der Festung. Man hatte die Soldaten gefesselt. Freigelassene Tharlarien liefen nervös zwischen den Gebäuden herum, und die Männer mußten sehen, daß sie nicht zertrampelt wurden. Ich wurde am Arm fortgezerrt. »Wir müssen uns beeilen, Hauptmann«, rief einer der Männer.

»Wir müssen die Dunkelheit ausnutzen«, sagte ein Leutnant, »und vor Morgengrauen am Treffpunkt sein.«

»In den Sattel, Leutnant«, befahl Rask aus Treve grinsend.

Der Mann lächelte und bestieg die Leiter, die zu dem hohen Sattel des Riesentiers führte.

Tief unter uns war das große Burgtor aufgestoßen worden. Tharlarien stürmten ins Freie.

Ein Soldat packte mich an den Armen und führte mich zu einem der Tarnkörbe.

Unten im Hof hob Borchhoff den Kopf. Rask aus Treve hob die Hand und grüßte ihn – ein Gruß zwischen Kriegern. Das Tor war offen. Borchhoff und seine Männer waren zwar gefesselt, doch sie konnten sich in Sicherheit bringen.

Dann blickte Rask aus Treve in die Runde und vergewisserte sich mit schnellem Blick, daß bei den Männern und Tieren alles in Ordnung war.

Der Soldat hob mich in die Höhe und schob mich mit den Füßen voran durch eine lukenähnliche Öffnung in den Tarnkorb. Zuletzt drückte er meinen Kopf nach unten und zwängte mich auf diese Weise zwischen die anderen Mädchen. Ich hockte mich hin, konnte mich kaum bewegen. Ich blickte hoch und sah, daß die Tür geschlossen und zugeschnürt wurde. Ich kniete. Aufrecht stehen konnten wir in dem Korb nicht. Acht Mädchen waren in dem Korb gefangen, außerdem hatte man darin Seidenballen und Gold verstaут.

»Ho!« rief Rask von Treve.

Ich legte den Kopf an die Außenwand des Korbes.

»Ho!« antworteten die Männer aus Treve.

Der Mann, der mich in den Korb gesteckt hatte, stieg mit schnellen Bewegungen in den Sattel seines Tarn; die Leinen des Korbes führten zu den Steigbügeln des Vogels. Schwang sich der Vogel in die Luft, wurde der Korb ebenfalls mit angehoben. Der Tarnkämpfer wartete nur noch auf das Signal zum Abflug.

»Ho!« rief Rask aus Treve und zog am ersten Zügel seines Tarn.

»Ho!« antworteten seine Männer.

Der Tarn breitete die mächtigen Flügel aus und begann sie heftig zu bewegen. Die Spannweite dieser Flügel mochte dreißig Fuß und mehr betragen. Der riesige Tarn verließ mit einem lauten Schrei die Mauern von Turmussteine. Die anderen Tiere folgten. Obwohl uns das Geflecht des Korbes schützte, spürten wir den

Luftzug. Wäre jemand auf der Mauerbrüstung zurückgeblieben, hätten ihn die Windstöße vermutlich in die Tiefe geschleudert.

Einen Augenblick lang passierte gar nichts, dann strafften sich die Korbseile. Unser Tarnflieger zerrte den Korb über den Rand, gewann an Höhe, übersprang die Mauern der Burg und folgte den anderen. Als der Korb von der Mauer herab in den Hof zu stürzen schien, schrien wir alle auf, aber schon pendelten wir unter dem Tarn und fühlten uns in die Höhe geschwungen, als sollten wir zu den Monden Gors geschleudert werden.

Turmussteine blieb brennend unter uns zurück.

Die Sklaventunika wurde mir vom Leib gerissen. Ich schrie auf.

»Auf den Block mit dir, Sklavin!« befahl der Mann.

»Ja, Herr«, antwortete ich. Ein Peitschenstiel trieb mich zur Eile an.

Ich betrachtete die ausgetretenen Stufen, die spiralförmig nach oben führten. Dann schaute ich zu den anderen Mädchen hinüber, zu denen auch Sulda und Tupa gehörten. Sucha und andere waren bereits verkauft worden.

Es waren zwanzig Stufen bis zum Sklavenblock.

Mein Haar war länger als auf der Erde, da ich es hier noch nicht geschnitten hatte. Es reichte mir bis zu den Schulterblättern.

Den turischen Kragen trug ich nicht mehr. Ein männlicher Sklave hatte ihn mir abgefeilt. Auch befand sich die Spange Rasks aus Treve nicht mehr an meinem Ohr. Noch vor Morgengrauen war ich im Lager eines Sklavenhändlers dicht vor Ar verkauft worden. Fünfzehn Kupfertarsks hatte Rask aus Treve für mich erhalten.

»Beeil dich, Mädchen!« rief der Mann vom Fuße der Treppe. Um den Hals trug ich eine leichte Kette, an der sich eine ovale Scheibe befand. Darauf stand eine Nummer, meine Verkaufsnummer. Sucha, die lesen konnte, sagte, ich sei Nr. 128. Sie selbst war als 124. Mädchen versteigert worden.

Wir wurden im Auktionshaus des Publius verkauft, an der Straße der Brandzeichen in Ar. Es handelt sich um ein kleineres Auktionshaus, in dem gewöhnlich zweitklassige, billigere Sklavinnen angeboten werden, in größeren Mengen. Dem Haus fehlte das Prestige

eines Auktionators wie Claudius oder des Curuleum. Trotzdem ist Publius gut besucht und steht in dem Ruf, daß man hier gut kaufen kann.

Acht Tage hatte ich in den Sklavengehegen verbracht und auf diesen Abend des Verkaufs gewartet. In dieser Zeit hatte man mich ärztlich untersucht und mir dabei eine Reihe von Spritzen gegeben, deren Zweck ich nicht kannte. Es handelte sich um ein sogenanntes Stabilisationsserum.

»Was ist denn das für ein Mittel?« hatte ich Sucha gefragt.

»Es erhält dich so, wie du bist«, antwortete sie. »Jung und hübsch.«

Ich hatte sie verblüfft angesehen.

»Sklavenherren und freie Personen erhalten das Stabilisationsserum natürlich ebenfalls – wenn es erforderlich ist.«

»Wenn es erforderlich ist?« fragte ich. »Gibt es denn Menschen, die das Mittel nicht brauchen?«

»Einige schon«, antwortete Sucha. »Es sind aber nur wenige – Abkömmlinge von Eltern, die mit dem Serum bereits gespritzt wurden.«

»Wieso das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sucha. »Die Menschen sind eben sehr verschieden.«

Offensichtlich handelte es sich um eine genetische Manipulation; das Stabilisationsserum beeinflusste den genetischen Kode, indem es womöglich gewisse Impulse des Verfalls neutralisierte und Prozesse einleitete, die einen Austausch von Materie ermöglichten, während Gewebe und Zellenstrukturen relativ konstant blieben. Das Altern war ein physikalischer Prozeß und ließ sich durch physikalische Eingriffe beeinflussen. Die goreanischen Ärzte hatten sich der Bezwungung einer bis dahin universalen Krankheit gewidmet, die auf der Erde das Alter genannt wurde. Eine generationenlange intensive Forschung hatte

schließlich zu einem Durchbruch geführt und zu den inzwischen immer mehr verfeinerten Stabilisationsseren.

Verwirrt sah ich Sucha an. »Warum wird einer Sklavin ein so wertvolles Serum gespritzt?« fragte ich.

»Ist es denn wirklich so wertvoll?« fragte sie zurück. »Ja«, fuhr sie fort. »Du hast wahrscheinlich recht.« Sie nahm das Mittel als selbstverständlich hin, so wie Erdenmenschen in einer Routineimpfung nichts Besonderes mehr sahen. Sie kannte das Altern nicht. Die Alternative zum Serum war ihr gar nicht klar. »Warum sollte man das Serum nicht den Sklavinnen geben?« fragte sie. »Wünschen sich die Herren ihre Sklavinnen nicht gesund und fähig, ihnen gut zu dienen?«

Mit dem Serum hatte ich ein Geschenk erhalten, das ich auf der Erde nicht mit dem größten Reichtum hätte kaufen können, das selbst Milliardären verwehrt blieb.

Ich war unglaublich reich.

»Mädchen 128!« rief der Auktionator in diesem Augenblick oben auf dem Block.

Ich blickte hinauf. Der Auktionator trat an die Treppe und lächelte mich freundlich an. Dann streckte er mir die Hand hin. »Bitte«, sagte er.

Der Auktionsblock war rund und hatte einen Durchmesser von etwa zwanzig Fuß. Der Boden war mit Sägespänen bedeckt.

An der Hand führte er mich in die Mitte. »Sie ist schüchtern«, erklärte er der Menge.

Dann drehte er sich um und versetzte mir einige gezielte Hiebe mit der Peitsche.

Zitternd lag ich zu seinen Füßen.

»Mädchen 128!« rief er ins Publikum. Ein Helfer reichte ihm ein Stück Papier. »128«, las er gereizt vor, »ist braunhaarig und braunäugig. 51 Horts groß, 29 Steine schwer. Ihre Maße sind 22 Horts, 16 Horts und wieder 22 Horts, Arm- und Fußreifen Größe zwei,

Kragenweite 10 Horts. Sie kann nicht lesen und ist praktisch unausgebildet. Sie kann nicht tanzen. Ihr Brandzeichen ist die Dina, die Sklavenblume. Sie hat durchstochene Ohrläppchen.« Er blickte auf mich herab und versetzte mir einen leichten Tritt. »Steh auf, Sklavin!« befahl er. Hastig gehorchte ich.

Niedergeschlagen sah ich mich um. Im Fackelschein erblickte ich die Sitzbänke, die wie in einem Amphitheater halbkreisförmig vor mir aufstiegen. Es befanden sich Gänge an der Seite und zwei in der Mitte. Männer aßen und tranken auf ihren Plätzen. Hier und dort erblickte ich verschleierte Frauen, die mich intensiv musterten.

»Irgendwelche Gebote?« fragte der Auktionator.

»Sechs Tarsks!« rief ein Mann aus der Menge.

»Sie trägt die Dina!« sagte der Auktionator. »Möchtet ihr nicht dieses hübsche Ding besitzen? Als eure Sklavin, die jeden eurer Befehle befolgt?«

»Zehn Tarsks!« rief ein unglaublich dicker Mann.

Ich erschauerte.

Auf Geheiß des Auktionators wanderte ich auf dem Block hin und her. Ich gab mir größte Mühe, hatte ich doch Angst vor seiner Peitsche.

»Seht, mit welcher Anmut sie sich bewegt!« rief der Auktionator. »Beachtet die Geschmeidigkeit ihrer Gestalt, ihren aufrechten Gang, die stolze Kopfhaltung! Für ein paar Kupfertarsks kann sie euer sein!«

»Vierzehn!« bot ein Mann.

»Vierzehn!« antwortete der Auktionator. »Aber kann das Haus diese kleine Schönheit für bloße vierzehn Tarsks aus seinen Klauen lassen? Nein, werde Herren!«

»Fünfzehn«, bot ein anderer.

»Fünfzehn«, bestätigte der Auktionator. Ich wußte, daß Rask aus Treue mich für fünfzehn Kupfertarsks an einen Sklavenhändler verkauft hatte. Dieser hatte mich für zwanzig Kupfertarsks an das Haus des Publius weiterveräußert. Zweifellos war das dem Auktionator

bekannt; die Zahl mußte irgendwo auf meinen Unterlagen stehen.

Der Auktionator sah mich an. »Mädchen«, sagte er leise und drohend. »Ob du nun verkauft wirst oder nicht, die heutige Nacht verbringst du noch in unseren Gehegen. Begreifst du, was das heißt?«

»Ja, Herr«, flüsterte ich.

Er war nicht zufrieden mit den Geboten. Wenn ich keinen Preis brachte, der das Haus zufriedenstellte, stand mir eine schlimme Nacht bevor.

»Auf den Boden mit dir, kleine Dina«, sagte er. »Wir wollen die Käufer mal etwas anheizen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

Und nun führte er mich durch eine geschickt arrangierte Folge von Positionen, die meine Vorzüge zur Geltung bringen sollten. Angstvoll befolgte ich jedes der herausgebellten Kommandos, bis ich schließlich schweratmend und schweißbedeckt wieder zu seinen Füßen lag.

»Na, wie lautet das Gebot!« rief er.

»Zwanzig Tarsks!« rief ein Mann.

»Zwanzig«, bestätigte der Auktionator und hieß mich aufstehen. Sägespäne klebten an meinem nackten Körper.

»Einundzwanzig!«

Ich atmete auf. Der Gewinn war klein, doch ich würde dem Haus des Publius wenigstens keinen Verlust bringen.

»Noch Gebote?« fragte der Mann neben mir.

Die Menge schwieg.

»Es will mir scheinen«, sagte der Auktionator, »als müßten wir dieses kleine Prachtstück für nur einundzwanzig Kupfertarsks ziehen lassen.«

Er drehte mich herum, als wollte er mich zur Treppe schicken, aber dann rief er mich im letzten Augenblick zurück.

»Leg die Hände ins Haar«, sagte er, »und nimm

sie erst herunter, wenn du die Erlaubnis dazu erhältst.«

Ich gehorchte. Mit einer Hand faßte er mich am Nacken und drehte mich zur Menge um.

Plötzlich stöhnte ich unter seiner Berührung auf. »Halt, Herr! Nicht, Herr!« rief ich entsetzt.

»Winde dich, kleine Dina«, zischte er. »Winde dich!«

Ich schrie auf.

»Hast du wirklich geglaubt, wir würden uns mit einem Gewinn von nur einem Kupfertarsk zufriedengeben? Hältst du uns für so dumm, ein Mädchen für zwanzig zu kaufen und für einundzwanzig zu versteigern? Meinst du nicht, daß wir unser Handwerk verstehen?«

Endlich ließ er los. Ich sank vor ihm auf die Knie.

»Vierzig Kupfertarsks!« rief ein Mann aus dem Publikum. »Für die Taverne der Zwei Ketten.«

»Die Vergnügungsseide bietet fünfzig Tarsks!«

Man hatte mich hereingelegt. Der Auktionator hatte mich überrascht. Ohne Vorwarnung hatte er mich gezwungen, mich als Sklavin darzubieten, unbeabsichtigt, spontan, hilflos.

»Der Juwelenring bietet siebzig!« rief eine Stimme.

Der Auktionator hatte vorzüglich gearbeitet. Er hatte der Menge den höchstmöglichen Preis eines bestimmten Markts entronnen, ehe er zur Überraschung des Publikums wie auch des Mädchens ihre latenten Fähigkeiten als Sklavin enthüllte. Der Goreaner will wissen, was er kauft – und wenn er eine Sklavin kauft, will er sie ganz.

»Achtzig Kupfertarsks!«

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen.

»Der Silberkäfig bietet fünfundachtzig!«

»Fünfundachtzig!« wiederholte der Auktionator.

»Möchte jemand mehr bieten?«

»Der Glockenkragen«, vernahm ich, »bietet einen Silbertarsk.«

Stille trat ein.

Zitternd blickte ich zu Boden. Die letzten Gebote waren von Pagatavernen gekommen. Ich hatte eine ungefähre Ahnung, wie mein Leben als Pagasklavin aussehen würde. Solche Mädchen mußten die Gäste bedienen und zufriedenstellen; ihre Liebesdienste waren in dem Preis für einen Kelch Paga mit eingeschlossen.

»Steh auf, kleine Dina«, sagte der Auktionator.

Ich gehorchte. Vorsichtig strich ich mir das Haar zurück und unterdrückte das Schluchzen, das in mir aufstieg.

»Die Taverne zum Glockenkragen bietet einen Silbertarsk. Möchte jemand höher gehen?«

Niemand bot mehr.

»Verkauft an den Glockenkragen für einen Silbertarsk!« sagte der Auktionator.

Er stieß mich zur Treppe. Mit unsicheren Schritten stieg ich in die Tiefe.

»Mädchen 129!« hörte ich ihn rufen.

Am Fuße der Treppe packte mich ein Mann des Auktionshauses am Handgelenk und zerrte mich zu einer Kette. Er machte mich hinter dem letzten Mädchen fest. Ich war verkauft worden.

»Paga, Herr?« fragte ich.

Er winkte mich fort.

Glockenklirrend wandte ich mich ab und sah mich um. Das Mädchen auf der Tanzfläche war gut. Wir hatten erst die sechzehnte Stunde, der Abend hatte kaum begonnen. Einige Männer schauten dem Mädchen zu, das sich aufreizend zur Musik einer einzelnen Flöte bewegte.

»Paga!« rief ein Mann.

Ich eilte zu ihm. Das große bronzene Pagagefaß trug ich an einem Riemen über der Schulter.

Ich kniete nieder und schenkte ein. Dann ging ich mitsamt dem Pagagefaß zur Tür der Taverne, um draußen ein wenig frische Luft zu schnappen. Als Pagamädchen war ich gewissermaßen in den Preis für die Getränke mit eingeschlossen; trotzdem kamen viele Gäste nur, um zu trinken oder sich mit Freunden zu unterhalten. Busebius, mein Herr, schien mit mir nicht unzufrieden zu sein. Offenbar war sein Geld in mir gut angelegt. Mehr als die anderen Mädchen war ich von den Gästen mit in die Nischen genommen worden, um ihnen zu Gefallen zu sein. Es gab inzwischen Gäste, die nur meinerwegen kamen. Auf diese Weise belebte ich den Umsatz.

Vor dem Gebäude atmete ich tief ein. Es war uns gestattet, ab und zu einen Moment im Freien zu verbringen.

Ich stand unter dem Schild des Glockenkragens.

»Sei begrüßt, Teela«, sagte ein Passant.

»Sei begrüßt, Herr«, antwortete ich.

Ich war Teela, Pagasklavin im Glockenkragen. Das stand jedenfalls auf dem Stahlkragen, der sich um mei-

nen Hals schmiegte. Ich blickte über die Brücke auf die hoch aufragenden Türme und Zylinder und auf die untergehende Sonne hinter den Mauern von Ar. Ich sah die Silhouetten schmaler Brücken vor dem Himmel und Gestalten, die sich darauf bewegten. Tief darunter fuhren Karren und Wagen durch die Straßen, gezogen von Tharlarien. Ich hob den Blick. Etliche Tarnkämpfer patrouillierten am Himmel. Ich dachte an Clitus Vitellius.

»Sei begrüßt, Teela«, sagte ein Mädchen, das mir aus der Taverne ins Freie gefolgt war.

Wie ich trug sie Glöckchen am linken Bein, ein kurzes Seidengewand und den Halskragen. Sie hieß Bina. Wir standen barfuß auf der Brücke.

Bran Loort, der einst in Tabukfurt gelebt hatte, schleppte einen niedrigen Tisch in die Taverne. Für Unterkunft und Essen und einen Tarsk die Woche verrichtete er allerlei Arbeiten im Lokal. Wir hatten uns hingekniet, weil er ein freier Mann war. Dabei fragte ich mich insgeheim, ob er wirklich frei war. Er wirkte bedrückt. Er schlief nachts in der Taverne, weil er hier beschäftigt war. Doch hatte er sich nie mit einem der Mädchen abgegeben. Ich fürchtete, daß er dazu gar nicht in der Lage war. Ich mußte an die Niederlage denken, die Thurnus ihm beigebracht hatte, und an die Herausforderung eines nackten, gefesselten Mädchens, die er nicht hatte annehmen können. »Ich kann nicht«, hatte Bran Loort geflüstert und sich wie ein geprügelter Hund davongeschlichen. Hier in Ar hatte ich ihn wiedergetroffen.

»Du bist das einzige Mädchen, das ich hier kenne«, sagte Bina. »Wir beide waren Sklavinnen von Clitus Vitellius. Wir haben schon einmal eine Kette miteinander geteilt. Ich möchte deine Freundin sein.«

Ich betrachtete Bina, auch Sklavenperle genannt. »Auch du bist die einzige Freundin, die ich hier habe«, sagte ich.

Das Mädchen umarmte mich.

»Rein mit euch!« sagte Busebius hinter uns. »Glaubt ihr, ich habe euch gekauft, damit ihr wie freie Frauen in der Gegend herumsteht und die frische Luft genießt?«

»Nein, Herr!« riefen wir und eilten ins Lokal.

Ich war länger in der Taverne als Bina, fast zwanzig Tage lang, während sie erst vor sechs Tagen zu uns gekommen war. Es gab insgesamt zweiundzwanzig Sklavinnen und Tänzerinnen im Glockenring.

Die neunzehnte Stunde war bereits vorbei. Die Taverne war gut besucht. Die Musik hallte laut durch den großen Raum. Unsere beste Tänzerin, ein schlankes blondes Erdenmädchen, das Helen genannt wurde, zog die Gäste des Busebius in ihren Bann.

»Paga!« rief ein Mann, und ich eilte zu ihm.

»Paga!« forderte ein anderer. Ich sprang auf und huschte zu ihm und bediente ebenfalls. Noch nie, so wollte mir scheinen, hatten sich so viele Gäste in der Taverne gedrängt.

Ich rannte zum Tresen, wo Busebius mein Metallgefäß in einem großen Bottich mit Paga füllte.

»Paga! Paga!« hörte ich. Mir blieb nicht einmal die Zeit, den Riemen des Gefäßes wieder richtig auf meine Schulter zu schieben.

In diesem Augenblick wurde die Tür der Taverne aufgestoßen. Die Musik stockte. Helen erstarrte. Alle Augen richteten sich auf die Tür. Mein Herz schien einen Schlag auszusetzen.

Mehrere eindrucksvoll wirkende Männer standen im Eingang, Krieger, die nicht aus Ar stammen konnten. Ihr Anführer, der barhäuptig gekommen war, aber Umhang und Medaillon trug, bedeutete den Musikern weiterzuspielen. Sofort klang die Melodie wieder auf, und Helen setzte ihren Tanz fort.

Der Anführer der neuen Gäste zog langsam die

Handschuhe aus und steckte sie sich in den Gürtel. Seine Augen musterten Helen, dann mich. Er war unglaublich groß und gutaussehend. Ich hoffte, daß ich mich ihm von meiner besten Seite zeigte.

Er wandte sich zu Busebius um, der zu ihm eilte.

»Wer ist denn das?« hörte ich einen Mann fragen.

Bina stand in meiner Nähe. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie hatte das Medaillon des Fremden gelesen.

Busebius führte die Besucher in eine Ecke der Taverne, auf eine erhobene Plattform, von der sich der ganze Raum überschauen ließ.

»Kennst du sie nicht?« antwortete jemand auf die Frage.

»Nein«, sagte der erste Mann.

»Das ist die Delegation der Salerischen Konföderation.«

»Der Anführer?«

»Thandar aus Tu«

Plötzlich verstand ich Binas Erregung. Thandar aus Ti, ein Angehöriger der Kriegerkaste, ein Mann aus den vier Städten der Salerischen Konföderation, war fünfter Sohn des Ebullius Gaius Cassius, ebenfalls Krieger, Administrator von Ti, ein hoher Offizier der Konföderation. Vor längerer Zeit war Lady Sabina, Tochter des Kaufmanns Kleomenes aus der Festung von Saphronicus, ihm in die Freie Gefährtschaft versprochen worden. Räuber hatten die Hochzeitskarawane überfallen, hatten die Mitgift geraubt und Lady Sabina und andere entführt. Lady Sabina war zur Sklavin gemacht worden, woraufhin die Allianz zwischen der Festung von Saphronicus und der Salerischen Konföderation nicht zustandegekommen war. Im Augenblick herrschte sogar Zwietracht zwischen den beiden Staaten.

»Wie schön er ist«, hauchte Bina. Meines Wissens hatten sich Thandar aus Ti und Lady Sabina nie von Angesicht gesehen. Ihre Gefährtschaft war als Staatsangelegenheit arrangiert worden.

Bina, Sklavenperle genannt, starrte auf den Mann.

»Er sieht wirklich gut aus«, sagte ich.

»Ich habe durchstochene Ohren!« klagte Bina. Nie konnte sie hoffen, die Gefährtin eines solchen Mannes zu werden.

Thandar aus Ti und seine fünf Begleiter gaben bei Busebius ihre Bestellungen auf. Vermutlich wollten sie essen und Wein trinken.

Thandar von Ti blickte in unsere Richtung, und wir knieten nieder. Es war eine große Ehre für uns, daß ein Mann seines Standes uns auch mit einem Blick bedachte.

Thandar von Ti wandte sich wieder ab.

Ich belächelte die Ironie der Situation. Er hatte zwei ganz gewöhnliche Sklavinnen gesehen – doch eine der beiden war einst Lady Sabina gewesen, seine Verlobte.

In Binas Augen standen Tränen.

Busebius eilte herbei. Er winkte uns und vier weitere Mädchen zu sich. »Beeilt euch, Sklavinnen«, sagte er. »Ihr sechs bedient die Herren. Begeht euch in das Vorbereitungszimmer und zieht eure besten Sachen an.«

Busebius machte kehrt, um seine Anordnungen in der Küche zu geben. Der erste Wein mußte schnellstens serviert werden, zusammen mit den dazu passenden Brot- und Käsesorten.

Wir hasteten in das kleine Umkleidezimmer und machten uns ans Werk. Gleich darauf steckte Busebius den Kopf durch den Türspalt. »Ohringe!« sagte er. »Geschmeide!« Er warf uns blitzenden Schmuck zu und verschwand wieder.

Ich befestigte goldene Ringe an meinen Ohren und hängte mir Ketten um den Hals. Neben mir bereitete sich Bina vor.

Als sich die anderen Mädchen umgezogen und frisches Make-up aufgelegt hatten, hielt mich Bina zurück.

»Ich weiß, was du vorhast«, sagte sie. »Aber das darf nicht sein.«

»Was soll das?« Woher konnte sie wissen, was ich plante?

Bina baute sich zwischen mir und der Tür auf. Die anderen Mädchen waren bereits verschwunden.

»Aus dem Weg!« sagte ich. »Willst du, daß wir ausgepeitscht werden? Oder fürchtest du, daß mich Thandar von Ti netter findet als dich?«

»Nein«, sagte sie. »Teela, das ist es nicht. Ich bin keine freie Frau und fürchte deine Konkurrenz nicht. Aber ich kenne dich. Du bist keine Goreanerin. Ich ahne, wie du denkst.«

Ich starrte sie verblüfft an.

»Du willst ihm sagen, wer ich war. Du hoffst, daß er mich dann befreit – und dich gleich mit, weil du ihm die Wahrheit gesagt hast.«

Ich schwieg.

Sie drehte den Kopf hin und her. »Ich habe durchstochene Ohrläppchen! Du entehrst ihn nur, wenn du ihm meinen jetzigen Zustand zeigst.«

»Möchtest du denn deinen Kragen nicht loswerden?«

»Ich möchte Thandar aus Ti keine Schande machen«, antwortete sie leise. »Ich möchte ihm nur dienen, ohne daß er weiß, wer ich bin – liebevoll, als das, was ich bin, als hübsche Pagasklavin.«

»Du bist ja verrückt! Wir lassen Thandar aus Ti darüber entscheiden.

»Nein, Teela«, sagte sie fest. »Ich habe bereits entschieden.«

»Aus dem Weg«, sagte ich. »Ich will doch nur unser Bestes!«

»Das mag wohl sein«, meinte sie. »Aber du verstehst uns nicht. Du weißt nicht, wie Goreaner denken.«

»Ich möchte frei sein!« rief ich.

»Wenn du mit Thandar aus Ti sprichst«, sagte Bina,

»würden wir beide ausgepeitscht – mehr käme dabei nicht für uns heraus.«

»Dieses Risiko gehe ich ein.«

»Nein.«

Hinter dem Rücken holte sie zwei durch eine Kette verbundene Armreifen hervor. Ehe ich reagieren konnte, schnappte der Stahl um mein Handgelenk zu. Ich wehrte mich nach Kräften, doch schon hatte sie das andere Armband um eine Eisenstange gelegt. Blitzschnell warf sie mir ein Netz über den Kopf und begann mich zu fesseln und zu knebeln. Ich war so verblüfft über die plötzliche Entschlossenheit der kleinen Sklavin, daß mein Zorn erst erwachte, als es schon zu spät war.

»Bina!« rief von draußen eine Stimme. »Teela!«

»Ich komme!« rief Bina. Dann warf sie mir einen Handkuß zu und eilte aus dem Zimmer.

Vergeblich versuchte ich mich zu befreien.

Die erste Stunde des nächsten Tages war angebrochen, als Bina zurückkehrte. Sie strahlte.

Vorsichtig nahm sie mir den Knebel aus dem Mund und löste die Netzfesseln.

»Thandar ist fort«, sagte sie und lächelte.

»Du hast ihm nichts gesagt?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Du bist ein Dummkopf!«

»Von den sechs Mädchen hat er *mich* erwählt«, sagte sie stolz. »Ich allein durfte ihm den Paga einschenken.«

»Sechs?«

»Als du krank wurdest«, sagte sie lachend, »hat Busebius uns noch Helen geschickt.«

Verträumt nahm mir Bina die Armreifen ab. »Und mich hat er schließlich auch mit in die Nische genommen«, sagte sie und schloß die Augen. »Oh, wie schön er ist! Ich habe ihm gut gedient. Und welche Freude er

mir geschenkt hat! Es war unglaublich! Welches Glück, daß ich nicht seine Gefährtin geworden bin.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Dann hätte ich heute nicht seine Sklavin sein können! Ich werde mein ganzes Leben an diese Nacht denken.«

Ich senkte den Blick, als mir einfiel, mit welcher Wonne auch ich einmal die Sklavin des Clitus Vitellius gewesen war.

»Teela!« sagte plötzlich eine Stimme. Busebius war eingetreten.

»Ja, Herr?«

»Fühlst du dich besser?«

»Ja, Herr.«

»Warum bist du dann nicht draußen und servierst Paga?«

»Paga!« rief ein Mann, und ich eilte zu ihm.

Es waren nicht mehr viele Gäste in der Taverne. In spätestens einer Ahn würden wir schließen. Einige Mädchen hatten sich bereits zurückziehen dürfen.

Der Gast saß mit einem zweiten Mann beisammen. Er hielt mir seinen Becher hin.

Ich kniete vor ihm und schenkte ein.

»Mir auch«, sagte der andere.

Ich streckte die Arme aus, da blitzte es plötzlich auf, und zwei Armreifen schlossen sich um meine Handgelenke.

Erschrocken blickte ich auf. »Nein!« rief ich.

»Haben wir dich endlich!« Ich versuchte die Hände zurückzuziehen, doch die Kette war bereits straff gezogen worden.

»Wir haben dich wirklich lange gesucht«, verkündete die zweite Stimme.

»Ich habe dich für zwei Tarsks an diese Herren verkauft«, sagte Busebius und machte sich daran, mir die Sklavenglocken vom Bein zu lösen. Dann schob er

einen Schlüssel in das Schloß meines Kragens, öffnete ihn und legte ihn ebenfalls auf den Tisch. »Sie gehört euch, ihr Herren«, sagte er.

»O nein!« hauchte ich.

Busebius machte kehrt.

»Du gehörst jetzt uns«, sagte der Mann.

»Tötet mich nicht!« flehte ich.

»Wir müssen gehen«, sagte der zweite Mann.

Die beiden nahmen mich in die Mitte und zerrten mich aus der Taverne.

Es waren die beiden Männer, die zu mir gekommen waren, als ich nackt und an einen Felsen gekettet in der Wildnis Gors erwachte. Damals hatten sie vorgehabt, mich umzubringen.

In Todesangst marschierte ich zwischen den beiden in die goreanische Nacht hinaus.

Ich wurde vor die hochherrschaftliche Gestalt auf dem Thronessel geführt.

»Dies ist deine Herrin«, sagte einer der Männer und deutete auf die verschleierte Frau, die über mir thronte.

Aus kniender Position blickte ich empor. Ich trug eine kurze weiße Haustunika.

»Laßt uns allein«, sagte die Frau. Die beiden Männer zogen sich zurück.

»Sieh mich an, Judy«, befahl die Frau.

Meine Gedanken überschlugen sich. Ich konnte diese Frau nicht kennen – und doch redete sie mich an, als wäre sie mit mir bekannt. Sie hatte mich Judy genannt! Man hatte mich nie Judy genannt, seit ich die Erde verlassen hatte.

»Judy Thornton!« lachte die Frau. Ihr Lachen verriet mir, daß sie jung war, daß sie selbst nur ein Mädchen war, kaum älter als ich.

»Herrin?« fragte ich.

»Ist die Sklaverei dir schwer gefallen, hübsche Judy?« fragte sie.

»O ja, Herrin!« antwortete ich.

Lächelnd und mit einer anmutigen Geste hob die Frau ihren Schleier.

»Elicia!« rief ich. »Elicia Nevins!« Vor Freude begann ich zu weinen. Schluchzend warf ich mich in ihre Arme. Und sie umarmte mich. Ich vermochte mich nicht zu beherrschen. Meine Leiden waren zu Ende! Der Sklavenkragen war ausgestanden, die Angst vor der Peitsche war vorbei! »Ich liebe dich, Elicia!« rief ich. Mir winkte die Freiheit.

Doch die Frau stieß mich zurück. Verblüfft verlor ich die Balance und rutschte zu Boden.

»Es ist gut, wenn eine Sklavin ihre Herrin liebt«, sagte sie unnahbar.

»Mach keine Witze!« sagte ich.

»Bist du mir nicht dankbar?« fragte sie.

»O ja! Ich bin dir dankbar!«

»Nur gut, wenn eine Sklavin ihrer Herrin dafür dankbar ist, daß sie weiterleben darf.«

»Wie bitte?«

»Du warst schon immer ein Dummkopf«, sagte sie.

»Ich habe mich oft gefragt, was die Jungen an dir fanden. Und deshalb bist du heute Sklavin.«

»Du willst mich doch nicht als Sklavin halten! Du stammst von der Erde?«

»Wir sind hier nicht auf der Erde.«

»Ich bitte dich, Elicia!«

»Es wird mir Spaß machen, dich als Dienstsklavin zu beherrschen.«

»O nein!« flehte ich.

»Schon auf der Erde hatte ich das Gefühl, daß du eine geborene Sklavin bist – und als ich dich dann bei der Auktion sah ...«

»Du warst da?« fragte ich entsetzt.

»Die ganze Zeit!«

Ich senkte beschämt den Kopf. »Warum hast du mich nicht gleich dort gekauft?«

»Dafür gibt es gute Gründe«, antwortete Elicia. »Es genügte zu wissen, wo du dich befandest und wo ich dich kaufen konnte.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich wollte sichergehen, daß andere dir nicht folgten. Wir haben lange nach dir gesucht.«

»Du hast dir offenbar viel Mühe gegeben, eine einfache Dienstsklavin zu erwerben.«

»Dein Name ist Judy«, sagte sie und gab mir damit meinen Sklavennamen.

»Ja, Herrin.«

»Du wirst mich immer nur als Lady Elicia anreden

oder als Herrin. Oh, welchen Spaß wird es mir machen, dich zu besitzen. Steh auf!«

Elicia nahm einen Sklavenkragen zur Hand, der neben dem Thronessel gelegen hatte, und stand auf.

»Hier, siehst du die Schrift?« fragte sie.

»Ja, Herrin.«

»Ich weiß, daß du Analphabetin bist, und werde dir den Text daher vorlesen. ›Ich bin Judy. Der Finder möge mich der Lady Elicia von den Sechs Türmen Ars zurückbringen.‹«

»Der Kragen trägt meinen Namen?« flüsterte ich.

»Ja«, sagte sie und blickte mich offen an. »Er wartet schon lange auf dich.«

»Es ist ein Zehn-Hort-Kragen«, sagte ich tonlos.

»Genau deine Größe«, lachte sie. »Deine Maße wurden genommen, als du bewußtlos warst«, fuhr sie lächelnd fort. »Noch auf der Erde.«

»Wie bin ich denn hierhergekommen?«

»Bewußtlos, in einer Sklavenkapsel.«

Ich erschauerte.

»Weißt du, wer dich für die Sklaverei ausgesucht hat – aus vielen hundert anderen Mädchen?«

»Nein, Herrin.«

»Ich!«

»Aber warum, Herrin?«

»Weil ich Spaß daran hatte. Und weil ich dich als Sklavin besitzen wollte. Ich bin sicher, daß wir gut miteinander auskommen, nicht wahr, Judy?«

»Jawohl, Herrin.«

»Und jetzt bereite mir ein Bad.«

In den Gemächern meiner Herrin Elicia Nevins entzündete ich das winzige Ölfeuer unter dem Badeofen und holte Wasser aus der Zisterne. Eine DienstklaVin muß genau wissen, welche Temperatur ihre Herrin wünscht. Lady Elicia würde es mir nur einmal sagen.

»Dein Bad ist bereit, Lady Elicia«, sagte ich schließlich und kniete vor ihr nieder.

»Zieh mir die Sandalen aus, dann die Tunika.«

Ich gehorchte.

»Und jetzt schau in den großen Spiegel dort«, fuhr sie fort.

Kniend blickte ich in den Spiegel.

»Wer ist die Schönerer?« fragte sie.

»Du, Lady Elicia.«

»Wirklich?« fragte sie lächelnd.

»Ja«, sagte ich mit gesenktem Kopf. Sie sah wirklich blendend aus.

»Bring mir die Peitsche.«

Ich gehorchte.

»Judy«, sagte meine Herrin. »Du bist jetzt die Sklavin einer Frau. Du wirst dich dieser Aufgabe würdevoll entledigen. Du wirst mich nicht erzürnen, oder?«

»Herrin?«

Plötzlich schlug sie zu. Ich duckte mich unter den Schlägen zur Seite. Sie peitschte auf mich ein, und ich floh zur Wand und kniete davor nieder, das Gesicht in den Händen geborgen.

»Du kleine dreckige Hure, ich weiß doch, was für ein geiles Weibstück du bist. Aber wenn du einen Mann auch nur ansiehst, peitsche ich dir das Fleisch von den Knochen!«

»Ja, Herrin!« rief ich schluchzend.

»Und jetzt bade mich!« sagte Elicia.

Anmutig stieg sie in die Wanne, das Haar in ein Handtuch gebunden. Wohligh streckte sie sich in der angenehmen Wärme. Mit langsamen Bewegungen begann sie sich zu waschen.

Ich kniete neben der in den Boden eingelassenen Wanne, um ihr den geringsten Wunsch von den Augen abzulesen.

»Woran denkst du, Judy?« fragte sie.

»Wenn ich meiner Herrin das erzählte«, sagte ich, »würde sie mich auspeitschen.«

»Nein, ehrlich. Woran denkst du?«

»Ich habe mir gerade überlegt, daß es sich ein Mann sicher wünschen würde, dir einen Sklavenkragen um den Hals zu legen.«

Sie lachte. »Das kann schon sein«, sagte sie. »Ich bin sehr schön.«

»Ja, Herrin«, bestätigte ich. »Du bist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe.«

»Meinst du, ich würde einen hohen Preis bringen?«

»Ja, Herrin.«

Sie lachte.

»Befreie mich, Herrin!« flehte ich.

»Glaubst du wirklich, man hat dich nach Gor gebracht, um dich dort wieder freizulassen und zur Erde zurückzuschaffen?«

»Ich weiß nicht, warum ich nach Gor gebracht wurde«, sagte ich.

»Ich aber.«

»Nur um deine Sklavin zu sein?«

»Das wäre kein Problem gewesen. Wir können uns die Mädchen aussuchen.«

»Es steckt aber mehr dahinter?«

»Natürlich. Wir brauchten ein Mädchen, das uns eine Nachricht bringt. Sie sollte an einem bestimmten Ort angekettet werden. In einem sicher erscheinenden Augenblick sollte sie abgeholt und zum eigentlichen Kontaktmann gebracht werden. Diesem Mann war die Nachricht zu übergeben. Leider«, sagte sie, »haben Tellus und Barus dich verloren.«

Tellus und Barus waren die beiden Männer, von denen ich in der Wildnis bedrängt worden war und die mich jetzt aus dem Glockenkragen geholt hatten.

»Sie wollten mich umbringen!« rief ich.

»Sie suchten nach der Nachricht in Klarschrift«, sagte sie. »Damals begriffen sie nicht, daß du die Botschaft

unsichtbar bei dir hast. Ich weiß es. Zum Glück für uns und dich wurdest du nicht umgebracht. Die beiden nahmen zuerst an, du hättest dich der Nachricht entledigt und uns um den Inhalt des Textes gebracht.«

»Sie wollten Sklavenperlen von mir. Ich hatte aber keine.«

»Ja.«

»Ich trage keine Nachricht bei mir«, sagte ich.

»O doch. Du weißt nur nichts davon.«

Ich glaubte ihr nicht. Aber es ist ratsam, sich nicht mit einer Sklavenherrin anzulegen.

»Hätte ein Mann die Nachricht nicht genauso gut befördern können?« fragte ich.

»Sklavinnen«, antwortete sie, »erwecken wenig Aufmerksamkeit. Man kann sie kaufen und verkaufen, sie wandern schnell von Hand zu Hand. Oft werden sie über große Entfernungen transportiert. Da sie sonst nichts weiter wissen, sind sie ideale Kuriere, haben sie doch keine Ahnung, daß sie eine Nachricht bei sich tragen. Wie sollen da andere sie verdächtigen, wenn sie sich völlig unschuldig verhalten können?«

»Du bist schlau, Herrin«, sagte ich.

»Abgesehen davon ist die Nachricht verschlüsselt und verborgen. Selbst wenn sie in falsche Hände fiele, könnte der Gegner nichts damit anfangen.«

»Du triffst gute Vorsorge, Herrin«, flüsterte ich.

Sie hob den Arm, seifte ihn ein, ließ das Wasser daran herabrinnen.

»Du bist in einen Kampf verwickelt«, sagte ich.

»Ja«, antwortete sie. »Ich bin Agent einer militärischen und politischen Macht, einer Macht, die größer ist, als du dir im Augenblick vorstellen kannst, einer Macht, die ihren Einfluß über viele Planeten erstreckt. Diese Macht geht von den Kurii aus. Ganze Welten sind in einen lautlosen Krieg verstrickt, von dem du nichts weißt, von dem Millionen nichts wissen. Bei diesem Kampf geht es um Gor und die Erde.«

»In einem solchen Krieg«, sagte ich, »ist Kommunikation lebenswichtig.

»Und schwierig«, sagte sie. »Der Gegner ist nicht dumm.«

»Könnte man keine Funkgeräte benutzen?«

»Funksprüche lassen sich abhören und stören«, erläuterte meine Herrin. »Außerdem ist es gefährlich, solche Geräte nach Gor zu bringen. Der Feind versteht die Apparate zu finden und zu vernichten.« Sie hob einen wohlgeformten Fuß, betrachtete ihn und ließ ihn wieder im Badeschaum verschwinden. »Wie du feststellen wirst, gibt es hier in den Sechs Türmen nichts, das mich nicht als ganze normale Bürgerin Ars ausweist.«

»Was für eine Nachricht trage ich bei mir?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht.«

»Was soll mit mir geschehen?«

»Morgen früh«, sagte sie, »wird man dich richtig identifizieren und mit einem Tarn in den Hafen Schendi bringen, von wo du mit einem Sklavenschiff auf die Insel Cos gebracht wirst.«

»Identifizieren?«

»Eine winzige chemische Kennzeichnung, die du auf deiner Haut trägst, eine Markierung, an der dich unsere Agenten in Cos erkennen. Das Zeichen bleibt unsichtbar, bis das dazu passende Mittel verwendet wird.«

»Läßt es sich wieder entfernen?«

»Ja – aber nicht von dir. Dazu ist eine genau festgelegte Kombination von Chemikalien erforderlich.«

»Wird man mir das Zeichen wieder nehmen?«

»Natürlich – sobald es seinen Zweck erfüllt hat. Es wäre doch töricht, das Risiko einzugehen, daß unsere Feinde es bei dir finden und vielleicht daran erkennen, daß du unsere Botin gewesen bist!«

»Was wird dann aus mir?«

»In Cos kommst du zunächst in die Pagataverne Chatka und Curla. Dort nehmen unsere Agenten Kontakt mit dir auf.«

»Werde ich die Nachricht verstehen?«

»Nein. Du wirst sie nur abliefern.«

»Und dann?«

»Dann gibt man dich mir zurück – du wirst meine Dienstklerin sein, Judy.«

»Ja, Lady Elicia«, sagte ich.

Ich kreischte aus vollem Halse in der Dunkelheit und zerrte meinen Fuß vom Drahtgeflecht zurück, das mich umgab. Ich hatte versehentlich das Bein gegen das Gitter gedrückt und spürte jetzt, daß ich am Fußgelenk blutete; die Wunde schmerzte. Ich versuchte meinen rechten Fuß gegen die Wunde zu drücken, um die Blutung zu stillen. Ich sah die blitzenden Augen der langhaarigen Schiff-Urt auf der anderen Seite des Gitters.

»Laßt mich raus!« rief ich. »Laßt mich raus!«

Manchmal gelingt es einer Urt, sich durch das Drahtgitter oder durch eine der senkrechten Käfigtüren zu beißen. Das gefangene Mädchen ist dem widerlichen Tier dann hilflos ausgeliefert.

»Sei doch still!« sagte ein Mädchen aus dem Nachbarkäfig. Ich konnte sie in der Dunkelheit nicht sehen.

Ich versuchte still zu sein. Angewidert wand ich mich auf dem primitiven Holzboden des Käfigs.

Ich hatte darum gefleht, in einen Deckskäfig gesteckt zu werden. Dabei handelte es sich um kleine Käfige, die in frischer Luft an Deck eines Sklavenschiffes festgemacht waren. Dieses Schiff jedoch war klein und verfügte über nur zwanzig solcher Käfige, die mittschiffs in zwei Doppelreihen angeordnet waren. Der Kapitän aber hatte mich nur angesehen und den Befehl gegeben, mich im Laderaum einzusperren.

Der Laderaum enthielt acht Sklavenplattformen, jede mit sechs Reihen. Diese Plattformen waren durch schmale Gänge getrennt. In jeder Plattform-Etage befanden sich fünf Mädchen, insgesamt also zweihundertvierzig. Jeder Käfig war von engen Drahtmatten umgeben, besaß einen Holzboden und eine

Holzdecke, die zugleich der Boden des darüberliegenden Käfigs war. Die Mädchen konnten in den Käfigen, die an Kopf- und Fußende jeweils eine Luke hatten, nur liegen. Die winzigen Abteile waren nur etwa fünfundzwanzig Zoll breit, achtzehn Zoll hoch und gut sechs Fuß lang. Ich befand mich in der vierten Etage.

Plötzlich wurde die senkrechte Klappe hinter mir aufgehakt und geöffnet. Ich hob den Kopf.

»Herr«, sagte ich. Aber ich brachte kein weiteres Wort heraus, denn schon wurde mir der Schnabel des Wassersacks zwischen die Zähne gestoßen, und ich mußte trinken.

Als der Schnabel zurückgezogen wurde, versuchte ich von neuem zu sprechen. Doch eine schwere Hand schob mir Brot in den Mund, Sa-Tarna-Brot in Krusten.

Dann ging er zum nächsten Käfig, wo meine Nachbarin auf gleiche Weise versorgt wurde.

Nach kurzer Zeit würde er zurückkehren, um meine Mahlzeit mit einem zweiten Schluck Wasser, einem Löffel Salz und einer Scheibe der bitteren Tospitfrucht zu beenden. Ich gab mir größte Mühe, mich nicht zu verschlucken, und kaute mühsam die harten Brotbrocken, mit denen mir der Mund vollgestopft worden war.

Und wieder hörte ich den Mann hinter meinem Kopf. Zu sehen bekam ich ihn nie. Nach dem zweiten Schluck Wasser flüsterte ich hastig: »Bitte, Herr, darf ich etwas sagen?«

»Ja.«

»Nimm mich aus dem Käfig«, bat ich. »Laß mich an Deck gehen. Dafür tue ich alles!«

»Als Sklavin bleibt dir auch gar nichts anderes übrig!« sagte er.

»Ja, Herr«, antwortete ich bedrückt.

»Den Mund auf!« befahl er.

»Nimm mich«, flehte ich, »wenn das nächstmal ein

Mädchen aus dem Laderaum die Seeleute erfreuen soll!«

»Nein, mich!« rief das Mädchen von nebenan.

»Ich bin eine Vergnügungssklavin!« sagte ich.

»Ich auch!« rief das Mädchen zu meiner Linken.

Ich spürte den Löffel an meinen Lippen: gleich darauf wurde mir Salz in den Mund geschüttet.

»Ihr alle kommt an die Reihe«, sagte der Mann.
»Jede darf einmal eine halbe Ahn an Deck verbringen.«

»Vielen Dank, Herr«, sagte ich. Dann wurde mir die Tospitscheibe in den Mund geschoben. Das Gatter hinter mir knallte zu. Ich biß in die bittere, aber saftige Frucht, eine Köstlichkeit, die ich genoß, so lange es ging. Ich kaute noch darauf herum, als die Mahlzeit beendet war und die Luke des Laderaums wieder geschlossen wurde. Absolute Dunkelheit umgab uns.

Ich warf den Kopf in den Nacken und genoß den Wind und das Sonnenlicht. Die Frische der Luft kam mir unglaublich vor, die Winde des Thassa unvorstellbar, die Helligkeit des Himmels märchenhaft.

Am Morgen war ich zusammen mit anderen Mädchen aus dem Käfig geholt worden, um mit Lappen und Eimer die Gänge zwischen den Sklavenplattformen sauberzumachen. Dabei war mir mehrmals so schlecht geworden, daß ich nicht weiterarbeiten konnte. Zweimal hatte mich die Peitsche wieder angetrieben. Mit vier anderen Mädchen leerte ich anschließend die Bilge, die sich in der Mitte unter dem Laderaum befindet, unter einem losen Holzgitter.

Später hatten wir an Deck steigen dürfen, um die Eimer auszuleeren. Danach durften wir uns mit Seewasser reinigen. Zum Glück hatte man uns sämtliche Haare abrasiert, damit wir von Läusen verschont blieben, da war die Reinigung besonders einfach. Schließlich wurden wir einige Minuten an Deck angebunden und durften hier verweilen.

Tellius, der Helfershelfer der Lady Elicia aus Ar, hatte mich mit einem Tarn nach Schendi gebracht. Dieser berüchtigte Hafen ist die Basis der bekannten schwarzen Sklavenhändler von Schendi, einer Organisation, die für ihre grausamen Piratenakte bekannt ist; zugleich ist die Stadt aber ein Freihafen unter der Verwaltung schwarzer Kaufleute, ein Hafen, der im Hinblick auf seine nördlichen Binnenmärkte stark frequentiert wird. Man nimmt an, daß zwischen den Kaufleuten Schendis und den Angehörigen der Liga schwarzer Sklavenhändler ein Bündnis besteht – eine Vermutung, die man in Schendi aber nicht offen äußern darf. Der Beweis hierfür scheint zu sein, daß die schwarzen Sklavenhändler alle Schiffe, die Schendi anlaufen oder verlassen, von ihren Räubereien ausnehmen. Sie arbeiten im allgemeinen weiter im Norden und betrachten Schendi als Heimathafen.

Das Schiff, auf dem ich mich befand, war das Frachtschiff *Wolke von Telnus*, in Cos registriert, doch mit Schiffsdokumenten, die ihm das Anlaufen von Schendi-Gewässern gestatteten. An der breitesten Stelle maß das Schiff etwa zwanzig Fuß und war insgesamt hundertundzwanzig Fuß lang. Es verfügte über zwei Masten mit stehender Takelage. Zugleich war es mit Rudern ausgerüstet, die aber vorwiegend nur im Hafengebiet verwendet wurden.

Das Rundschiff verläßt sich im Gegensatz zum Langschiff oder Kriegsschiff in erster Linie auf seine Segel. Die *Wolke von Telnus* galt als mittelgroßes Schiff. Die tiefen Laderäume konnten mehrere Tonnen aufnehmen. Abgesehen von den elenden Verhältnissen im Laderaum hielt ich es für ein schönes Schiff, das unter vollen Segeln ein besonders anmutiges Bild bot.

Telnus, unser Ziel, ist die Hauptstadt der Insel Cos, eines der beiden größten See-Ubarate auf dem Planeten. Cos liegt nördlich von Tyros und westlich von Port Kar, einer Stadt, die sich im Tamber-Golf befindet, un-

mittelbar südlich vom Voskdelta. Auf Cos gibt es vier große Städte – Telnus, Salnar, Temos und Jad. Telnus ist die größte und verfügt über den besten Hafen. Der Ubar von Cos ist Lurius aus der Stadt Jad. Die Hauptstadt Tyros', des anderen großen Meeresubarats, ist Trentium. Der hier herrschende Ubar heißt Chendar. Er stammt aus Kasra und wird überall der Meeressleen genannt. Vor einigen Jahren legten Tyros und Cos zum Kampf gegen Port Kar ihre Flotten zusammen, wurden aber in einer großen Seeschlacht geschlagen. Port Kar fehlte es später an Macht und Schiffsraum, um nach diesem Sieg durchzugreifen; so befanden sich Cos und Tyros nach wie vor im Kriegszustand mit Port Kar.

Das Deck unter meinen Knien fühlte sich weich und glatt an. Die Planken waren mit Deckssteinen abgeschabt, dann gewässert und erneut geschrubbt worden. Für diese Arbeit waren die Mädchen aus den Deckskäfigen zuständig.

Ich starrte auf das Meer hinaus. Der Himmel war hell.

Ich hörte den Mann im Ausguck rufen, der sich auf dem höheren, dem hinteren der beiden Mäste befand. Er meldete ein Segel und seine Position. Von Deck aus war nichts zu erkennen. Männer eilten zur linken Seite des Schiffes, einige stiegen in die Wanten. Der Kapitän gab Befehle.

Die beiden Männer an den Hecksteuerrudern ließen das Schiff nach rechts schwingen.

Männer eilten zu den Bänken und ließen Ruder durch die Öffnungen in der Schiffsflanke gleiten; die Ruder setzten sich im Gleichtakt in Bewegung.

Männer rannten herum. Einige kümmerten sich um die Takelage. Andere banden lose Gegenstände an Deck fest. Waffen wurden ausgegeben; Sand und Wasser bereitgestellt. Luken wurden geschlossen und gesichert.

Mir war bekannt, daß viele Schiffe das Thassa befuhr-

ren, darunter auch Piratenschiffe. Man hatte mir erzählt, daß sich Cos und Ar wegen der Voskpiraten im Kriegszustand befänden. Ar aber besaß keine Marine, allenfalls eine Flotte von Flußschiffen, die den Vosk bewachten. Das fremde Schiff konnte natürlich aus Port Kar oder einem der nördlichen Häfen kommen, vielleicht sogar aus Torvaldsland.

»Schafft die Sklavinnen unter Deck!« rief ein Offizier.

Ich und die anderen Mädchen, die gleichzeitig mit mir an Deck verweilen durften, wurden an den Armen gepackt und über das Deck gezerrt. Die Luke zum Laderaum wurde aufgerissen. Zu meinem Entsetzen sah ich, wie meine Leidensgenossinnen einfach die Leiter hinabgestoßen wurden. Meine Proteste nützten nichts – ich wurde ebenfalls in die Öffnung gestoßen und stürzte in die Tiefe. »Nein!« schrien andere Stimmen über uns, aber den Mädchen aus den Deckskäfigen erging es nicht besser. Sie wurden ebenfalls zur Luke gezerrt und in den Laderaum verbannt.

»Was für ein Geruch!« rief eine und rümpfte die Nase. Aber schon erhielt sie einen Stoß und landete am Fuß der Leiter. Zwanzig Mädchen kamen auf diese Weise zu uns in den Laderaum. Dann wurde die schwere Luke verschlossen und verriegelt.

Die Tür wurde aufgestoßen.

Mehrere Männer standen auf der Schwelle. Einer hielt eine winzige Lampe.

Der Raum war lang und breit und besaß eine niedrige Decke, die von zahlreichen eckigen Holzpfeilern gestützt wurde. Wände und Boden waren aus Stein. Vermutlich handelte es sich um das Untergeschoß eines Lagerhauses in Hafennähe. Ich wußte es nicht. Man hatte mich gefesselt und geknebelt in einem Sack hierhergebracht, auf direktem Wege von Bord des Piratenschiffes.

Ich lag nun schon etwa vier Tage in diesem Raum in einer mir unbekannten Stadt.

Die Männer traten ein.

Mit angezogenen Beinen saß ich auf einer Strohmatte. Meine Ketten wogen schwer. Links und rechts von mir waren vierzig oder fünfzig weitere Mädchen angekettet, ebensoviele auf der anderen Seite des Raums. Es roch nach Schweiß und feuchtem Stroh. Das Licht der winzigen Lampe kam mir außerordentlich hell vor.

Einer der Männer, eine Gestalt in Helm und Umhang, die mit vier Begleitern gekommen war, wandte sich jetzt an den Lampenträger, einen dicken Mann im Weißgold der Kaufmannskaste. »Welche Mädchen stammen von der *Wolke von Telnus*?«

»Natürlich keine, edler Herr«, antwortete der Kaufmann.

»Es ist allgemein bekannt«, erwiderte der große Mann, der offenbar über die anderen das Kommando führte, »daß du mit Sklaven vom schwarzen Markt handelst.«

»Ich doch nicht!« rief der Dicke.

Der Behelmte musterte sein Gegenüber drohend.

»Vielleicht können sich die edlen Herren mit Gold zufriedengeben«, sagte der Kaufmann. »Viel Gold?«

Der große Mann streckte die Hand aus.

Der Dicke legte etliche Goldstücke hinein. »Das ist mehr als die doppelte Gebühr«, stellte er fest.

Der große Mann ließ das Gold in seinem Gürtelbeutel verschwinden. »Welche Mädchen hier im Raum stammen von der *Wolke von Telnus*?«

Der dicke Mann zitterte. »Zwei«, flüsterte er.

»Zeig sie mir«, befahl der Wortführer.

Der dicke Mann führte seine Besucher zu mir und einem brünetten Mädchen, das neben mir angekettet war; es hatte sich in einem Deckskäfig befunden und daher auf seinen Haarschmuck nicht verzichten müssen. Es trug das normale Kajirabrandzeichen.

»Kommt ihr beide von der *Wolke von Telnus*?« fragte uns der große Mann.

»Ja, Herr«, gaben wir Auskunft.

Gereizt beugte der Mann sich zu uns nieder. Einer seiner Begleiter trug die grüne Kleidung eines Arztes. Er musterte uns ganz intensiv.

»Laß die Lampe hier und zieh dich zurück«, sagte der große Fremde zu dem Händler. »Und gib uns die Schlüssel zu den Ketten.«

Furchtsam gehorchte der Kaufmann und verließ den Raum.

Die Männer hockten sich um das brünette Mädchen. Ich hörte, wie einer ihrer Armreifen aufgeschlossen wurde.

»Wir müssen feststellen, ob du die Pocken hast«, sagte der Arzt. Das Mädchen stieß einen Entsetzensschrei aus. Ich hoffte, daß niemand an Bord der *Wolke von Telnus* diese Krankheit gehabt hatte. Sie wird durch Läusebiß übertragen. Vor etwa vier Jahren waren die Pocken in Bazi ausgebrochen, woraufhin dieser Hafen zwei Jahre lang geschlossen gewesen war.

»Sie ist es nicht«, sagte der Arzt.

»Habe ich keine Pocken, Herr?« fragte das Mädchen neben mir.

»Nein«, antwortete der Arzt unwillig.

Der große Fremde kettete das andere Mädchen wieder an, und die Männer wandten sich mir zu. Ich drückte mich an die Wand. Mein linkes Handgelenk wurde aus der Fessel genommen, und der große Mann zog meinen Arm gerade und drehte ihn herum.

Plötzlich erkannte ich, daß es diesen Männern gar nicht um die Pocken ging, die zuletzt vor zwei Jahren in Bazi aufgetreten waren.

Der Arzt befeuchtete meinen Arm mit einer farblosen Flüssigkeit. Zu meiner Verblüffung und zur Freude der Männer erschien plötzlich wie durch Zauberhand ein Satz in winzigen säuberlich gemalten hellroten Buchstaben. Die Schrift befand sich auf der Innenseite meines Ellenbogens. Ich wußte, was die Worte bedeuteten, denn Lady Elicia aus Ar hatte es mir gesagt. Es handelte sich um einen ganz einfachen Satz: »Dies ist sie.« Die Buchstaben waren mit einem winzigen Pinsel auf meine Haut gemalt worden, ebenfalls mit farbloser Flüssigkeit. Ich hatte die Feuchtigkeit auf meiner Haut gesehen, hatte verfolgt, wie die Flüssigkeit abgetrocknet war. Mit Hilfe des Mittels war die Schrift nun wieder deutlich hervorgetreten. Sekunden später goß der Arzt ein anderes Mittel auf einen Reptuchballen und löschte die Schrift damit ebenso schnell wieder aus. Anschließend wurde das erste Mittel noch einmal ausprobiert, um ganz sicher zu gehen, daß die Schrift auch wirklich gelöscht war. Es gab keine Reaktion. Die chemische Kennzeichnung für die Agenten, mit denen Lady Elicia zu tun hatte, war verschwunden. Anschließend reinigte der Arzt mit der anderen Flüssigkeit meinen ganzen Arm.

Die Männer sahen sich an und lächelten.

Mein linkes Handgelenk wurde wieder angekettet.

»Habe ich die Pocken, Herr?« fragte ich.

»Nein«, sagte der Arzt.

Der große Mann richtete sich auf. »Du bist Narla«, sagte er zu dem Mädchen neben mir.

»Ja, Herr.«

»Und du Yata«, fuhr er fort und drehte sich zu mir um.

»Ja, Herr«, sagte ich hastig.

Der Fremde nahm einen Markierungsstift aus der Tasche und schrieb uns etwas auf die Schultern. Ich vermutete, daß es sich um die neuen Namen handelte, die er uns eben gegeben hatte.

Anschließend begab sich die Gruppe zum Ausgang, wo bereits der dicke Kaufmann wartete.

»Solche Dinge sind in Telnus strafbar«, stellte der große Fremde fest.

»Gnade, ihr Herren!« jammerte der Händler.

»Hast du mehr Gold?«

»Ja, ja, ihr Herren!«

Und schon schloß sich die Tür hinter der Gruppe, und wir Mädchen blieben in der Dunkelheit zurück. Ich spürte das Ziehen an der Schulter, wo die Tinte des Markierungsstifts trocknete. Vermutlich stand dort mein neuer Name – Yata.

»Wie heißt du?« wandte sich der Mann an das brünette Mädchen.

»Narla«, antwortete es. »Wenn es dem Herrn gefällt.«

»Ja«, sagte dieser. »Und du?« wandte er sich an mich.

»Yata, wenn es dem Herrn gefällt.«

»Ja.«

»Ich habe die beiden von dem angesehenen Sklavenhändler Alexander aus Teletus gekauft«, schaltete sich der Kaufmann ein. »Leider sind die Papiere unterwegs verlorengegangen.«

»Ich nehme beide«, sagte der Mann. Wegen des Preises ließ er es zu keinen Diskussionen kommen. Nach kurzer Zeit standen Narla und ich im Korridor vor dem langen niedrigen Raum. Wir trugen Lederkragen, an denen eine Leine befestigt war.

»Ist es ein langer Weg bis Telnus, Herr?« fragte ich.

»Du kleiner Dummkopf – du bist in Telnus!«

»Warum hast du uns gekauft, Herr?«

»Ihr sollt in meinem Lokal als Pagamädchen arbeiten.«

Narla stöhnte auf.

Ich lächelte. »Und wie heißt dein Lokal, wenn deine Sklavin das fragen darf?«

»Es ist das beste in ganz Telnus, das ›Chatka und Curla‹«, sagte er.

»Vielen Dank, Herr.«

Gleich darauf setzten wir uns in Marsch. Ich war in Telnus.

Das Tablett hoch über dem Kopf, bewegte ich mich vorsichtig zwischen den Tischen.

Das ›Chatka und Curla‹ ist eine große Pagataverne, die sich über vier Etagen erstreckt: ein offener, mit Holzdielen ausgelegter Hof, eine darum angeordnete, etwa zwanzig Fuß tiefe Empore und darüber zwei ganz herumführende Balkone, die etwa je zehn Fuß tief sind.

Es war viel los an diesem Abend.

Wagenlaternen, die mit rotem Glas verkleidet waren, spendeten ein dämmriges Licht.

Die Gäste waren in bester Stimmung.

Ich war unterwegs zum oberen Balkon; auf den Rampen stieß ich gegen andere Mädchen und Gäste, die sich hier drängelten. Ich konzentrierte mich auf das Tablett, das ich nicht fallen lassen durfte. Es gab viele Mädchen im ›Chatka und Curla‹, über hundert. Vorsichtig stieg ich die Holzrampe empor, auf der sich in etwa zwanzig Zoll Abstand Erhebungen befanden, die den Fuß stützen sollten.

In einer der Nischen schrie ein Mädchen.

Die rote Schnur, die Curla, lag eng um meine Taille, der Knoten, der sich mit einem Ruck öffnen ließ, auf der linken Hüfte. Die Chatka, ein etwa sechs Zoll und fünf Fuß langer Lederstreifen, lag vorn über der Curla, zog sich zwischen den Beinen hindurch und war hinten über der Curla befestigt; auf diese Weise war das Brandzeichen einer Sklavin stets deutlich zu sehen – und so manches andere auch. Oben trug ich eine kurze ärmellose Weste aus schwarzem Leder, die Kalmak.

In diesem Augenblick blieb ein Gast vor mir stehen und fuhr mit der Hand in meine Weste, während er mich küßte.

»Kleine Schönheit«, sagte er.

»Es wäre schön, wenn ich dich später in einer Nische erfreuen dürfte«, sagte ich – ein Satz, der uns beigebracht worden war.

»Später«, antwortete er.

»Ja, Herr«, erwiderte ich und setzte meinen Weg fort.

Außer Curla, Chatka und Kalmak trug ich Glöckchen am Bein und einen schwarzen emailleverzierten turischen Halskragen.

Mein Haar hatte wieder zu wachsen begonnen, war aber noch ziemlich kurz; zum Schutz trug ich eine breite Koora, ein Kopftuch, das den größten Teil der Stoppeln verdeckte.

Als Narla und ich in das Lokal gebracht wurden, stand als erstes ein gründliches Bad auf dem Programm, das uns von Schmutz und Läusen befreien sollte. Selten habe ich ein Bad so genossen.

»Paga!« rief ein Mann.

»Ich sage einem anderen Mädchen Bescheid, Herr«, rief ich im Vorbeigehen. Ich war unterwegs zum zweiten Balkon.

Auf der Rampe kam mir Narla entgegen. Ich gab ihr die Bestellung weiter.

Gleich darauf erreichte ich mein Ziel. Ich kniete vor dem Tisch auf dem zweiten Balkon nieder, stellte das Tablett auf dem Boden ab und arrangierte Fleisch und Käse auf dem Tisch, dazu Saucen und Früchte, Weine und Nüsse.

»Wünschen die Herren noch etwas von Yata?« fragte ich.

»Laß uns allein, Sklavin«, antwortete die freie Frau, die mit ihrer Eskorte am Tisch saß. Manchmal suchten freie Frauen die Taverne auf. Ihre Stimme klang nicht besonders freundlich.

»Ja, Herrin«, flüsterte ich, nahm das Tablett und zog mich mit gesenktem Kopf zurück.

Freie Frauen kamen manchmal in Begleitung in die

Taverne. Ohne sie wären die Männer ihrer Eskorte sicher nicht abgeneigt gewesen, sich näher mit Yata zu befassen.

Ich trat an das Balkongeländer und blickte nach unten. Ich befand mich gut fünfundzwanzig Fuß über dem Holzboden des Innenhofes.

Gäste kamen und gingen. Ich stand auf dem höchsten Balkon, das Tablett unter dem Arm, und betrachtete die Szene.

Man hatte immer noch nicht Kontakt mit mir aufgenommen. Ich wußte nicht, warum. Nach außen hin war ich ein unwichtiges Pagamädchen, weiter nichts. Ich bediente die Gäste wie alle anderen.

Ich ließ meinen Blick über die Einrichtung der Taverne gleiten, die an die Ebenen Turias erinnern sollte, an die Länder der Wagnvölker. Bilder zeigten Jagdszenen, Überfälle auf Karawanen, die Unterwerfung von Mädchen. Hier bewegten sich riesige Boskherden über die Ebene, dort war eine lange Wagenkolonne der ungezähmten Nomaden zu sehen. Ein Bild zeigte die Mauern und Türme Turias und etliche Reiter der Wagnvölker, die auf die Stadt blickten. Kleidung und Kostüme der Pagamädchen war den Gewändern der Sklavinnen nachempfunden, die den Lanzenreitern auf dem Rücken der seidigen Kaiila dienten. Diese Kleidung gab keinem Mädchen Gelegenheit, eine Waffe zu verbergen, geschweige denn ihre Reize.

Unter mir im Hof begannen zwei Männer miteinander zu raufen. Offenbar waren sie sich nicht einig, wer das Vorrecht auf eine Sklavin hatte. Das Mädchen, eine hübsche kleine Blonde aus Teletus, wich erschrocken zurück. Aurelion, Besitzer des ›Chatka und Curla‹, gab seinem Rausschmeißer Strabo ein Zeichen. Dieser warf sich zwischen die beiden Kampfhähne. Diese aber stürzten sich nun auf ihn. Ich hörte Stoff reißen. Ein anderer Mann, der in der Taverne alle möglichen Arbeiten verrichtete – ähnlich wie Bran Loort im ›Glocken-

kragen« von Ar –, stürzte sich in den Kampf. Zwei weitere Gäste machten mit.

»Ein Kampf!« riefen andere Gäste. Ein Mädchen schrie auf.

Zu Anfang meiner Tätigkeit als Pagasklavin hatte ich überlegt, ob ein solches Durcheinander nicht Gelegenheit bot, aus der Taverne zu fliehen. Aber das war eine Illusion. Die meisten Lokale sind zwar offen und unbewacht, doch sollte ein Mädchen wirklich fliehen können, besteht kaum eine Chance, daß sie frei bleibt. Sie trägt einen Kragen und befindet sich in einer Gesellschaft, die sie dem Eigentümer prompt zurückgibt, wenn der Finder es nicht vorzieht, sie selbst zu behalten. Flucht ist kein realistischer Ausweg für eine Sklavin auf Gor. So kommt es, daß Sklavinnen oft ohne Aufsicht in die Stadt geschickt werden, um Aufträge zu erledigen. Sie kehren zu ihren Herren zurück, weil es für sie kein anderes Ziel gibt.

Das »Chatka und Curla« allerdings war nicht unbewacht. Hier war es den Sklavinnen nicht erlaubt, mal einen Augenblick ins Freie zu treten und Luft zu schnappen. Das Lokal verfügte über doppelte Eisentore, die nur die Freien nach Belieben passieren können. Ein weiterer Aspekt, der die Sklavinnen von der Flucht abhält, sind natürlich die schweren Strafen.

In diesem Augenblick spürte ich eine feste Hand an meinem linken Arm.

»Herr«, sagte ich.

Es war der Mann, der mich auf der Rampe angehalten und geküßt hatte. Es mißfiel mir nicht, von ihm beansprucht zu werden.

»Komm in die Nische«, sagte er.

Ich legte das Tablett auf ein Gestell. Der Kampf unten ging weiter. Der Mann zog mich zur Rückwand des oberen Balkons. Von unten war Gebrüll zu hören. Weitere Männer hatten in den Kampf eingegriffen. Auf Aurelions Befehl begannen die Musiker zu spielen, um

die Menge zu beruhigen. Vermutlich war eine Tänzerin zwischen die Tische geschickt worden. Die Ablenkung schien aber nicht zu wirken. Ich hörte Glas splittern.

»Hier«, sagte der Mann und deutete auf eine Wandöffnung.

Er ließ mich los und trat hinter mich. Ich erstieg die fünf Stufen, die zu der Nische führten, und kroch hinein.

Dabei fiel mir ein, daß niemand von den Umstehenden bemerkt hatte, wie er mich fortgeführt hatte. Alle Anwesenden verfolgten den Kampf unten im Lokal.

Ich kroch in den hinteren Teil der Nische und drehte mich um. Er wandte mir den Rücken zu und schnallte den Ledervorhang zu, damit wir nicht gestört wurden.

Dann gab er mir Zeichen, meine Kleidung auszuziehen. Anschließend winkte er mich heran und ließ mich mit dem Rücken zu sich hinhocken. Ich gehorchte.

Er fesselte mir die Hände auf dem Rücken. Welch ein seltsames Gehabe. Aber wir waren Perversionen gewöhnt.

»Bleib ruhig sitzen«, befahl er.

Ich hörte, wie er etwas aus einer Tunika zog. Plötzlich spürte ich den Knebel im Mund, und schon stülpte er mir eine graue Sklavenhaube über den Kopf und band sie unter dem Kinn zu. Er ließ mich zur Seite sinken und schob meine Füße in einen Sklavensack, den er an meinem Körper hochzog und über meinem Kopf schloß.

Zu meiner Verblüffung hörte ich dann eine Tür gehen. Offensichtlich befand sie sich hinter den Wandbehängen an der Rückseite der Nische. Ich wurde durch die Öffnung geschoben und dann in dem Sack einen Korridor entlanggezerrt. Schließlich warf sich der Mann die Last mühelos über die Schulter und begann eine Treppe hinabzusteigen.

Ich wand mich im Sack, vergeblich. Der Bursche war sehr kräftig.

Ich kniete, spürte Hände, die meine Fuß- und Handfesseln lösten.

Die Sklavenhaube wurde aufgemacht und mir vom Kopf gezogen. Ich konnte wieder sehen. Zwei Männer hockten neben mir, zwei weitere standen in der Nähe. Die Männer links und rechts von mir faßten mich an den Handgelenken, zerrten mich hoch und führten mich auf eine große weiße Tür zu.

Zwei behelmte Wächter bewachten den Durchgang. Zu beiden Seiten des Tors hingen Schilde und gekreuzte Speere.

Ich hatte große Angst, wußte ich doch, daß dies die Männer sein mußten, die mit Lady Elicia aus Ar verschworen waren. Sie meinten, daß ich eine Nachricht für sie hatte, was aber nicht zutraf. Sie würden enttäuscht sein. Goreanische Männer haben keine große Geduld mit Sklavinnen, die ihnen mißfallen. Ich wollte nicht entstellt oder gefoltert oder gar getötet werden! Ich war unschuldig! Ich wollte meine Unschuld beteuern! Vielleicht gaben sie sich dann damit zufrieden, mich nur auszupeitschen.

Die Türen wurden aufgestoßen. Vor mir erstreckte sich ein wunderbar ausgestatteter Raum, der palastartige Dimensionen hatte. Purpurschimmernde Kacheln bedeckten den Boden. Hohe weiße Säulen standen vor goldenen Wandbehängen. Ich wurde zu einer Empore geführt, auf der ein korpulenter Mann saß, eine wahrhaft massige Gestalt, die sich auf Kissen stützte. Er trug weiße weinbefleckte Roben, unter denen sich seine unförmigen Fettpolster abzeichneten. Das Gesicht war schwabbelig, die Stirn hoch. Auf dem Kopf trug er eine Krone aus Weinlaub – die berühmten

Trauben der Cos-Berge. Ich spürte in diesem Mann Intelligenz, Eitelkeit, Reichtum, Grausamkeit und Macht.

Vor der Empore stand ein niedriger Tisch. Auf diesem Tisch lagen Schnüre und in kleinen Schalen einfache Sklavenperlen in vielen Farben.

Ich betrachtete den niedrigen Holztisch und die Kugeln in den winzigen Schalen und begann zu zittern. Mir wollte scheinen, als hätte ich schon einmal hier oder an einem ähnlichen Ort gekniet – in einem Traum, der mich vor langer Zeit in Tabukfurt gequält hatte. Ich fragte mich, ob ich wirklich schon einmal in einem solchen Palast gewesen war, so real war mir der Traum vorgekommen. Jedenfalls bestand eine unheimliche Ähnlichkeit zwischen der Umgebung aus meinem Traum und der Wirklichkeit.

Eine Sklavenpeitsche wurde mir vor das Gesicht gehalten.

Entsetzen durchfuhr mich. Genauso war es im Traum gewesen!

»Was bist du?« hatte eine Stimme im Traum gefragt.

»Was bist du?« fragte jetzt der unförmige Mann.

»Eine Sklavin, Herr«, antwortete ich.

Es drängte mich hinauszuschreien, daß ich nichts von einer Nachricht wüßte, daß ich keine Ahnung hätte, was man von mir wollte.

»Du weißt, daß du gehorchen mußt?« fuhr die Stimme fort.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

Ich zitterte. Genau dieselben Worte waren in meinem Traum gesprochen worden, den ich allerdings nicht für prophetisch hielt. Vielmehr hatte ich den Eindruck, daß der Traum mich an eine Art Ritual erinnerte, das mit mir einstudiert worden war.

»Wer befiehlt über mich?« fragte ich. Ich hatte plötzlich Hochachtung vor dem Unbekannten, der den Dialog entworfen hatte. Meine letzte Frage entsprach so wenig dem Naturell einer Sklavin, daß ich mich da-

durch dem Fremden eindeutig identifiziert hatte. Er blickte auf einen seiner Leutnants.

Der dicke Mann drehte den Kopf wieder in meine Richtung und rutschte auf seinem Thron hin und her.

»Du erhältst deine Befehle von Belisarius, Sklavin«, erwiderte er. Ich wußte nicht, ob das sein richtiger Name war oder ein Losungswort für die Kontaktaufnahme. Jedenfalls war mir bewußt, daß ich hier die Kontaktperson vor mir hatte – das Individuum, dem ich jene Nachricht übermitteln sollte, die ich angeblich bei mir trug.

Die kleinen, von Fettwülsten umgebenen Augen musterten mich lauernd.

»Wie lauten die Befehle, Belisarius', meines Herrn?« fragte ich, ohne zu überlegen.

Ich hörte meine eigene Stimme kaum.

»Ganz einfach«, sagte die Stimme. »Mach mir aus den Perlen ein Halsband.«

»Ja, Herr.«

Ein seltsam träumerisches Gefühl überkam mich plötzlich. Ich wußte, was ich tat; trotzdem hatte ich den Eindruck, als folge ich einer vorher genau festgelegten Weisung.

Es war fast, als bewegte ich mich in Trance.

Ich griff nach den Schnüren auf dem Tisch und streckte die Hände nach den winzigen Perlen aus.

Ich weiß nicht, warum ich zuerst eine gelbe Holzkugel wählte – doch ich tat es. Dann nahm ich eine blaue und eine rote, dann wieder eine gelbe. Ich begann die Perlen auf die Schnur zu fädeln. Am Ende knotete ich die Schnur zusammen und hielt Belisarius das Halsband hin. Einer seiner Männer griff vorsichtig danach und reichte ihm mein Werk. Er legte es vor sich hin.

Ich schüttelte den Kopf. Sobald mir das Halsband abgenommen war, kehrte mein natürliches Bewußtsein zurück. Mir war, als erwachte ich aus einem Alptraum.

Das Programm, das in mir geruht hatte, war abgelaufen.

Ich sah, wie Belisarius die vor ihm liegenden Perlen eingehend betrachtete. Ich hatte dieselbe Farbreihenfolge mehrfach geschaffen, damit das Halsband komplett wurde. Es war ein langes Band, wie es von Sklavinnen getragen wird, mindestens zweimal locker um den Hals geschlungen. Es schien sich von vielen tausend anderen Halsbändern, die ich auf Gor schon gesehen hatte, nicht im geringsten zu unterscheiden.

Belisarius starrte nicht lange darauf. Plötzlich schlug er mit der schweren Faust auf die Plattform. »Endlich!« sagte er. »Endlich!«

Die Männer seines Gefolges fragten nicht, was ihm denn das Halsband verraten hatte, ebensowenig lieferte Belisarius eine Erklärung.

Ich spürte ein Messer am Hals. »Sollen wir sie töten?« fragte ein Mann hinter mir.

»Nein«, entschied Belisarius. »Die Nachricht hat ihren Empfänger erreicht.«

»Wenn sie nun in falsche Hände fiele?«

»Das würde nichts machen«, sagte Belisarius und musterte mich. »Sklavin, mach uns dasselbe Halsband noch einmal!« befahl er.

Ich begann zu zittern, wußte ich doch sofort, daß ich das nicht konnte. An die Reihenfolge der Sklavenperlen erinnerte ich mich nicht mehr.

»Ich kann es nicht, Herr«, sagte ich. »Bitte töte mich nicht.«

»Selbst wenn sie das Halsband noch einmal machen könnte«, erläuterte Belisarius, »wären doch die Symbole unverständlich, und selbst wenn sie verstanden werden könnten, wären sie ohne Bedeutung für andere.« Er lachte. »Und selbst wenn ihre Bedeutung sich enträtseln ließe, wäre es zu spät für unsere Feinde. Sie begriffen in diesem Augenblick lediglich die Gefahr, in der sie sich befänden.

Das Messer entfernte sich von meinem Hals.

»Außerdem«, fuhr Belisarius fort, »wünscht sich die Lady Elicia das hübsche kleine Ding zur Leibsklavin.«

»Lady Elicia«, sagte einer der Männer, »würde sich in einem Sklavenkragen auch nicht schlecht machen.«

Die Männer lachten.

»Vielleicht später«, meinte Belisarius, »wenn auch sie ihren Zweck erfüllt hat.«

Die Männer lachten.

Eine Ahn vor der Mittagsstunde wanderte ich über die Piers von Telnus. Etwa zwei Pasang entfernt sah ich die großen Hafentore. Der Hafen war voller Schiffe verschiedener Typen. Zwischen den Planken zu meinen Füßen sah ich von Zeit zu Zeit das Wasser aufblitzen. Dort unten waren an den Pfosten zahlreiche kleine Boote festgemacht. Männer kamen und gingen; sie kamen von den Schiffen und legten hier an oder bestiegen ihre kleinen Ruderboote, um zu den Schiffen zurückzufahren. An anderen Stellen wurde Fracht gelöscht oder geladen. Ich passierte den Sitz des Pierprätors mit seinen beiden Schriftgelehrten. Seine Aufgabe war es, Auseinandersetzungen zu schlichten, die es an den Kais immer gab. Dabei konnte er sich auf vier Wächter stützen.

Sie grinsten mich nun an, und ich lächelte zurück. Allerdings durfte ich sie nicht zu sehr reizen, denn sie waren im Dienst. Meine Aufgabe war es, Kunden für das ›Chatka und Curla‹ einzufangen.

Nachdem ich Belisarius seine kostbare Nachricht abgeliefert hatte, war ich in die Taverne zurückgebracht worden – mit Haube und Sklavensack. Man hatte mich wieder in der Nische abgesetzt. Dort hatte mich der Mann aus dem Sack geholt und mir Fesseln und Knebel abgenommen. Dann hatte er den Vorhang aufgeknöpft und war gegangen, als hätte er ein ganz normales Schäferstündchen mit mir verbracht.

Ich blieb allein zurück. Ich zog das Tavernenkostüm wieder an. Dann blickte ich hinter den Vorhang an der Rückwand und entdeckte dort eine solide Eisentür. Vorsichtig legte ich die Fingerspitzen auf die Klinke und drückte. Die Tür war abgeschlossen. Ich ließ den

Wandvorhang herabfallen, der die Tür völlig verdeckte. Selbst wenn die Tür offen gewesen wäre, hätte ich nicht gewagt, hindurchzutreten. Zu streng sind die Strafen für eine Sklavin, die an einem Ort angetroffen wird, an dem sie sich nicht aufhalten darf.

»Paga!« rief ein Mann, und ich war losgeeilt, um ihn zu bedienen.

Nachdem ich die Nachricht abgeliefert hatte, wurde ich im »Chatka und Curla« nicht mehr ganz so streng abgeschirmt. Zuweilen wurde mir nun auch gestattet, vor den stark frequentierten Stunden durch die Stadt zu wandern und Kunden zu werben. Ich trug den Glockenkragen und einen Fetzen schwarze Seide, auf der in gelber Schrift die Worte standen: »Ich bin Yata und im Chatka und Curla zu haben.« Narla hatte mir den Text vorgelesen.

Ich sah mich zwischen den aufgestapelten Ballen und Kisten um. Die Männer, die hier arbeiteten, sprach ich nicht an. Die Vorarbeiter hatten es nicht gern, wenn ihre Leute von Sklavinnen abgelenkt wurden. Schon mehr als einmal war ich handgreiflich aus der Nähe von Arbeiterkolonnen vertrieben worden.

Ich hockte mich auf einen Stapel Kisten und sah mich um. Der Geruch des Salzwassers, der Anblick der Möwen, das Geschrei der Männer – das alles gefiel mir. Ich trug einen Sklavenkragen, aber in diesem Augenblick war ich nicht unglücklich.

Als ich vor einigen Wochen das erstmal in den Hafen geschickt wurde, hatte ich noch eine Fessel tragen müssen und war von anderen Mädchen begleitet worden. Inzwischen durfte ich mich frei bewegen. Doch ich vergaß keinen Augenblick, daß ich eine Sklavin war.

Das Rasseln von Ketten ertönte, gefolgt von Peitschenknallen. Unter mir erblickte ich eine Reihe von Gefangenen, Männer aus Ar, die man am Voskfluß gefangengenommen hatte. Es waren etwa zwanzig.

»Beeilt euch, ihr Sleen!« brüllte der Peitschenherr, dem fünf Wächter zur Seite standen. Sie hatten die Aufgabe, die Gefangenen in ein Lager zu bringen, von wo sie als Rudersklaven auf Handelsschiffe des Ubarrats Cos kommen würden. Kriegsschiffe wurden raffinierterweise nur mit freien Ruderern bemannt.

Als ich an ihr Schicksal dachte, erfüllte mich Angst. Dann aber mußte ich daran denken, daß sie ja aus Ar stammten. Ein Mann aus Ar hatte mir einmal übel mitgespielt. Das durfte ich nicht vergessen. Trotzdem taten mir die Gefangenen leid.

Schließlich sprang ich von meinem Kistenstapel und setzte mich in Bewegung. Aurelion aus Cos würde sich nicht gerade freuen, wenn ich keinen Kunden für das »Chatka und Curla« mitbrachte.

Ich sah mich um. Weiter unten am Kai näherte sich ein Langschiff seiner Anlegestelle. Das Lateinersegel an dem langen, schrägen Baum war bereits gerefft. Es war ein Kriegsschiff aus Cos. Mädchen aus anderen Tavernen liefen hinüber, und ich schloß mich an.

Schließlich kniete ich mit sieben oder acht Mädchen in einer Reihe. Wir priesen die Vorteile unserer Lokale. Doch als die Männer von Bord gegangen waren, beladen mit Seesäcken und Waffen, war vor mir niemand stehengeblieben.

Zögernd richtete ich mich auf und blickte in die Runde. An Bord waren nur noch wenige Mann und einige Offiziere. Ich wandte mich ab.

Zwei Männer kamen vorbei; ihr Karren war turmhoch mit Fellen des Meeressleen beladen. Ein in der Nähe lagernder Ballen verströmte einen würzigen Geruch. Ein weiterer Mann kam vorbei; auf seiner Schulter lag eine lange Stange, an der Dutzende von Cos-Aalen hingen.

Die Mittagsstunde rückte heran, und ich hatte noch keinen Gast für die Taverne gewonnen. Bald war es Zeit zur Rückkehr. Allmählich wurde ich nervös.

Ich hob meine Seidentunika ein wenig und stellte mich einem Seemann in den Weg. »Du kannst mich haben im ›Chatka und Curla‹, Herr«, sagte ich, doch er schob mich nur beiseite.

Ich richtete mich auf. Der große gelbe Schild an dem hohen Mast im Hafen sank bereits wieder herab, und in seiner Nähe brannte ein Feuer; weißer Rauch stieg auf. Wenn der Schild den höchsten Punkt des Masts erreicht und wieder absinkt, ist die zehnte Stunde vorbei, die goreanische Mittagsstunde. Zur zwanzigsten Stunde, der goreanischen Mitternacht, wird an dieser Stelle ein Feuer angezündet. Symbole dieser Art dienen zur Synchronisation der Chronometer im Hafen.

Heute würde ich wohl keinen Erfolg mehr haben. Es wurde Zeit, in die Taverne zurückzukehren.

Verblüfft blieb ich stehen. Dann trat ich hinter eine große Kiste. Er war noch weit entfernt, doch ich war sicher, daß mir meine Augen keinen Streich spielten. Ich begann schneller zu atmen. Mein Herz schlug mir bis in den Hals.

Das war doch nicht möglich! Aber er war es!

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Im ersten Augenblick spürte ich eine unglaubliche Woge der Liebe und Freude in mir. Mich erfüllte Wonne, wie sie nur eine Sklavin zu empfinden vermag. Er näherte sich auf der Pier in der Verkleidung eines Seemannes; ein schwerer Sack lag über seiner Schulter. Ich wollte auf ihn zulaufen, ihm zurufen, mich zu seinen Füßen hinwerfen.

Aber dann überkamen mich Zweifel. Vielleicht hatte ich mich doch geirrt! So etwas war doch nicht möglich! Noch eben hatte ich an ihn gedacht!

Ich beobachtete ihn und war meiner Sache plötzlich wieder sicher. Er blieb stehen, um einem Hausierer einen Kuchen abzukaufen. Er war es!

Mein Herr Clitus Vitellius aus Ar!

»Oh Herr!« wollte ich rufen. »Ich liebe dich! Ich liebe dich, Herr!«

Dann sah ich, wie er ein Pagamädchen anblickte, das vor ihm posierte und sich drehte.

Er schickte die Dirne fort, doch ich hatte seinen Blick bemerkt, den Blick eines Kriegers, eines Sklavenherrn.

Clitus Vitellius aus Ar hatte mich auf diesem Planeten zur Sklavin gemacht. Er hatte mir das Brandzeichen ins Fleisch gedrückt, er hatte mich unterworfen, hatte mich zu einer Hure gemacht. Und schließlich hatte er mich von sich gestoßen, mich an einen Bauern verschenkt.

Ein kühner Plan, ein schrecklicher Plan entstand in meinem Kopf. Ich atmete tief ein. Er sollte erfahren, daß die Rache eines Mädchens nicht auf die leichte Schulter zu nehmen ist.

Ich richtete mich auf, öffnete einladend meine Seidentunika. Dann hob ich den Kopf.

Kauend kam er näher.

Ich sah, daß er keine Waffen trug. Das war gut.

Mit hastigen Schritten eilte ich auf ihn zu, kniete vor ihm nieder und küßte seine Füße. Dabei überkam mich ein starkes erotisches Gefühl, die hilflose Schwäche einer Sklavin – doch ich nahm mich zusammen, stählte mich, wurde zu einem berechnenden Mädchen, das nur an seine Rache dachte.

»Dina«, sagte er.

»Mein Herr nennt mich Yata, Herr«, sagte ich.

»Dann bist du Yata«, sagte er lächelnd. »Bist du noch immer so ungeschickt wie früher?«

»Nein, Herr«, antwortete ich und senkte den Kopf. »Inzwischen habe ich es gelernt, den Männern zu gefallen.«

»Ob du mir wohl auch gefallen könntest?«

Mein Herz setzte aus. »Nein, Herr«, flüsterte ich. »Einen großen Krieger wie dich könnte ich nie zufriedenstellen.«

Er sah sich um. »Nenn mich nur ›Seemann‹«, sagte er. »Hier bin ich kein Hauptmann aus Ar, sondern nur

ein einfacher Seemann, ein Ruderer aus Tyros, der den Namen Tij Rejar trägt.«

Ich hob den Blick. »Wie es der Herr befiehlt.

»Wie ich sehe, arbeitest du im ›Chatka und Curla‹.«

»Ja, Herr.«

»Es ist lange her, daß ich deinen heißblütigen Körper in den Armen gehalten habe.«

Ich errötete. »In deinen Armen würde das Blut jedes Mädchens, sogar das einer Ubar-Tochter, in Wallung kommen.«

»Ich habe Durst«, sagte er.

»Ich weiß einen Ort, wo es guten Paga gibt.«

»Das ›Chatka und Curla‹?«

»Ja, Herr.«

»Gibt es dort auch Mädchen?«

Ich nickte.

»Führ mich in deine Taverne, Sklavin«, sagte er lächelnd.

»Vielen Dank, Herr!« hauchte ich. Dabei senkte ich den Kopf, damit er nicht das triumphierende Lächeln sah, das ich nicht zu unterdrücken vermochte. Ergeben richtete ich mich auf und führte den Mann zum ›Chatka und Curla‹.

Das schwere Doppeltor fiel hinter mir zu.

Ich fuhr auf dem Absatz herum und deutete auf den Mann, der mir ins Innere gefolgt war.

»Packt ihn!« rief ich. »Er kommt aus Ar! Er ist ein Feind!«

Clitus Vitellius starrte mich verblüfft an.

»Ergreift ihn!« rief ich. Seine Hand war zur linken Hüfte gezuckt, wo in diesem Augenblick aber kein Schwert hing.

Strabo, der Rausschmeißer Aurelions, stürzte sich auf den Mann, wurde aber zurückgestoßen. Clitus Vitellius blickte sich verzweifelt um.

»Ergreift ihn!« rief ich.

Zwei Männer, die in der Taverne arbeiteten, eilten zum Tor. Gäste sprangen auf.

Clitus Vitellius wandte sich zu dem Doppeltor und zerrte an den Gitterstäben. Doch die Stangen waren fest. Er konnte nicht fliehen.

Ein Mann sprang ihn von hinten an, doch Clitus Vitellius schüttelte ihn ab. Er beugte sich zu Strabo vor, um ihm die Schlüssel vom Gürtel zu reißen. Mit dem schweren Bund hieb er dem zweiten Angreifer ins Gesicht. Ein Mann hechtete tief heran und packte seine Beine. Zwei andere hängten sich auf ihn. Der Kampf begann. Zwei weitere eilten herbei, und endlich zeigte eine Schwertspitze auf seine Brust. Vier Männer drückten ihn an das Gitter des Tors.

Aurelion eilte herbei. »Was ist los?«

Ich deutete auf den Gefangenen.

»Das ist Clitus Vitellius aus Ar!« rief ich. »Er ist ein Hauptmann Ars!«

»Ein Spion!« rief ein Mann.

»Bringt ihn um!« forderte ein anderer.

»Er behauptet, Tij Rejar zu sein, ein einfacher Ruderer aus Tyros, in Wirklichkeit stammt er aus Ar und gehört der Kriegerkaste an. Er heißt Clitus Vitellius!«

Aurelion wandte sich an mich. »Wehe, wenn du dich irrst, Sklavin«, sagte er.

»Ich irre mich nicht, Herr«, antwortete ich.

»Wer bist du?« fragte Aurelion.

Plötzlich hatte ich Angst. Wenn Vitellius' Identität so gut gefälscht war, daß sie einer ersten Überprüfung standhielt, mochte es mir übel ergehen. Mir brach der Schweiß aus.

»Ich denke nicht daran, meine Identität vor den Leuten aus Cos geheimzuhalten«, sagte er. »Ich bin Clitus Vitellius, Hauptmann aus Ar!«

Ich lachte erleichtert auf. »Seht ihr!« rief ich.

»Bringt Ketten«, befahl Aurelion.

Clitus Vitellius sah mich an. Ich zuckte zusammen. Er wurde in Ketten gelegt.

Vier Mann machten Anstalten, den Gefangenen zum Magistrat der Stadt zu führen. Dieser würde ihn wahrscheinlich als Rudersklaven auf die Galeeren schicken.

Ich trat vor ihn. »Ho, Clitus Vitellius«, sagte ich. »Es sieht so aus, als trägst du heute Ketten wie ein Sklave.«

Er schwieg.

»Niemand darf die Rache eines Mädchens auf die leichte Schulter nehmen«, meinte ich.

»Ebensowenig wie die Rache eines Kriegers«, antwortete er und starrte mich an.

Mir wurde heiß und kalt.

»Bringt ihn fort«, sagte Aurelion.

Clitus Vitellius wurde aus der Taverne geführt.

»Das hast du gut gemacht, Sklavin«, sagte Aurelion.

»Danke, Herr«, sagte ich. Aber das Herz wurde mir schwer.

Ich bemerkte kaum, daß mir die Hände hinter dem Rücken zusammengeschlossen waren. Ich trug eine kurze gelbe Sklaventunika aus rauhem Reptuch.

Längst war mir aufgegangen, daß ich Clitus Vitellius aus Ar aus ganzem Herzen liebte. Trotzdem hatte ich ihn verraten. Was hätte ich später nicht alles gegeben, um diese Tat ungeschehen zu machen! Wie gern hätte ich ihm mit voller Kraft geholfen, die Last des Ruders leichter zu machen. Ich hätte sogar den Platz mit ihm getauscht, wäre so etwas möglich gewesen. Ich liebte ihn mehr, als mir bewußt gewesen war. Er hatte tiefe Emotionen, Zorn, Haß in mir geweckt – Gefühle, die ich in dieser Intensität nicht für möglich gehalten hatte. Ich hatte nur für meine Rache gelebt, doch als ich endlich am Ziel war, hatte ich nur Leid und Elend gefunden, denn ich hatte durch eigenes Verschulden meinen Liebsten verloren.

Ich hätte ihn in der Taverne bedienen und mich dann mit einem Kuß von ihm verabschieden sollen. Hätte ihn ziehen lassen sollen, in Freiheit. Aber wäre mir das genug gewesen?

Statt dessen hatte ich ihn verraten.

Strabo wandte sich zu mir um.

Wir waren unterwegs zu den Piers.

Seit dem Abend, da ich Clitus Vitellius verraten hatte, war ich als Pagasklavin nicht mehr zu gebrauchen gewesen. Zweimal hatte man mich sogar auspeitschen müssen. Es war mir nicht mehr gelungen, die Gäste zufriedenzustellen.

»Als Pagasklavin scheinst du mir nichts wert zu sein«, hatte Aurelion beim zweitenmal zornig gesagt.

»Vielleicht ist es an der Zeit, dich nach Ar zurückzuschicken.«

Es umgaben mich bereits die Gerüche des Hafens. Zwischen den Gebäuden sah ich Galeeren an ihren Liegeplätzen. Wir näherten uns dem Hafen.

Ich hörte Männer brüllen und sah sie durcheinanderlaufen. Irgend etwas schien passiert zu sein.

Um meinen Hals lag ein Schiffskragen aus grauem Stahl mit einem Bestimmungsschild. »Schickt mich zur Lady Elicia aus Ar von den Sechs Türmen.«

Strabo zerrte mich durch die erregte Menge.,

»Sie sind geflohen!« rief ein Mann.

»Flucht!«

Wächter mit Schilden und Speeren hasteten vorbei. Auf den Dächern standen Menschen.

»Wer ist geflohen?« rief ich.

Strabo wartete nicht, sondern zog mich auf eines der Piers.

»Wer ist geflohen?« fragte ich.

Wir erreichten den Laufsteg, der zum Deck des Rammschiffes *Juwel von Jad* führte. Schiffe dieser Art werden zuweilen von Kaufleuten gechartert. Sie vermögen weitaus weniger Ladung zu fassen als ein Rundschiß, sind aber aufgrund des flachen Kiels und der gestreckten Bauweise viel schneller.

Strabo sprach kurz mit einem der Schiffsoffiziere, der die Ladeliste zu führen schien. Dann deutete er auf mich. Der Mann nickte.

Strabo schob mich über den Laufsteg auf das Deck des Schiffes, das etwa zwanzig Fuß breit war. Dort überreichte er dem Offizier den Schlüssel zu meinem Kragen. Der Schiffsoffizier deutete auf einen Seemann, der sich sofort daran machte, mich für die Reise in Ketten zu legen. Strabo brachte seine Armfesseln wieder an sich.

»Ich wünsche dir alles Gute, Sklavin«, sagte er.

»Und ich dir, Herr«, antwortete ich.

Er verließ das Schiff. Gleich darauf wurde der Steg eingezogen und die Leinen losgeworfen. Drei Seeleute schoben das Schiff mit langen Stangen von der Pier fort. Ruderer, freie Seeleute, saßen auf den Bänken. Die beiden Steuerleute waren auf dem Posten. Der Rudermeister stand unter den Steuermännern. Auf dem schmalen, hohen Achterdeck erblickte ich den Kapitän. Langsam entfernte sich das Schiff von Land.

Auf den Piers herrschte noch immer ein großes Durcheinander. Es waren noch mehr Wächter in den Hafen gekommen. Eine Alarmglocke wurde geläutet.

Ich trat an die Reling. Neben mir stand der Frachtoffizier. Andere Schiffe legten ebenfalls ab. Offenbar wollten wir im Konvoi fahren.

»Wer ist geflohen, Herr?« fragte ich.

»Hast du es noch nicht gehört?«

»Nein, Herr.«

»Ein Trupp von zwanzig Gefangenen aus Ar«, sagte er.

»Wie war das möglich?« fragte ich in der Überzeugung, es müsse sich um die Männer handeln, die ich vor einigen Tagen im Hafen gesehen hatte.

»Sie wurden von einem flüchtigen Gefangenen befreit«, antwortete der Offizier. »Wie Larls haben sie gekämpft!«

»Welcher flüchtige Gefangene denn?«

»Ein Mann namens Clitus Vitellius.«

Ich begann zu zittern. Mir wurde schwach in den Knien. Die Freude, die mich erfüllte, war überwältigend.

»Man hat sie zuletzt auf dem Wege zu einer Pagataverne gesehen – dem ›Chatka und Curla‹.«

Ich schwieg.

»Es heißt, eine Dirne aus dem Lokal hätte Clitus Vitellius verraten.« Der Offizier lachte grausam. »Ich möchte jetzt nicht in ihrer Haut stecken.«

Wortlos starrte ich auf die Pier, die sich allmählich von uns entfernte.

»Hast du sie gekannt?« fragte der Offizier, der natürlich wußte, daß ich im »Chatka und Curla« gearbeitet hatte.

»Ja, Herr«, antwortete ich. »Aber er wird sie nicht mehr dort finden. Sie wurde fortgeschickt.«

»Glück für die verräterische Dirne.

»Ja, Herr.«

Die *Juwel von Jad* schwang zum Hafentor herum. Zu beiden Seiten des Bugs befanden sich große Augen, schwarz umrandet, die Mitte war blau. Sie starrten auf das Meer hinaus. Ich hörte den Ruf des Rudermeisters: »Ruder, Achtung!« Die Ruder wurden durch die Luke geschoben. »Ziehen!« rief er.

Im Gleichtakt, zwanzig auf jeder Seite, senkten sich die Ruder ins Hafenwasser.

Ich war unsagbar glücklich, zugleich aber auch ziemlich nervös. Clitus Vitellius war frei und hatte Gefolgsleute.

Ich wanderte auf dem Deck der *Juwel von Jad* umher. Die Sonne brannte vom Himmel. Ich fuhr mir mit den Fingern durchs Haar, das inzwischen wieder andert-halb Zoll lang war, und schloß die Augen. Dann blickte ich zum Himmel empor, der in einem tiefen Blau erstrahlte, mit Wolken, die so weiß waren, daß meine Augen zu schmerzen begannen. Das gewaltige Lateinersegel war prall gefüllt. Links und rechts von uns waren andere Schiffe zu sehen, Rammschiffe und Rundschiffe. Der Konvoi bestand aus etwa zwanzig Einheiten. Unser Ziel war Schendi.

Unsere Abfahrt aus Telnus lag zwei Tage zurück; wir schrieben die zehnte Stunde. Ich hatte großen Spaß daran, über das Deck zu wandern und den Wind und die Gischt auf der Haut zu spüren. Das Wasser begann nur etwa einen Meter unter der Reling, so tief lag das voll beladene Schiff.

Ich betastete meinen Schiffskragen mit dem Emblem, das mich als Eigentum der Lady Elicia Nevins auswies. Es war nicht angenehm, Sklavin einer Frau zu sein. Sie würde sicher von mir verlangen, daß ich mich ihrer Disziplin fügte, daß ich ein Beispiel an Gehorsam, Bescheidenheit und Unterwürfigkeit gab. Wenn ich einen Mann nur ansah, dessen war ich sicher, würde sie mich rücksichtslos strafen.

Ich schlug mir meine Herrin aus dem Kopf und beschloß, den Augenblick zu genießen.

Ich eilte zum Heck, wo einige Seeleute mit Fischen beschäftigt waren. An der Leine entdeckte ich einen großen fleckigen Grünt, der sich loszureißen versuchte. Vier Männer hielten die Leine. Auf Seereisen wird viel gefischt, um den Speisezettel anzureichern; ein Teil der

Beute wird allerdings gleich wieder als Köder für den nächsten Versuch ausgeworfen.

Angstvoll schrie ich auf. Einer der Männer brüllte zornig los. Unter dem Grünt erschien plötzlich ein langer weißer Hai, der den Grünt von der Angelleine zerriß und davonschleppte. In der Nähe huschten andere Dreiecksflossen dahin; zweifellos hatte der Konvoi viele Raubfische angelockt. Tags zuvor hatte ich sogar den Kopf eines Meeressäuriers aus dem Wasser ragen sehen – ein kleiner Kopf mit langen Reihen winziger Zähne. Seine Gliedmaßen erinnerten an breite Paddel. Ungeheuer dieser Art bieten zwar einen furchteinflößenden Anblick, sind aber in Wirklichkeit ziemlich harmlos. Mehr als Abfall und kleine Fische vermögen sie nicht zu schlucken. Außerdem sind sie selten; manche Seeleute haben in ihrem ganzen Leben noch keinen Meeressäurier gesehen. Weitaus öfter anzutreffen ist der Meeressleien; er ist das schnellste und gefährlichste Raubtier des Thassa, das allerdings vorwiegend in nördlichen Gewässern

jagt.

Ich kehrte zum Bug des Schiffes zurück. Dort griff

ich in einen Holzeimer und nahm mir eine Tospit heraus. Niemand hinderte mich daran.

Ich war zwar die einzige Sklavin an Bord, doch führte ich ein relativ angenehmes Leben. Ich durfte mich frei bewegen und wurde nachts nicht einmal angekettet. Die Männer behandelten mich mit der rauen Kameradschaft, wie sie sich an Bord eines Schiffes sogar auf Sklavinnen erstrecken kann.

»Segel Backbord voraus!« rief in diesem Augenblick ein Mann. Ich hob den Kopf. Der Ausguck stand hoch über dem Deck auf seiner Plattform, fast am Ende des großen Schiffsmasts, weit über dem Segelbaum; diese Plattform zog sich kreisförmig um den Mast. Der Ausguck hielt sich an einem Ring fest, der ebenfalls den Mast umschloß.

Der Offizier auf dem Achterdeck nahm ein Fernrohr zur Hand.

Der Kapitän der *Juwel von Jad* eilte aufs Achterdeck. Der wachhabende Offizier reichte ihm das Fernrohr.

»Zwei Masten, zwei Segel«, sagte er, »zehn Ruder auf jeder Seite. Es muß sich um ein Rundschiff handeln.«

»Es zeigt die Flagge von Port Kar«, sagte der Kapitän erfreut.

»Sieh!«, sagte der Offizier und hob den Arm.

»Ja, ich seh's«, meinte der Kapitän. »Das Schiff macht kehrt.«

Der Zweite Offizier erstieg das Achterdeck. Er hatte ebenfalls ein Fernglas bei sich.

»Ein Rundschiff«, sagte der Erste Offizier.

»Es liegt tief im Wasser«, stellte der Neuankömmling fest.

»Es führt schwere Fracht«, meinte der Erste Offizier.

Der Kapitän setzte das Glas ab und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Die *Juwel von Jad* fuhr zwar zur Zeit im Frachtdienst, war aber ein Kriegsschiff, ein Rammschiff.

»Der Bursche flieht«, sagte der erste Offizier. »Hinterher!«

Der Zweite Offizier starrte durch sein Glas über das Meer. »Sieht ziemlich lang aus für nur zehn Ruder pro Seite«, sagte er.

»Es führt die Flagge von Port Kar«, drängte der Erste Offizier. »Wir sollten angreifen!«

»Das tun wir auch!« entschied der Kapitän. »Gib dem Flaggschiff unsere Absicht bekannt. Der Konvoi soll beidrehen.«

»Ja, Kapitän!« rief der Erste Offizier und gab seine Anweisungen.

Der Kapitän wandte sich an den Rudergänger. Die *Juwel von Jad* scherte aus, um das Schiff aus Port Kar zu verfolgen.

Männer sprangen zu den Bänken. Ruder wurden hinausgeschoben. Der Rudermeister nahm seinen Platz auf den Stufen unterhalb des Achterdecks ein. Waffen lagen zu Füßen der Ruderer bereit. Es herrschten Feierstimmung und Spannung zugleich. Die Decks wurden nicht freigeräumt. Niemand kümmerte sich um mich. Die Katapulte wurden nicht zum Kampf fertiggemacht, es gab keinen Löschsand an Deck. Man nahm sich nicht einmal die Zeit, die Segel einzuholen und den Mast umzulegen, wie es auf solchen Schiffen vor einem Angriff gewöhnlich geschieht. Das andere Schiff war leichte Beute. Müheloser Gewinn für jedermann.

Der Kapitän grinste.

»Zieht durch!« rief der Rudermeister. Wie von Leben erfüllt, schoß die *Juwel von Jad* los, hinter dem fliehenden Schiff her.

Als einziger schien sich der Zweite Offizier Sorgen zu machen. Er starrte durch das Glas zu dem fliehenden Schiff hinüber, bis er auf seinen Posten befohlen wurde.

Ich hockte in der Nähe der Reling, unterhalb der Treppe, die zum Achterdeck hinaufführte.

Unsere Signalflaggen flatterten im Wind. Hinter uns, weit entfernt, hatte der Konvoi beige dreht.

Wir würden bald zurückkehren. Ich war aufgeregt. Zum erstenmal sollte ich eine Seeschlacht miterleben! Als die *Wolke von Telnus* erobert wurde, war ich mit anderen Sklavinnen unter Deck angekettet gewesen. Wir hatten nicht gewußt, wem wir gehörten, bis die Luken geöffnet wurden und wir uns Fremden gegenüber sahen.

»Schneller!« befahl der Kapitän.

»Zieht durch!« rief der Rudermeister. »Zieht durch!«

Der Konvoi blieb hinter uns zurück.

»Kapitän!« rief der Ausguck plötzlich. »Achtung! Der Kerl legt die Masten um! Das Schiff macht kehrt!«

Von meinem Standort aus konnte ich sehen, wie drü-

ben der Segelbaum heruntergeholt und das Segel ge-
reißt wurde. Das fremde Schiff wendete.

»Ich hab's doch geahnt«, rief der junge Offizier und
lief zum Achterdeck.

»Bleib auf deinem Posten!« rief der Kapitän.

»Wir müssen umkehren!« rief der Offizier.

Der Kapitän betrachtete das gegnerische Schiff
durch sein Teleskop.

»Siehst du die Ruder, Kapitän?« drängte der be-
sorgte Offizier. »Plötzlich hat es zwanzig auf jeder
Seite.«

Zusätzliche Ruder waren ins Freie geschoben wor-
den.

»Das ist kein Rundschiiff, Kapitän«, stellte der junge
Offizier fest. Die tiefe Lage im Wasser ging nicht auf
schwere Fracht zurück, sondern auf eine Linien-
führung, die Schnelligkeit verhiess. Die tatsächliche Ru-
derkraft war nicht sofort offenbart worden. Jetzt lagen
die Masten unten. Rammschiffe gehen mit Ruderkraft
in den Kampf.

»Ich beschwöre dich!« rief der junge Offizier. »Wir
müssen wenden oder an Tempo zulegen, um dem Bur-
schen die Ruder abzufahren!«

Das feindliche Schiff kam bereits mit hoher Ge-
schwindigkeit auf uns zu.

»Seht die Flagge!« rief der erste Offizier.

Neben der Flagge von Port Kar war ein zweites Zei-
chen aufgetaucht, eine breite weiße Flagge mit senk-
rechten grünen Linien. Über den grünen Linien lag der
riesige schwarze Kopf eines Bosk.

»Bosk aus Port Kar!« rief der Erste Offizier.

»Verflucht! Wenden!« brüllte der Kapitän.

»Wir sind verloren!« jammerte ein Seemann und floh
entsetzt von der Ruderbank.

Ich schrie auf. Das andere Schiff, das riesig vor uns
auftrug, schien sich plötzlich aus dem Wasser zu
heben, dann hörte ich das Knirschen und Reißen von

Holz und ein plötzliches Rauschen von Wasser. Der Gegner hatte uns gerammt. Männer schrien, Taue rissen, der Segelbaum dröhnte herab, das Deck verkantete sich. Ich konnte nicht mehr stehen, stolperte zur Seite, packte ein Tau und stürzte auf die Planken. Eine Sekunde lang schien sich das Schiff wieder zu fangen. Der Angreifer war ein Stück zurückgewichen und ließ den Bug zur Seite schwingen. Dann begann sich unser Deck dem Wasser zuzuneigen; durch ein riesiges Leck strömte das Thassa in unseren Laderaum.

Männer sprangen ins Wasser.

Ich klammerte mich an das Tau. Plötzlich spürte ich kaltes Wasser an meinen Füßen. Das Deck wurde überspült. Das andere Schiff entfernte sich wie ein lautloser Sleen.

Auf dem Achterdeck stand die einsame Gestalt des Kapitäns. Er umklammerte die Reling. Hastig sah ich mich um. Die Ruderbänke waren leer. Ein Mann schrie im Wasser. Aus der Ferne gellte der Ton von Signalhörnern herüber.

Ich ließ das Tau los und sprang ins kalte Wasser. Ich versank unter der Oberfläche und kam nur mühsam wieder hoch.

»Fort vom Schiff!« rief ein Mann.

Ich schwamm auf ihn zu. Als das Schiff unterging, war ich schon einige Meter entfernt. Der Sog zerrte mich mit, doch ich kam wieder an die Oberfläche.

Salz brannte mir in den Augen, und ich konnte nicht richtig sehen. Eine Hand packte mich und zerrte mich auf ein hölzernes Trümmerstück aus der Schiffsfanke.

»Man wird uns schnell aufsammeln«, sagte jemand. Vier Männer klammerten sich am Holz fest.

Ich sah mehrere andere Schiffe des Konvois näherkommen.

»Warte!« sagte einer der Männer. »Sie machen kehrt!«

»Da kommen andere Schiffe!« rief jemand.

Unsicher stemmte ich mich auf den Brettern hoch. Tatsächlich, mehrere Konvoischiffe drehten bei. Aus der Ferne sah ich andere Schiffe näherkommen.

»Der Konvoi wird angegriffen«, sagte einer der Männer.

Ich entdeckte den jungen Offizier im Wasser. Er half dem Kapitän der *Juwel von Jad*.

Plötzlich erblickte ich eine dreieckige Flosse, die durch das Wasser schoß. Ein Schiff passierte uns, doch es führte die Flagge Port Kars, eine leichte Galeere. Die Besatzung achtete nicht auf uns. Ein Rauchfaden zog sich am Himmel hin; irgendwo war ein Brandgeschöß katapultiert worden. Weit zu unserer Linken brannte eine Galeere; sie stammte aus Cos.

Signalhörner gellten.

Zwei Beiboote näherten sich uns; sie waren von einem Konvoischiff zu Wasser gelassen worden. Nach kurzer Zeit waren wir gerettet.

An Bord des großen Schiffes wurde ich sofort zur Seite geführt und in den Laderaum gebracht, in dem eine winzige Lampe brannte.

»Eine Sklavin!« sagte eine Frauenstimme.

»Verzeih, Herrin«, sagte ich und kniete nieder.

Die Frau stieg die Treppe empor. »Ich halte mich doch nicht mit einer Sklavin im Laderaum auf!« rief sie.

»Sei still, Frau!« rief zornig ein Mann von oben.

Sie versuchte die schwere Luke zu öffnen, die aber schon wieder verriegelt worden war.

Ich und die freie Frau, die kein Wort an mich richtete, verbrachten viele Stunden im Laderaum – in dieser Zeit manövrierte unser Schiff viel herum und wurde in zahlreiche Kämpfe verwickelt. Von draußen hörten wir Gebrüll und das Sirren der Katapulte, die ihre Flammengeschosse in den Himmel schossen. Später am Abend wurden unsere Ruder gerammt, ein Teil

wurde nutzlos gemacht. Wenige Minuten später enterte der Gegner das Schiff, konnte aber zurückgeschlagen werden.

Danach gab es eine Kampfpause, in der die Luke offen war.

»Das Schiff ist zunächst in Sicherheit, meine Dame«, sagte der Kapitän. »Ich lasse etwas zu essen bringen.«

Sie erstieg die Leiter und erging sich auf Deck. Unbemerkt kroch ich hinter ihr her und steckte den Kopf ins Freie.

Es war dunkel. Laternen standen unangezündet an Deck. In der Ferne stiegen da und dort Feuerbrände auf und sanken an winzigen Fallschirmen langsam herab. Links verbreiteten mehrere brennende Schiffe leichte Helligkeit.

Soweit ich erfuhr, hatte der Konvoi im großen und ganzen Disziplin bewahrt und sich gut geschlagen. Allerdings schien die Gefahr noch nicht vorüber zu sein, denn die freie Frau wurde in den Laderaum zurückgeschickt.

Nach einer unruhigen Nacht weckten uns neuerliche Alarmrufe. »Segel! Segel!« schrie es durcheinander. Männer trampelten über das Deck. Wir spürten, wie sich das Schiff im Wasser herumlegte. »Sie greifen wieder an!« rief jemand.

»Was geschieht mit uns«, fragte die freie Frau, »wenn wir gerammt werden?« Es waren die ersten Worte, die sie an mich richtete.

»Vielleicht denkt jemand daran, die Luke aufzumachen.«

»Aber wenn nicht – was passiert dann?«

»Manchmal klafft das Holz weit auf. Vielleicht könnten wir entfliehen.«

»Das ist aber wohl nicht sehr wahrscheinlich«, sagte sie.

»Nein, Herrin«, meinte ich.

Wir hörten, wie der Rudermeister das Tempo er-

höhte. Außer seiner Stimme war an Deck nichts zu hören.

Etwa eine halbe Ahn später spürten wir, wie das Schiff plötzlich zur Seite ausbrach. Wir hörten einige Ruder brechen.

»Ich möchte wissen, was da vorgeht!« schrie die Frau plötzlich los und hämmerte mit den Fäusten gegen die verriegelte Luke. Niemand kümmerte sich um sie.

Etwa eine Viertel-Ahn später hörten wir plötzlich Männer schreien. Wenige Ihn darauf platzte die Wand des Laderaums mit lautem Knirschen nach innen. Wir sahen zuerst nichts, sondern wurden von einer kalten Sturzsee überspült. Wir schrien auf. Gleich darauf drang etwas Licht zu uns herein, und wir sahen den Horizont und den Bug eines Schiffes mit gekrümmtem Rammsporn, der sich tief in unser Schiff gebohrt hatte. Der Angreifer begann rückwärts zu rudern, und die Ramme zog sich zurück. Das Loch in unserer Schiffshülle war gut einen Meter breit. Wasser strömte so machtvoll herein, daß man sich der Öffnung nicht nähern konnte. Plötzlich standen wir bis zu den Hüften im Wasser. Das Schiff legte sich auf die Seite; wir sahen den Himmel, und der Wasserfall versiegte; dann wälzte sich das Schiff zurück, und in breitem Strom ergoß sich das Thassa wieder in den Laderaum.

Schreiend erstiegen wir die Treppe zur Ladeluke, die plötzlich aufgerissen wurde. Über uns spannte sich der Himmel. Ein Offizier mit blankem Säbel stand vor uns.

Hastig stiegen wir an Deck. Er packte die freie Frau am Arm und zerrte sie zu einem Beiboot. Um mich kümmerte sich niemand. Der Angreifer hatte sich zurückgezogen und suchte offenbar andere Beute. Ich sah zahlreiche Schiffe in der Nähe. Der Tag war noch jung. Rauchschwaden hingen über dem Wasser; im Norden wallte Nebel. Schiffe kämpften. Ich hörte von einem anderen Schiff Waffengeklirr und lautes Gebrüll.

Auf engstem Raum manövierten vier oder fünf Schiffe. Zwei brannten. Männer begannen sich in die beiden Beiboote zu drängen. Das eine glitt ins Wasser und kenterte. Die freie Frau wurde zum anderen Boot geführt. Seeleute bemühten sich, das gekenterte Boot wieder aufzurichten. Gleichzeitig begann das Heck unseres Schiffes abzusinken. Männer sprangen ins Meer und schwammen auf andere Schiffe zu. Ich rannte an die Reling und blickte ihnen nach. Das Schiff, auf dem ich mich befand, begann schneller zu sinken. Verzweifelt sprang ich ins Wasser, hob Kopf und Arme, drehte mich herum und packte ein vorbeitreibendes Holzstück. Knapp fünfzig Fuß entfernt stand ein Schiff in Flammen. Überall trieben Trümmer. Ich hörte Hörner und sah Signalflaggen aufsteigen. Zwei Männer kämpften im Wasser. Plötzlich war der Nebel aus dem Norden heran. Das brennende Schiff schien zu verschwimmen, und ich hatte den Eindruck, plötzlich allein zu sein. Ein brennendes Schiff ging unter; der Hörnerklang entfernte sich. Männer, die in meiner Nähe geschwommen waren, schienen verschwunden zu sein. Ich war allein.

Ich begann zu schluchzen.

Plötzlich stieß ich einen Angstschrei aus. Eine lange Schnauze voller winziger Zähne hatte sich um mein Bein gelegt und zerrte mich in die Tiefe! Ich schrie und klammerte mich an meiner Holzplanke fest. Ich spürte das Gewicht des Ungeheuers, das mich mit sich reißen wollte. Mit dem anderen Fuß versuchte ich das unheimliche Wesen abzustreifen. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich war plötzlich unter der Wasseroberfläche. Da veränderte sich auf einmal der Zug des Wesens. Ich spürte, wie es herumschnellte, wie sich der Griff um mein Bein lockerte. Ich wurde zur Seite gestoßen. Ich sah, wie das Wesen langsam neben mir aufstieg – reglos. Da wurde ich am Arm gepackt und in die Höhe gezerrt. Keuchend und hustend sog ich frische Luft in

meine Lungen. Ich erschauerte und verlor das Bewußtsein.

Vermutlich war ich nur wenige Sekunden ohnmächtig. Als ich erwachte, wurde ich gerade auf ein riesiges, unregelmäßiges Wrackteil gezogen, das wie ein Holzfaß aussah.

Vorsichtig stemmte ich mich hoch. Dann erbrach ich mich ins Meer.

Wenige Fuß vom Floß entfernt lag ein grotesker Meeressäurier reglos im Wasser, fischähnlich, doch eindeutig ein Reptil, ein abstoßendes Wesen von gut zwanzig Fuß Länge.

Plötzlich tauchte daneben die Flosse eines Hais auf, der sich über die leichte Beute hermachte.

Ein Mann stand neben mir.

Er packte mich an den Armen und drehte mich auf dem großen floßähnlichen Gebilde herum. Hilflos lag ich vor ihm und blickte auf.

»Herr!« rief ich und rappelte mich hoch. Das Herz wollte mir überfließen vor Wonne. »Ich liebe dich!« rief ich und warf mich vor ihm nieder.

Clitus Vitellius zerrte mich hoch. »Sleen!« sagte er drohend. »Dich den Haien zum Fraß vorzuwerfen, wäre eine zu gelinde Rache für einen Krieger.«

»Ich liebe dich, Herr!«

Er versetzte mir einen zornigen Tritt. »Lügnerin!« sagte er.

Er zog ein blutiges Messer aus dem Gürtel; mit dieser Klinge hatte er offenbar das Meeresungeheuer besiegt. Nachdenklich wog er die Klinge in der Hand. »Nein«, sagte er. »Das Messer, die Haie – das ist alles viel zu gut für dich.«

»Hab Mitleid mit einer armen Sklavin!«

»Ich habe dich verfolgt«, sagte er. »Die Leute im »Chatka und Curla« sagten mir, daß du auf der *Juwel von Jad* abgereist wärest. Wir brachten eine kleine Ruder-galeere in unsere Gewalt und stießen zur Flotte von

Port Kar. Während des Kampfes habe ich dich gesucht - keine leichte Aufgabe. Gefangene mußten zum Reden gebracht werden. Danach wurden Überlebende der *Juwel von Jad* von einem Rammschiff an Bord genommen, das *Luciana aus Telnus* hieß. Dieses Schiff mußten wir suchen. Wir fanden es und griffen an, dabei wurde unsere Galeere vernichtet. Meine Männer schwammen zu einem Schiff aus Port Kar. Ich aber setzte die Suche fort.«

»Und hast mich nun gefunden, Herr«, sagte ich. »Du hast mich gefangen.«

»Ja«, sagte er, »die boshafte kleine Lügnerin, der kleine Sleen, die Verräterin ist in meiner Gewalt! Sie ist mir ausgeliefert!«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Du sollst die Rache eines Kriegers zu spüren bekommen!«

»Ich gehöre dir, Herr«, flüsterte ich.

Ich lag in den Armen Clitus Vitellius', meines Herrn, unter den hellen Sternen Gors, unter den bleichen Monden und dem schwarzen Himmel. Unter uns bewegte sich das riesige Holzfloß. Ringsum die Weite des Meeres.

Mein Kopf lag auf seinem harten Bauch, meine Arme wärmten ihn. Er lag auf dem Rücken.

»Glaub nicht, daß du meine geliebte Sklavin bist«, sagte er. »Du bist eine Lügnerin, eine Verräterin, der ich es noch heimzahlen werde!«

»Ich weiß, Herr«, sagte ich und drückte meine Lippen auf die seinen.

»Ich an deiner Stelle hätte jetzt Angst.«

Ich küßte ihn.

»Du scheinst aber keine Angst zu haben«, stellte er fest.

»Ich habe dich stets gefürchtet, Herr«, antwortete ich. »Deine Launen, deine Kraft, deinen Willen. Aber zugleich liebe ich dich.«

»Du würdest jeden Mann lieben.«

»Ich bin ein Mädchen von der Erde. In den Armen eines Mannes von Gor kann ich nicht anders. Aber dich liebe ich am meisten, am wahrhaftigsten.«

»Lügnerin!«

»Ich verriet dich, Herr, weil ich dich so sehr liebte. Hätte ich dich nicht so sehr geliebt, wäre mein Haß nicht so stark gewesen. Lange hatte ich für den Augenblick gelebt, da ich mich an dir rächen konnte – und als es dann soweit war, beging ich den Verrat. Schon als man dich abführte, erfüllte mich ein Gefühl des Leids, das ich dir nicht beschreiben kann. Ich schluchzte vor Kummer. Ich hatte den Mann verraten, den ich liebte!

Von diesem Moment an war das Leben nicht mehr lebenswert für mich. Als ich von deiner Flucht erfuhr, war ich voller Freude. Es genügte mir zu wissen, daß du am Leben und in Freiheit warst.« Er starrte zum Himmel empor und antwortete nicht.

»Wach auf, Sklavin«, sagte Clitus Vitellius und gab mir einen Tritt. Ich fuhr hoch.

Ein Schiff näherte sich, eine mittelgroße Galeere mit zwanzig Rudern auf jeder Seite. Das Lateinersegel hing schlaff herab. Clitus Vitellius stand abwartend auf unserem Floß.

Am Mast wehten zwei Flaggen, die Flagge Port Kars und die andere mit dem Boskkopf. Es war die Flagge Bosks aus Port Kar, der vor zwei Tagen der *Juwel von Jad* übel mitgespielt hatte.

Die Galeere schwang herum und näherte sich unserem Floß. An der Reling stand ein großer, breitschultriger Mann mit mächtigen Händen, einem breiten Gesicht, graublauen Augen und zerzaustem, rötlichem Haar. Ihn umgab eine animalische Aura, etwas Unberechenbares, Intelligentes, Grausames. Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß dieser Mann der Kriegerkaste angehörte, obwohl er sich hier auf dem Deck eines Schiffes befand.

Clitus Vitellius hob die Hand zum Kriegergruß. Der Mann erwiderte die Geste.

»Ich bin Clitus Vitellius aus Ar«, sagte er. »Bin ich dein Gefangener?«

»Wir haben keinen Handel mit Ar«, sagte der Fremde. »Ihr besitzt nicht viele Schiffe.«

Clitus Vitellius lachte.

»Samos aus Kar, Angehöriger des Kapitänsrates von Port Kar, hat mir berichtet, daß ein gewisser Clitus Vitellius und seine Männer sich vorgestern gut geschlagen haben, auf der Seite des Juwels des Thassa!« sagte der Fremde.

Die Bürger Port Kars nennen ihre Stadt das Juwel des Thassa; andere halten sie eher für ein Piratennest. Die Stadt wird von einem Kapitänsrat regiert.

»Wir haben getan, was wir konnten«, antwortete Clitus Vitellius. »Wie du weißt, steht Cos im Krieg mit Ar. Aber was ist mit meinen Männern?«

»Ihnen geht es gut. Sie befinden sich auf Samos' *Thassa Ubara*.«

»Sehr gut«, sagte Clitus Vitellius.

Der Mann grinste. »Dein Schiff scheint mir recht see-tüchtig zu sein, läßt aber an Eleganz vermissen.«

»Ich erbitte Passage für zwei«, antwortete Clitus Vitellius.

»Einverstanden«, sagte der Mann auf dem Schiff lächelnd.

Und schon wurde ich emporgehoben und einem Seemann zugereicht, der mich über die Reling zog. Gleich darauf sprang auch Clitus Vitellius an Bord.

»Wenden!« rief der Fremde zum Heck hinauf.

Der Rudergänger gab seine Befehle, und die Galeere begann gemächlich zu drehen. Der Mann, der uns an Bord willkommen heißen hatte, musterte mich.

»Sie ist eine Verräterin«, sagte Clitus Vitellius.

»Du wirst sie sicher dafür strafen«, meinte der andere und griff nach meinem Schiffskragen. Mit dem Daumen entfernte er das Salz von der Plakette.

»Ich war unterwegs zu Lady Elicias aus Ar, meiner Herrin.«

»Du solltest einem Mann gehören«, sagte der Fremde.

»Ja, Herr.«

»Du scheinst dich für die Sklavin zu interessieren«, sagte Clitus Vitellius erstaunt.

»Du kommst von der Erde?« fragte mich der Fremde.

»Ja, Herr.«

»Du wurdest auf Cos in eine Pagataverne geschickt, die ›Chatka und Curla‹ heißt?«

»Ja, Herr.«

Ich spürte seine Hände auf meinen Armen. »Ausgezeichnet«, sagte er. Entsetzen erfüllte mich. »Ich werde dir nun eine einfache Frage stellen«, fuhr er fort, »und erwarte eine sofortige und wahrheitsgemäße Antwort – sonst stirbst du auf der Stelle.«

Zwei Seeleute packten Clitus Vitellius, der sich vergeblich wehrte, und hielten ihn fest.

»Kennst du einen Mann namens Belisarius?« fragte der Mann.

»Ja, Herr«, flüsterte ich. »Ich habe ihm eine Nachricht gebracht.«

»Was für eine Nachricht?«

»Das weiß ich nicht!«

»Diese Nachricht werden wir uns beschaffen.«

»Ich kenne sie nicht!« rief ich.

»Laßt mich los!« verlangte Clitus Vitellius.

»Thurnock«, sagte der Mann. »Bring die Sklavin nach unten. Kette sie im Laderaum an.«

Ein kräftiger, blonder Mann hob mich auf seine Schulter.

Der Mann aus Port Kar wandte sich an meinen Herrn.« Ich möchte auf dem Oberdeck mit dir sprechen, und zwar allein.«

»Ich verstehe nicht, was das alles soll«, sagte Clitus Vitellius.

»Laßt ihn los«, befahl der Fremde und machte kehrt.

Der Laderaum war so niedrig, daß der Mann sich bücken und mich auf den Armen tragen mußte. Überall sah ich Vorräte und Waffen und Schätze. Offenbar war der Konvoi zersprengt worden. Viele Schiffe hatten den Angriff nicht überlebt. Wertvoll war die gewonnene Beute. Dieses Schiff allein, so schätzte ich, hatte Lösegeld für ein Dutzend Ubars an Bord.

Der Mann setzte mich ab und kettete mich neben

fünf Mädchen an, die im Schein einer winzigen Lampe hockten. Wortlos entfernte er sich.

»Die Männer«, sagte eine der Frauen, »wurden aus dem Boot geholt, in Ketten gelegt und an Bord eines Rundschiffes gebracht.«

»Welche Männer?« fragte ich verwirrt.

»Na, die Männer, die bei mir im Beiboot waren, auf der *Luciana aus Telnus*!« sagte sie.

»Ach, du bist die freie Frau!« rief ich.

Sie lachte sarkastisch und hob den Arm, von dem eine schwere Kette herabhing. Dann deutete sie auf die anderen Mädchen.« Wir waren alle frei«, sagte sie.

»Freut euch, daß die Männer Interesse an euch haben!«

Die Mädchen schauderten zusammen.

»Man wird uns nach Port Kar bringen und verkaufen«, sagte eine.

»Wie ist es denn so als Sklavin?« wollte eine andere wissen.

Ich betrachtete ihr hübsches Gesicht und lachte. »Das wirst du bald genug herausfinden.«

Sie wimmerte.

»Wie heißt dieses Schiff?« fragte ich.

»*Dorna*«, antwortete eines der Mädchen.

»Und wer ist Kapitän?«

»Bosk aus Port Kar.«

Der Mann machte mir Angst. Ich war in seiner Gewalt, und er hatte angekündigt, er wolle mir die Nachricht entlocken, die ich aber nicht mehr kannte. Ich wußte nicht, was er mit mir tun würde, wenn er merkte, daß ich ihm nicht helfen konnte.

Ich sah mich im Kreis der anderen Mädchen um. Wie sehr ich sie beneidete! Man würde ihnen ein Zeichen einbrennen – dann brauchten sie nur noch zu gehorchen.

Unter mir bewegten sich die rauen Planken. Meine Ketten wogen schwer. Ich hatte scheußliche Angst.

Ich hielt die aufgereihten Perlen in die Höhe und reichte sie dem Mann mit dem kantigen Kinn und dem kurzgeschnittenen weißen Haar. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gegerbt, und in jedem Ohr schimmerte ein kleiner goldener Ring. Links von ihm saß mit untergeschlagenen Beinen Bosk aus Port Kar. Clitus Vitellius hielt sich wachsam im Hintergrund. Hinter dem Mann mit dem kurzen weißen Haar, bei dem es sich um Samos aus Port Kar, den Führer im Kapitänsrat dieser Stadt handelte, stand ein schlanker grauäugiger Mann in der grünen Tunika der Ärzte. Er hieß Iskander.

Ich kniete vor diesen Männern. Zwei Sklavinnen hielten sich abseits bereit, Getränke und Früchte zu reichen.

Samos legte die Halskette vor sich auf einen winzigen Tisch und betrachtete sie ratlos.

»Das ist alles?« fragte er.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

Iskander, der Arzt, hatte mir ein seltsames Getränk eingebläst. »Es wird dich entspannen«, hatte er gesagt, »und dir ein eigentümliches Gefühl vermitteln. Wenn ich zu dir spreche, wird dein Gedächtnis unnatürlich klar sein. Du wirst dich mit aller Genauigkeit auch an die unwichtigsten Details erinnern. Außerdem wirst du auf meine Vorschläge eingehen.«

Ich kenne die Droge nicht, die er mir einbläst; jedenfalls zeigte sie Wirkung. Unter ihrem Einfluß und im Banne der beruhigenden, doch befehlsgewohnten Stimme Iskanders ging ich auf seine Vorschläge und Befehle ein und begann vom Haus des Belisarius zu erzählen und von den Dingen, die ich darin erlebt hatte.

Gewiß hätte ich mich auch ohne das Mittel erinnert – doch nun erfüllte mich eine Klarheit des Geistes, die mir auch das unwichtigste, nebensächlichste Detail in aller Deutlichkeit vor Augen führte. Eine dünne blonde Sklavin namens Luma schrieb meine Worte mit. Ihre kurze blaue Tunika ließ erkennen, daß sie früher einmal der Kaste der Schriftgelehrten angehört haben mußte. Sie kniete dicht neben Bosk aus Port Kar.

»Was kommt es darauf an«, hatte Samos gefragt, »ob ein Wort eher gesprochen wird als ein anderes?«

»So etwas kann sogar von großer Bedeutung sein«, antwortete Iskander. »Man muß das so sehen wie den Mechanismus einer Armbrust oder den Schlüssel zu einem Schloß. Alles muß stimmen, jedes Element muß an seinem Platz sein, sonst fliegt der Pfeil nicht los, sonst öffnet sich das Schloß nicht.«

»Seltsam«, sagte Samos.

»Es kommt dir seltsam vor, weil du mit solchen Dingen nicht vertraut bist«, meinte Iskander, »doch für sich gesehen ist es nicht seltsamer als die Mechanismen von Armbrust und Schloß. Was wir hier nachvollziehen müssen, ist eben dieser Mechanismus, in unserem Falle eine verbale Struktur, ein Dialog, der das gewünschte Verhalten auslöst.«

»Könnte man ihr nicht einfach befehlen, die Reihenfolge der Farben aufzusagen?« wollte Bosk aus Port Kar wissen.

Ich wußte sofort, daß ich das nicht konnte.

»Nein«, antwortete Iskander. »Das vermag sie nicht oder nur unvollkommen.«

»Warum?« fragte Samos. »Wirkt das Mittel denn nicht?«

»Das Mädchen ist sorgfältig vorbereitet worden«, sagte Iskander. »Sie unterliegt einem mächtigen Gegeneinfluß. Mit der Zeit können wir diese Barriere vielleicht durchbrechen, doch wir wüßten nicht, ob wir nicht etwa eine falsche Erinnerung anzapfen, die ihr

eingepflanzt worden ist, um uns zu täuschen. Meiner Ansicht nach würden wir auf überlappende Erinnerungen stoßen, eine Vermengung von Wahrheit und Fälschung. Die beste Aussicht auf Erfolg scheint mir der Versuch zu haben, die Sequenz, die zur Auslösung des gewünschten Verhaltens nötig ist, wiederzuerschaffen.«

»Du meinst also«, fragte Bosk, »daß sie mehrere Farbfolgen im Kopf hat?«

»Ja«, sagte Iskander, »von denen jede wohl eine andere Botschaft ergäbe.«

»Auf diese Weise wüßten wir nicht, welche Nachricht die richtige wäre«, warf Bosk aus Port Kar ein.

»Genau«, meinte Iskander. »Aber wir wissen, daß der richtige Dialog die entscheidende Nachricht auslöst.«

»Sonst würde ja der vorgesehene Empfänger auch nicht wissen, welche Nachricht nun wirklich den entscheidenden Gehalt besitzt.«

»Richtig«, stellte Iskander fest.

»Dann mach weiter«, entschied Samos, und Iskander setzte sein Verhör fort.

Ich hielt dem Mann mit dem klobigen Kinn und dem kurzgeschnittenen weißen Haar die Perlenkette hin. Samos legte mein Werk auf den kleinen Tisch vor sich.

»Ist das alles?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte er.

»Nun dreht sich alles um das Halsband«, sagte Iskander. »Ich habe getan, was ich konnte. Sollte darin eine Bedeutung liegen, ist es an anderen, sie zu enträtseln.«

»Gib mir das Halsband«, sagte Bosk aus Port Kar.

Samos kam der Bitte nach.

Der Pirat betrachtete die Sklavenperlen. »Seht, wie häufig die gelben Kugeln vorkommen! Jede dritte ist gelb.«

»Ja«, sagte Samos.

»Warum ist das wohl so?« fragte Bosk lächelnd.

»Keine Ahnung.«

»Aus der Tatsache, daß jede dritte Perle gelb ist«, erklärte Bosk, »können wir schließen, daß die Schlüssel-symbole aus Kugelpaaren bestehen, die durch die gelben Perlen getrennt werden. Seht, dieses Paar besteht aus einer roten Perle, gefolgt von einer blauen Perle, und das nächste Paar aus einer orangefarbenen und einer roten Perle. Von diesen Kombinationen gibt es mehrere. Man könnte doch nun annehmen, daß eine rote und eine blaue Perle etwa einem Buchstaben des Alphabets entsprechen.«

»Und wenn die Reihenfolge umgedreht würde?« fragte Samos.

»Zweifellos würde das Symbol dann für einen anderen Buchstaben stehen.«

»Leider fehlt uns aber der Schlüssel zu diesem Kode«, sagte Iskander.

»Wir können ja alle Kombinationen durchprobieren«, rief Samos und schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Gehen wir zunächst einmal davon aus, daß die Nachricht in der goreanischen Sprache abgefaßt ist«, sagte Bosk. »Soweit wir wissen, ist Belisarius, den wir nur dem Namen nach kennen, Goreaner. Sein Name könnte allerdings nur eine Kodebezeichnung sein.«

»Ja?« fragte Samos.

»Wie ihr seht, ist die am häufigsten vorkommende Farbkombination blau und rot. Der in der goreanischen Sprache am meisten vorkommende Buchstabe ist Eta. Wir könnten doch nun mal annehmen, daß dieses blau-rote Paar für ein Eta steht.«

»Ah!« machte Samos.

»Die dann am häufigsten vorkommenden Buchstaben sind Tau, Al-Ka, Omnion und Nu. Dann kommen Ar, Ina, Shu und Homan und so weiter.«

»Woher weiß man das?« fragte Samos.

»Das beruht auf Buchstabenzählungen«, sagte Bosk, »die man in einer Vielzahl von Manuskripten vorgenommen hat.«

»Das ist alles von Schriftgelehrten festgestellt worden?« wollte Samos wissen.

»Ja.«

»Weshalb interessieren sich diese Leute für solche Dinge?«

»Studien dieser Art wurden ursprünglich im Zusammenhang mit den Sardar-Jahrmärkten durchgeführt«, sagte Bosk, »bei Begegnungen zwischen Schriftgelehrten, denen es darum ging, das Schreibschrift-Alphabet zu standardisieren und zu vereinfachen. Auch spielen hier pädagogische Aspekte mit hinein. Als Nebenergebnis wurde dabei nicht nur die Reihenfolge der Buchstabenhäufigkeit ermittelt, sondern auch die Häufigkeit in ungefähren Prozentzahlen. So kommt Eta beispielsweise hundertmal häufiger vor als Altron. Über vierzig Prozent der Sprache bestehen aus den ersten fünf Buchstaben, die ich eben nannte – Eta, Tau, Al-Ka, Omnion und Nu.«

»Das kommt mir unwahrscheinlich vor«, sagte Samos.

»Es stimmt aber«, antwortete Bosk. »Außerdem bestehen über sechzig Prozent der Sprache aus diesen fünf Buchstaben zuzüglich Ar, Ina, Shu und Homan.«

»Trotzdem könnten wir alle denkbaren Kombinationen ausprobieren«, schlug Samos vor.

»Ganz recht«, sagte Bosk, »denn ich glaube, daß hier ein ganz einfacher Schlüssel angewendet wurde. Immerhin hat Belisarius die Nachricht ohne Hilfsmittel vom Halsband ablesen können.«

»Wäre das denn sicher genug?« wollte Samos wissen.

»Die Sicherheit einer solchen Verschlüsselung ruht nicht in sich selbst, sondern im allgemeinen darin, daß

sie gar nicht als verschlüsselte Nachricht erkannt wird. Zum Beispiel handelt es sich nicht um einen unverständlichen Text auf einem Stück Papier, der doch sofort an eine Geheimbotschaft denken ließe und alle Neugierigen anspornen würde, sondern auf den ersten Blick doch um nichts weiter als eine unauffällige Holzperlenkette, kitschig und billig, dazu geeignet, den Hals einer unwürdigen Sklavin zu schmücken.«

Samos hob das Gebilde in die Höhe.

»Außerdem«, fuhr Bosk aus Port Kar fort, »wußte die Sklavin selbst nichts von der Rolle, die sie in dieser Angelegenheit spielt. Erst ziemlich spät bekam sie überhaupt mit, daß sie eine Nachricht in sich trug. Ein weiterer Sicherheitsfaktor liegt in der Art und Weise, wie der Impuls ausgelöst wird, der zur Herstellung des Halsbandes führt, und in dem zusätzlichen Befehl, der es ihr unmöglich macht, die Perlen aneinanderzureihen, wenn nicht vorher das richtige Schlüsselereignis stattgefunden hat.« Bosk lächelte. »Wenn man dann außerdem bedenkt, daß hier nur ein einfacher Schlüssel verwendet wurde, der ein Kodebuch oder Entschlüsselungstabellen überflüssig macht, dann ergibt sich hieraus eine Kette von Umständen, die nicht nur für größtmögliche Sicherheit sorgt, sondern die Kommunikation zugleich denkbar einfach hält. Wie ich schon sagte, konnte Belisarius das Halsband sofort lesen.«

»Das ist unseres Gegners wahrhaft würdig«, stellte Samos fest.

»Dieser Ansicht bin ich auch«, meinte Bosk.

»Könnten wir diesen Belisarius nicht gefangennehmen?« fragte Samos.

»Wir wissen nicht, wo er ist«, antwortete Bosk und wandte sich an Iskander. »Wenn wir diesen Belisarius fänden, könnten wir deiner Meinung nach die gewünschten Informationen von ihm erhalten?«

»Vielleicht«, sagte Iskander. »Ich nehme aber an, daß

ein einziges Wort, vielleicht sogar von Belisarius selbst gesprochen, diesen Schlüssel in seinem Kopf auslöschen würde.«

»Kann der Feind denn so raffiniert sein?« wollte Samos wissen.

Iskander deutete auf mich. »Ich glaube schon. Ihr seht ja, was er vermag.«

Samos blickte mich an. »Ich möchte nur wissen, warum man das Mädchen nicht umgebracht hat, als es seinen Zweck erfüllt hatte.«

Ich erschauerte.

»Offenbar glaubt man, nichts befürchten zu müssen«, sagte Bosk. »Man hält das Geheimnis für unergründbar.«

»Darf ich etwas sagen, ihr Herren?« fragte ich.

»Ja.«

»Belisarius«, begann ich, »war der Meinung, andere würden die Nachricht nicht verstehen, selbst wenn sie sie lesen könnten. Er meinte, sie würde bedeutungslos klingen.«

Samos wandte sich an Bosk. »Kapitän«, sagte er, »sieh zu, was du machen kannst.«

»Gern«, erwiderte Bosk lächelnd. »Luma«, sagte er zu dem Mädchen neben sich. »Schreib mir die Reihenfolge der Perlen auf einen Bogen – in weit auseinanderliegenden Reihen. Dann gibst du mir deinen Schreibstift und das Papier.«

»Ja. Herr.«

Nach wenigen Minuten hatte ihre schnelle Hand die Aufgabe erfüllt.

»Wir beginnen«, sagte Bosk, »indem wir die häufigste Paarung blau und rot gleich Eta setzen. Die nächsthäufige Sequenz ist orange und rot. Nehmen wir einmal an, dies sei Tau.«

Ich hockte vor der Plattform und sah zu. Niemand sagte etwas. Samos und Clitus Vitellius folgten jeder Handbewegung des großen Mannes. Bosk arbeitete

schnell, zuweilen mit zornig gerunzelter Stirn. Mehr als einmal änderte er seine ursprünglichen Vermutungen und trug einen anderen Buchstaben ein, dem zuweilen ein dritter und vierter folgten.

Endlich legte er den Schreibstift aus der Hand und starrte mit schiefem Blick auf das Papier in seinem Schoß.

»Ich habe die Nachricht«, sagte er ernst.

Samos wandte sich an die beiden Sklavinnen, die in einer Ecke knieten. »Fort mit euch, Sklavinnen!« befahl er. Sie eilten aus dem Zimmer.

Ärgerlich starrte Bosk auf die Worte, die er hingeschrieben hatte. »Das ergibt tatsächlich keinen Sinn«, sagte er.

»Wie lautet denn die Botschaft?«

»Halbohr kommt«, las Bosk vor und fügte hinzu: »Sinnlos.«

»Nein!« flüsterte Samos mit bleichem Gesicht. »Das ist ganz und gar nicht sinnlos.«

»Was bedeutet es denn?« wollte Bosk aus Port Kar wissen.

»Wann hast du diese Nachricht überbracht, Sklavin?« wandte sich Samos an mich.

»In der letzten Passage-Hand, Herr«, erwiderte ich.

»Ich eroberte die Sklavin von zwei Männern an der Grenze zur Salerischen Konföderation«, sagte Clitus Vitellius. »Das war bei Frühlingsanfang.«

Seit dieser Zeit war ich Sklavin gewesen bei Clitus Vitellius, Thurnus aus Tabukfurt, in der Festung Turmussteine und im »Glockenkragen«. Außerdem hatte ich Elicia Nevins gedient und im »Chatka und Curla« gearbeitet.

»Es ist zu spät«, sagte Samos niedergeschlagen.

»In welcher Hinsicht?« fragte Bosk aus Port Kar.

»Halbohr ist zweifellos schon auf Gor gelandet«, sagte Samos grimmig.

»Wer ist denn dieser Halbohr?« fragte Bosk.

»Seinen richtigen Kur-Namen kennen wir nicht«, antwortete der Kapitän. »Auf Gor ist er lediglich als Halbbohrt bekannt.«

»Und was ist dieses legendäre Wesen?«

»Ein hoher Feldherr der Kurii«, antwortete Samos.

»Hat seine Ankunft auf Gor etwas zu bedeuten?« wollte Bosk aus Port Kar wissen.

»Zweifelloos ist er auf diese Welt gekommen, um die weiteren Aktionen der Kurii zu leiten!«

Ich wußte nicht, was Kur und Kurii waren. Offenbar handelte es sich um den Gegner.

»Und es hat etwas zu bedeuten, daß er gerade jetzt nach Gor gekommen ist?« hakte Bosk nach.

»Ich habe das dumpfe Gefühl, daß es so ist«, erwiderte Samos. Er schien zutiefst erschüttert zu sein, was mich überraschte, hatte er doch einen starken, strengen Eindruck auf mich gemacht. Die Nachricht mußte wirklich Schlimmstes verheißen, wenn sich ein mächtiger Mann wie er davon beunruhigen ließ.

»Was heißt nun das Ganze?« fragte Bosk aus Port Kar.

»Ich fürchte, daß die Invasion kurz bevorsteht.«

»Invasion?« warf Clitus Vitellius ein.

»Es gibt einen Feind«, sagte Samos.

»Einen Feind Ars?« fragte Clitus Vitellius zornig.

»Einen Feind Ars und Port Kars und Cos' und Tarnas – einen Feind der ganzen Welt!«

»Halbohrt«, sagte Bosk aus Port Kar nachdenklich.

»Den möchte ich gern kennenlernen.«

»Ich auch!« rief Clitus Vitellius.

»Ich habe so einiges über ihn gehört«, sagte Samos aus Port Kar. »Ich glaube nicht, daß ich seine Bekanntschaft machen möchte.«

»Wir müssen ihn aufspüren«, forderte Bosk.

»Wir haben aber nicht den geringsten Anhaltspunkt«, sagte Samos und betrachtete das Halsband,

das wieder auf dem Tisch vor ihm lag. »Wir wissen nur, daß Halbohr sich irgendwo auf Gor befindet.«

In der Schale der winzigen Lampe neben uns knisterte das Öl.

Geistesabwesend blickte Samos mich an. Dann sagte er zu den Wächtern hinter mir: »Bringt sie in die Gehege und kettet sie fest.«

»Dein Bad ist fertig, Herrin«, sagte ich. Ich kniete mit gesenktem Kopf in einer weißen Tunika vor meiner Herrin, der Lady Elicia von den Sechs Türmen Ars.

Sie saß auf ihrer breiten Couch und ließ sich von mir die Sandalen ausziehen. Dann stand sie auf, und ich nahm ihr die Robe ab.

Sie lächelte anerkennend. »Vielleicht mache ich doch noch eine Dienstklaavin aus dir, Judy.«

»Ich hoffe, daß ich meiner Herrin gefalle«, erwiderte ich.

Sie trat an den Rand des eingelassenen Beckens und ließ sich hineinsinken. Die Temperatur stimmte genau. Ich hatte meine Lektion gelernt.

Ich blickte auf meine Herrin, die sich wohlig im warmen Wasser reckte.

Ich war Judy, ihre Haussklaavin. Ich säuberte ihre Gemächer, ich kochte und wusch, ich erledigte alle simplen, unangenehmen Arbeiten. Es war sehr bequem für sie, über mich zu bestimmen. Oft ließ sie sich von mir beim Einkaufen begleiten, und wenn sie mich dabei erwischte, wie ich einen Mann auch nur ansah, wurde ich zu Hause sofort ausgepeitscht. Ja, die zisielierte Sklavenpeitsche, die über dem Bad an der Wand hing, hatte ich schon einige Male zu spüren bekommen.

Wie viele frigide Frauen war sie unglaublich eitel. Begriff sie nicht, daß ihre Schönheit – und sie selbst – biologisch bedeutungslos waren, solange sie nicht von den Armen eines Herrn umschlossen wurde?

»Wie roh und abscheulich die Männer doch sind, Judy!« sagte sie.

Wenn sie badete, kam das Gespräch meistens auf die

Männer, und sie ließ keinen Zweifel an ihrer Verachtung für das andere Geschlecht.

»Hältst du mich für schön, Judy?« fragte sie.

»Ja, Herrin.« Sie stellte mir die Frage oft, und meine Antwort entsprach der Wahrheit. Meine Herrin war eine unglaublich schöne junge Frau – weitaus schöner als ich.

»Glaubst du«, fragte sie lachend, als spräche sie im Scherz, »daß ich einen hohen Preis bringen würde?«

»Ja, Herrin«, sagte ich. Nicht zum erstenmal erkundigte sie sich nach diesen Dingen; ihre Neugier in diesem Punkt kam mir etwas seltsam vor.

In diesem Augenblick hörte ich das leise Geräusch, auf das ich seit mehreren Tagen gewartet hatte.

Sie legte sich in der Wanne zurück und schloß die Augen. Der bunte Schaum hüllte sie bis zum Kinn ein.

»Wie ist es denn so als Sklavin eines Mannes?« fragte sie.

»Das wird die Herrin bald selbst wissen«, sagte ich.

Sie drehte sich um und erblickte ihn. Sie schrie auf.

»Wer bist du?« rief sie.

»Bist du Lady Elicia von den Sechs Türmen Ars?« fragte er.

»Ja.«

»Im Namen der Priesterkönige Gors beschuldige ich dich, eine Agentin der Kurii zu sein. Darauf stehen schwere Strafen.«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte sie.

Aus seiner Tunika zog er einen zusammengefalteten gelben Bogen, der mit Siegel und Band versehen war. Auf dem gelben Papier sah ich in schwarzer Tinte das allgemein verbreitete Kajirazeichen. »Ich habe hier eine Anordnung zur Versklavung, unterzeichnet von Samos aus Port Kar. Schau es dir an. Du wirst sehen, daß alles in Ordnung ist.« Er warf das Dokument zu Boden.

»Nein!« rief sie erschrocken und versuchte ihre Blöße zu bedecken. »Tellus! Barus!« kreischte sie.

»Deine Helfershelfer können dir nicht mehr beistehen«, sagte der Fremde. »Wir wissen, daß sie aus Cos stammen. Sie befinden sich bereits im Gewahrsam des Magistrats von Ar.«

»Tellus! Barus!« rief sie noch einmal.

»Du bist allein, Lady Elicia«, sagte er. »Niemand kann deine Schreie hören.«

Er war groß und kräftig und trug das Rot des Kriegers. An seinem Gürtel hing eine lange zusammenge-rollte Lederleine.

»Komm aus dem Bad«, sagte er. »Empfange die Zeichen deiner Sklavenschaft.«

»Nein!« rief sie und wandte sich an mich. »Lauf, Judy! Hol Hilfe!«

»Nein«, sagte der Mann.

»Ja, Herr«, erwiderte ich und blickte Lady Elicia an. »Verzeih mir, Herrin, aber ich bin nur eine Sklavin, die dem Befehl des Mannes gehorchen muß.«

»Unselige!« rief sie.

»Komm aus dem Bad!« sagte er. »Sonst hole ich dich raus!«

»Bring mir meinen Mantel«, sagte Lady Elicia.

Er ging zu dem Gewand, das auf der Couch lag, doch anstatt es ihr zu geben, begann er den Stoff zu untersuchen. Er hob ihn ins Licht. In einem Ärmel, in einer schmalen, langen Scheide, fand er eine Nadel, die er in die Höhe hielt. Dann näherte er sich dem Becken. Sie wich erschrocken zurück. Er wusch die Nadel sauber, trocknete sie mit einem Handtuch ab und steckte sie wieder in den Ärmel. Ich hatte keine Ahnung gehabt von dieser Waffe, so raffiniert war sie in der Naht verborgen gewesen.

Er blickte sie an.

Ich war sicher, daß die Nadel vergiftet gewesen war, vermutlich mit Kanda.

»Du hast mich entwaffnet, Krieger«, sagte sie. »Reichst du mir jetzt bitte mein Gewand?«

Er aber warf den Mantel in eine Ecke des Zimmers.

»Bitte«, sagte sie. »Ich bin reich. Ich kann dir viel Geld geben!«

»Steh auf und heb die Hände über den Kopf«, befahl er.

»Du nimmst dir zuviel heraus!« rief sie.

»Das ist bei einer Sklavin gar nicht möglich!«

Elicia Nevins richtete sich zitternd auf und hob die Hände über den Kopf. Der Besucher musterte sie gründlich, sein Blick war der nüchtern taxierende Blick des Sklavenherrs.

»Du wirst eine hübsche Sklavin abgeben«, sagte er.

Dann stieg er zu ihr in das Becken, wischte den Schaum zur Seite und begann die Wand des Beckens abzusuchen. Sehr schnell fand er den winzigen Dolch, der hinter einer Kachel versteckt war. Er entfernte das Gift von der Klinge, trocknete sie ab und warf sie auf den Mantel, ein gutes Stück vom Becken entfernt. Auch von dieser Waffe hatte ich nichts gewußt.

»Laß mich gehen!« flehte sie. »Ich kann dich fürstlich belohnen. Ich gebe dir soviel, daß du dir dafür zehn Sklavinnen kaufen könntest.«

»Aber keine davon wäre Elicia Nevins«, sagte er. »Du bist doch Elicia Nevins, oder?«

»Ja«, sagte sie leise. »Ich bin Elicia Nevins.«

»Ich werde dich jetzt fesseln«, sagte er. Er bückte sich, ergriff die Versklavungsanordnung und steckte sie wieder in seine Tunika. In diesem Augenblick hechtete sich Elicia zur Seite und griff nach dem kleinen Dolch auf dem weißen Mantel. Ich schrie auf. Sie fuhr herum, die Klinge hoch erhoben. In aller Ruhe schloß der Mann seine Tunika und musterte sie.

Elicia hatte offenbar noch gar nicht gemerkt, daß er bereits mit dem Training der neuen Sklavin begonnen hatte.

»Raus!« rief sie. »Ich habe ein Messer! Ich bringe dich um! Raus hier!«

»Du hast dein Bad beendet. Halte dich jetzt bereit für die Fesseln.«

»Raus!« brüllte sie.

»Du scheinst nicht recht gehorchen zu wollen«, bemerkte er. Sie wandte verzweifelt den Kopf. Ihr Blick fiel auf die offene Tür des Zimmers.

»Fliehen ist sinnlos«, sagte er. »Die Außentür ist durch eine Kette gesichert.«

Sie wandte sich trotzdem zur Flucht. Wir folgten ihr ins Nebenzimmer, wo Elicias Thronsessel stand.

Sie zerrte an der Kette, die den Riegel der Außentür sicherte, und stach hysterisch mit dem Messer auf das Holz ein. Dann wandte sie sich schweratmend um. Sie hastete an uns vorbei in den Baderaum, schloß die Tür hinter sich und verriegelte sie.

Der Krieger verließ den Thronsessel, in den er sich gesetzt hatte, und ging zur Tür. Er trat zweimal zu, bis die Türfüllung schief im Rahmen hing. Er hatte Türangeln und Schloß glatt aus der Wand gesprengt. Mit dem Fuß schob er die Tür zur Seite und trat ein. Neben dem Becken stand Elicia, das Messer erhoben.

»Zurück!« rief sie.

»Offenbar hast du eine tüchtige Tracht Prügel nötig«, sagte er und trat vor.

Sie hieb nach ihm, doch er packte ihr Handgelenk, drehte es ihr auf den Rücken und schob den Arm nach oben. Sie schrie vor Schmerz und stellte sich auf die Zehenspitzen. Das Messer polterte zu Boden und wurde vom rechten Fuß des Mannes zur Seite geschoben. Mit dem anderen Fuß trat er gegen ihre Beine und drückte sie vor sich auf den Boden. Energisch schob er sie zum Rand des Beckens, packte ihre Haare und drückte ihren Kopf unter Wasser.

»Ich will keine Sklavin sein!« keuchte sie, als er sie wieder hochriß. Wasser rann ihr aus dem Haar.

Wieder drückte er den Kopf unter Wasser, diesmal

länger. Sie spuckte Wasser und röchelte, als er sie wieder hochkommen ließ.

Dann fesselte er sie grob mit der Lederschnur.

»Wessen Fesseln trage ich?« fragte sie erstickt.

»Bosk aus Port Kar ist dein Herr«, sagte er.

»Nicht er!« rief sie zitternd. Offenbar hatte sie von ihrem Feind gehört.

Der Mann deutete auf mich.

»Wo ist der Schlüssel zu ihrem Kragen?« fragte er.

»In der gelben Schublade dort drüben!«

»Hol ihn«, sagte Bosk aus Port Kar zu mir.

Ich eilte zu der Kommode und fand den Schlüssel. Er bedeutete mir, daß ich den Schlüssel Elicia geben und mit dem Rücken zu ihr niederknien solle. Ich gehorchte unverzüglich.

»Nimm ihr den Kragen ab«, sagte er zu Elicia.

Mit fliegenden Fingern öffnete sie das Schloß und legte Kragen und Schlüssel auf die Kacheln.

»Sag: ›Ich bin nicht mehr deine Herrin‹«, befahl der Krieger.

»Ich bin nicht mehr deine Herrin«, flüsterte Elicia verängstigt.

Ich sprang auf und fuhr zu ihr herum. Sie zuckte unwillkürlich zurück und starrte angstvoll auf meine geballten Fäuste.

»Knie nieder«, sagte Bosk aus Port Kar zu mir.

»Ja. Herr«, antwortete ich, war ich doch noch immer eine Sklavin.

Bosk stand vor Elicia und musterte sie. Ihre Unterlippe zitterte. »Du bist eine Agentin der Kurii«, sagte er, »zugleich aber ein wertvoller und schöner Fang für einen Sklavenherrn.«

»Wirst du mich zum Verhör nach Port Kar bringen?« fragte sie.

»Ja.«

»Ich werde alles sagen, was ich weiß.«

»Natürlich«, sagte er und blickte durch ein langes

schmales Fenster auf die Türme Ars. Es war noch immer hell.

»Wir haben frühen Nachmittag. Es ist schwierig, dich bei hellem Tage aus der Stadt zu bringen«, sagte Bosk.

»Zweifellos wartest du auf den Einbruch der Nacht«, sagte sie.

»Keine Angst, wir werden uns die Zeit schon vertreiben.«

»Wie soll ich denn fortgeschafft werden?« fragte sie.«

»Nackt und gefesselt auf dem Sattel eines Tarn.«

Niedergeschlagen kniete sie vor ihm.

»Geh ins andere Zimmer«, sagte Bosk zu mir.« Unter meinen Sachen findest du ein Eisen. Zünde eine Feuer- schale an und erhitze das Eisen.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

Es war Spätnachmittag, als ich das glühende Feuer- becken auf seinem Gestell in das große Badezimmer schob. Ich hatte bis jetzt damit gewartet, damit es drü- ben nicht unangenehm heiß wurde.

»Wie hübsch du bist, Elicia«, sagte ich verblüfft. Das Mädchen hatte sich mit Make-up herausgeputzt.

»Judy!« schluchzte sie. »Was geschieht mit mir?«

»Er wird dir sein Brandzeichen aufdrücken«, sagte ich.

»Nein!«

»Niemand hat dich gezwungen, nach Gor zu kom- men.«

Bosk aus Port Kar griff nach dem Brandeisen und bewegte es in den glühenden Kohlen hin und her. Bald war es soweit.

»Du bist ein Ungeheuer, ein Barbar!« rief Elicia ihm zu.

Er stützte sich mit dem Knie auf sie und klemmte sie zwischen Fliesen und Steincouch fest. Mit schnellen Bewegungen fesselte er ihr Hände und Füße. Ich muß- te das Feuerbecken näher herschieben.

Elicia Nevins lag gefesselt auf der rechten Seite am Fuße ihrer Couch. Bosks Gewicht hielt sie fest. Sie schloß die Augen.

Ich wandte mich zum Fenster um.

Sie schrie erbärmlich, als das Eisen sie berührte. Zischend tat das Brandeisen sein Werk. Bosk beeilte sich nicht. Er wollte gute Arbeit leisten.

Ich hörte das Mädchen schluchzen. Sie sah mich mit tränenfeuchten Augen an.

Als ich das Feuerbecken hinausgebracht und das Eisen zum Abkühlen an die Wand gestellt hatte, befahl mir mein Herr, zu seinen Sachen zu gehen und den Sklavenkragen zu holen, den ich dort finden würde.

Er nahm mir den Kragen ab, ein einfaches Stahlband.

»Lies vor«, sagte er zu Elicia.

»Ich bin die Sklavin Elicia«, las sie. »Ich gehöre Bosk aus Port Kar.«

Entsetzt sah sie mich an. Als Sklavin würde sie ihren alten Namen tragen.

Bosk legte ihr den Kragen um und verließ den Raum. Ich hörte, wie er die äußere Tür öffnete und dann auf das Dach hinaufstieg. Sicher wollte er seinen Abflug vorbereiten. Ich wußte nicht, ob der Tarn schon auf dem Dach auf ihn wartete oder mit dem Pfiff einer Tarnpfeife herbeigerufen werden mußte.

Die neue Sklavin kniete bekümmert vor mir auf den Fellen. Von ihrem linken Fuß führte eine Fessel zu dem Sklavenring, der am Fuße der Couch eingelassen war.

»Ich bin Sklavin«, sagte sie ungläubig. »Ich trage ein Brandzeichen und einen Kragen!«

»Der Kragen steht dir ausgesprochen gut.«

»Er ist nur ein einfaches Halsband«, sagte sie.

»Trotzdem«, meinte ich.

Elicia betrachtete sich im Spiegel auf der anderen Seite des Raums. Sie hob den Kopf und drehte ihn auf die Seite.

»Ist mein Brandzeichen hübsch anzuschauen?« fragte sie.

»Warum fragst du?«

»Ich wollte es eben wissen!«

»Du warst mal Studentin der Anthropologie«, sagte ich. »Du bist in der Lage, dich mit der Institution der Sklaverei leidenschaftslos und objektiv zu befassen, als interessantes kulturelles Phänomen, typisch für eine bestimmte Zivilisation.«

»Ich bin Sklavin!« jammerte sie. »Begreifst du nicht, was das bedeutet?«

»Das begreife ich durchaus«, antwortete ich und dachte an Clitus Vitellius. »Aber wo bleibt deine Nüchternheit? Wohin ist deine Objektivität verschwunden?«

»Ich hatte keine Ahnung, daß es so sein würde – ich bin *Besitz* eines Mannes!« Sie starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an. »Unbegreiflich!«

»Du erlebst diese kulturelle Institution nun aus erster Hand.« Sie erschauerte. »Hab keine Angst, Elicia. Du brauchst nur zu lernen, den Männern zu gefallen.« Ich lachte.

»Aber ich mag Männer nicht!«

»Schau in den Spiegel«, sagte ich. »Was siehst du darin?«

»Eine Sklavin«, antwortete sie und lächelte scheu – eine untypische Geste für Elicia Nevins.

»Aber eine Sklavin, die noch viel zu lernen hat«, stellte ich fest.

Sie blickte mich fragend an.

»Hörst du nicht den Schritt deines Herrn, der draußen die Treppe herabkommt?!«

Sie horchte. »Ja«, sagte sie.

»Du wirst es lernen müssen, auf diesen Schritt zu achten.«

Sie sah mich erschrocken an.

Bosk trat ein. »Alles ist bereit«, sagte er zu uns. »Ich werde meine Sklavin um Mitternacht knebeln und auf

den Sattel binden«, sagte er zu Elicia. »Dann verlasse ich Ar.«

»Der Herr muß sich vor den Patrouillen in acht nehmen«, sagte ich.

»Ich habe sie eben vom Dach aus gezählt«, sagte er. »Sie fliegen in regelmäßigen Abständen.«

»Ich verstehe, Herr.« Bosk war gründlich; er überließ nichts dem Zufall. Trotzdem war sein Vorgehen riskant. Und doch fürchtete ich nicht für ihn. Wäre ich ein Tarnwächter Ars gewesen, hätte ich ihn wohl ungern verfolgen müssen.

Er musterte Elicia, die in der Stellung einer Vergnügungssklavin vor ihm kniete; ich hatte ihr die Position in aller Eile beigebracht.

»Bring mir Wein, Sklavin«, sagte er zu mir. Ich hielt den Atem an.

Elicia starrte ihren Herrn entsetzt an. Sie wußte, welcher Wein gemeint war. Der Sklavenwein! Ich eilte, seinen Befehl auszuführen, und zog mich dann zurück.

Sanft stieß mich Bosk aus Port Kar mit dem Fuß an und weckte mich. Ich lag im vorderen Zimmer auf dem Thronsessel.

»Es ist fast schon Mitternacht«, sagte er. »Ich muß fort!«

»Ja, Herr«, sagte ich und rieb mir die Augen.

Elicia kniete hinter ihm. Er wollte sie auf das Dach bringen und über den Sattel seines Tarn binden.

Das dunkle Haar hing ihr locker um die Schultern. Ihre Ohringe schimmerten golden unter den Locken, ihr Halskragen war deutlich zu sehen. Die Sklavin strahlte etwas Verwundbares und Sinnliches aus. Sie war wunderschön.

»Darf ich etwas sagen?« fragte sie.

»Ja«, sagte er.

»In Port Kar, wenn ich meine Aussage gemacht habe, wenn ich für deine weiteren Pläne nicht mehr ge-

braucht werde – was passiert dann mit mir? Werde ich den Urts in euren Kanälen zum Fraß vorgeworfen?»

»Kann sein.«

»Darf ich denn nicht hoffen?»

»O doch. Du bist schön.«

»Ich will mir größte Mühe geben«, versicherte sie.

Ich bezweifelte nicht, daß die schöne Elicia, sobald sie ihre Rolle im Konflikt zwischen den Welten gespielt hatte, der Freude der Männer dienen würde. Sie war nicht mehr die Agentin einer geheimnisvollen interplanetarischen Macht; im Augenblick war sie nichts weiter als eine hübsche goreanische Sklavin.

»Hoch mit dir, Sklavin«, befahl Bosk aus Port Kar.

Elicia richtete sich leichtfüßig auf.

In der Hand hielt er einen Knebel.

»Bitte, Herr, einen Augenblick noch«, sagte sie und ging zu mir. »Wir sind nun beide Sklavinnen«, sagte sie.

»Ja.«

»Die Erde ist weit weg.«

»Ja.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte sie, »Judy.«

»Ich dir auch, Sklavin«, antwortete ich.

Bosk aus Port Kar schob ihr den Knebel in den Mund und band ihn fest.

Dann wandte sich der Mann zu mir um. »Dein Hals ist für den Kragen eines anderen bestimmt. Knie nieder.« Ich gehorchte, und er fesselte mich an Händen und Füßen und knebelte mich ebenfalls.

Dann machte er kehrt, packte Elicia am Arm und führte sie hinaus. Ich hörte, wie sie die Außentreppe zum Dach erstiegen.

Allein kniete ich auf den Kacheln vor der offenen Tür. Es war Mitternacht vorbei.

Nach einiger Zeit hörte ich Schritte näherkommen. Mein Herz machte einen Sprung. Diese Schritte kannte ich!

Clitus Vitellius trat über die Schwelle. Zornig blickte er mich an. Ich begriff seine Stimmung nicht.

Er löste meine Fesseln und stieß mich vor sich auf die Kacheln. Er warf sich über mich, schob meine Tunika hoch und bediente sich rücksichtslos meines Körpers. Ich genoß jede Sekunde. Tränen standen in meinen Augen. Ich liebte ihn! Ich wollte ihm meine Liebe bekennen, doch der Knebel bannte meine Zunge. Er ließ sich Zeit. Als er fertig war, wälzte er sich von mir und erhob sich, warf mich über seine Schulter und brachte mich fort.

Ich lag zu den Füßen meines Herrn Clitus Vitellius, der in seinem Thronessel saß und mit düsterem Blick aus dem Fenster starrte, vor dem sich die Türme Ars erhoben.

Ich legte eine Hand auf seine Knie. Seine Finger spielten mit meinem Haar. Mir kamen die Tränen.

»Du beunruhigst mich«, sagte er.

»Es tut mir leid«, sagte ich, »wenn ich dir mißfalle.«

»Ich verstehe die Gefühle nicht, die ich dir entgegenbringe. Du bist doch nichts weiter als eine Sklavin!«

»*Deine* Sklavin«, sagte ich betont.

Er schob mich zurück und stand ärgerlich auf. »Ich habe sogar Angst vor dir«, sagte er. »Immer wieder versuche ich, dich als Sklavin besonders schonungslos zu behandeln. Warum habe ich das Gefühl, dies tun zu müssen?«

Verwirrt blickte ich ihn an.

»Ich habe Angst vor mir selbst. Angst vor dir und vor mir.« Mürrisch starrte er mich an. »Du machst mich schwach«, fuhr er zornig fort, »mich, einen Krieger Ars!«

»Verzeih mir, Herr!«

»Sollte ich dich freilassen?« fragte er.

»Nein, Herr!« rief ich.

»Keine Angst«, sagte er. »Ich bin Clitus Vitellius aus Ar. Ich lasse keine Sklaven frei.«

Auf dem Weg ins Curuleum machten wir im ›Glockenkragen‹ Station. Es war früher Nachmittag.

»Als Pagamädchen war ich ziemlich gut«, sagte ich.

»Daran zweifle ich nicht«, sagte er.

Mit Erlaubnis des Tavernenwirts Busebius waren

mehrere Mädchen von früher, besonders natürlich Sklavenperle, an unseren Tisch gekommen, um sich mit mir zu unterhalten. Manche mochten mich um meinen Herrn beneiden, doch ich mußte leider allen sagen, daß ich zum Curuleum gebracht wurde, um dort verkauft zu werden.

Helen, das Tanzmädchen von der Erde, warf sich daraufhin meinem Herrn zu Füßen und bat, von ihm gekauft zu werden. Er aber stieß sie von sich.

Ich sah Bran Loort die Taverne betreten, einen Korb mit Gemüse im Arm. Als er mich erblickte, wandte er den Kopf ab und verschwand in der Küche. Er arbeitete noch immer im ›Glockenkragen‹.

»Wo ist Maria, Herr?« fragte ich. Bei Clitus Vitellius hatte ich dieses Mädchen stets für meine schärfste Rivalin gehalten.

»Ich habe sie an einen Sklavenhändler verkauft, der sich auf Tanzmädchen spezialisiert«, antwortete mein Herr. »Und Eta gehört jetzt Mirus, meinem Wächter.«

»Das freut mich, Herr.« Mirus war ein großer blonder Jüngling, der mir im Lager des Clitus Vitellius bereits aufgefallen war; ihn hielt ich für den attraktivsten Gefolgsmann meines Herrn.

»Und Sklavenperle, das weißt du«, fuhr Clitus Vitellius fort, »gehört jetzt Busebius.«

»Ja, Herr«, sagte ich.

»Und Lehna, Donna und Chanda habe ich an zwei meiner Männer verschenkt, für gute Dienste im Kriege.«

Ich nickte. »Gehen wir bald ins Curuleum, Herr?« fragte ich.

»Ja. Doch zuerst warten wir noch auf einen Freund. Du kennst ihn sogar.«

Neugierig sah ich Clitus Vitellius an, doch er hüllte sich in Schweigen.

Nach einiger Zeit ertönte lautes Singen. Mein früherer Sklavenherr war kein besonders guter Sänger.

»Thurnus ist es!« rief ich. »Thurnus aus Tabukfurt! Aber ich bitte dich, verschenk mich nicht wieder an ihn!«

»Keine Sorge«, antwortete Clitus Vitellius. Er sprang auf und ging Thurnus entgegen. Die beiden umarmten sich.

Kurze Zeit später saßen sie an unserem Tisch. Ich fand es seltsam, daß sich Thurnus in Ar aufhielt; wahrscheinlich hatte er Geschäfte hier zu tätigen. »Sei begrüßt, Dina!« rief er beschwingt.

»Sei begrüßt, Herr.«

Er sah kräftig aus wie eh und je und schien sehr zufrieden mit sich zu sein. Die lange Dürre war endlich vorbei. Offenbar stand es um die Ernte gut.

Ich bemerkte, daß Bran Loort vorsichtig durch die Küchentür blickte, aber sofort wieder verschwand. Er wagte es nicht, sich hier vor Thurnus zu zeigen, der ihn aus Tabukfurt vertrieben hatte.

Ich blickte zu Sklavenperle hinüber. Sie war damit beschäftigt, Thandar aus Ti von der Salerischen Konföderation zu bedienen, der mit vier Begleitern gekommen war. Er schien den »Glockenkragen« öfter zu besuchen, wenn er sich zu Wirtschaftsverhandlungen zwischen Ar und der Konföderation in der Stadt aufhielt. Möglicherweise lag dies an einem ganz bestimmten Mädchen, Sklavenperle genannt...

»Sul-Paga!« brüllte Thurnus in diesem Augenblick und hieb mit seinem großen Bauernstab auf den kleinen Tisch.

»Ruhe!« rief ein Mann von einem benachbarten Tisch. In seiner Begleitung befanden sich fünf Männer.

»Sul-Paga!« wiederholte Thurnus lautstark.

»Schrei nicht so!« forderte ein Mann an einem anderen Tisch.

Busebius hastete herbei. »Herr«, sagte er. »Wir haben viele Pagas. Pagas aus Ar und Tyros und Ko-ro-ba und Helmutsport, Anango und Tharna!«

»Ich will Sul-Paga haben!« forderte Thurnus. Mehrere andere Gäste drehten sich aufgebracht nach ihm um.

Die von Busebius angebotenen Getränke waren natürlich alle aus Sa-Tarna gemacht, während Thurnus nach dem ungemein kräftigeren Sul-Paga verlangte, der aber nur in ländlichen Gegenden zu finden war.

»Bitte, Herr, wir haben diesen Paga hier nicht.«

Thurnus sprang auf; in seinem Gesicht mischten sich Unglauben und Zorn. »Kein Sul-Paga?« fragte er erregt.

»Werft ihn raus!« brüllte jemand.

»Nein, Herr«, sagte Busebius verzagt.

»Dann werde ich singen!« verkündete Thurnus aus Tabukfurt.

Und er richtete sich auf und begann stürmisch zu singen. Einer der Gäste konnte seine Wut nicht mehr bezwingen, sprang Thurnus an und begann auf ihn einzuschlagen. Mehrere andere taten es ihm nach. Clitus Vitellius hielt sich zu meiner Überraschung abseits. Ich kroch zwischen den Beinen der Kämpfenden hindurch. Thurnus hatte zwei Männer emporgerissen und hieb sie mit den Köpfen zusammen. Im nächsten Augenblick ging der Mann aus Tabukfurt unter einer ganzen Gruppe von Angreifern unter. Ich hob die Hände schützend über den Kopf und brachte mich in Sicherheit. Da sah ich Bran Loort einen Angreifer am Kragen packen und an mir vorbeischleudern. »Keine Angst, Kastenführer!« rief er dabei. Er schleuderte einen anderen Burschen beiseite, der mit dem Kopf zuerst gegen eine Mauer knallte. Die nächsten beiden packte er am Kragen und drosch sie mit den Köpfen zusammen. Thurnus hatte sich inzwischen aus eigener Kraft aus dem Wust von Kämpfern befreit und griff gelassen nach einem Pagakelch.

»Er kämpft gut«, sagte er zu Clitus Vitellius, der nur nickte.

Dann stand Bran Loort mit dem Rücken an der Wand, umgeben von etwa zwanzig zornigen Männern. Er sah sich verzweifelt um. Plötzlich fiel sein Blick auf Thurnus.

»Es sind doch nur zwanzig!« rief dieser. »Und du bist ein Bauer!« Er warf Bran Loort seinen Stab zu, der die lange Waffe auffing und sofort damit zuschlug. Ein Mann schrie auf. Unverzüglich schwang das Holz herum; der Gegner versuchte dem Hieb auszuweichen. Der Stock wirbelte und richtete schrecklichen Schaden an. Mehr als ein Mann mußte sich mit gebrochenem Bein aus dem Kampf zurückziehen, der Stab brachte Prellungen bei, verursachte blutende Kopfwunden, knackste Rippen an. Männer versuchten den jungen Bauern zu umgehen, doch Thurnus griff ein und verhinderte das.

Busebius hatte zu jammern begonnen. »Halt, halt, ihr Herren!« rief er verzweifelt. Jetzt kämpften Thurnus und Bran Loort Rücken an Rücken. Bran Loort hielt den Stab, Thurnus hatte sich mit einem Tisch bewaffnet.

Plötzlich hörte ich ein Schwert aus der Scheide fahren. Andere taten es dem Manne nach.

»Nein«, sagte Thandar von Ti, der auf einen Tisch gesprungen war. Er und seine vier Begleiter hatten ebenfalls blank gezogen. Sie standen zwischen den beiden Kämpfern und ihren Gegnern.

»Es ist nicht recht, mit Stahl zu kämpfen gegen Männer, die sich nur mit Holz verteidigen.«

Die anderen wichen zurück.

»Freier Paga für alle!« setzte Thandar aus Ti hinzu.

»Und ich«, rief Clitus Vitellius, »zahle die zweite Runde!«

»Ein Hoch auf die Bauern!« rief ein Mann, obwohl ihm das Blut übers Gesicht lief.

»Ein Hoch auf die Bauern!« riefen alle und umring-

ten Thurnus und Bran Loort und klopfen den beiden auf die Schultern.

»Und was hast du hier zu suchen, elender Bran Loort?« fragte Thurnus.

Bran Loort ließ den Kopf hängen. »Ich arbeite in dieser Taverne. Es beschämt mich, daß du mich hier so vor dir siehst.«

»Und aus gutem Grund!« brüllte Thurnus.

»Was machst du hier?« fragte Bran Loort. »Ist jetzt nicht die Zeit, das Sa-Tarna zu ernten?«

»Ich dachte schon, das hättest du vergessen. Es ist jedenfalls eine große Überraschung für mich, dich hier anzutreffen. Aber wie es sich gezeigt hat, war es ein glücklicher Zufall.« Grinsend blinzelte er Clitus Vitellius zu.

»Es freut mich, wenn ich dir helfen konnte«, sagte Bran Loort. »Aber was tust du nun wirklich in Ar?«

»Ich suche Männer für die Ernte.«

»Ich bin stark«, sagte Bran Loort.

»Gut«, antwortete Thurnus. Bran Loort umarmte ihn weinend. »Trink einen Schluck Paga«, fuhr Thurnus fort. »Dann müssen wir gehen. Das Sa-Tarna wird langsam ungeduldig.«

Bran Loort stieß einen Freudenschrei aus und drehte sich mit erhobenen Armen wie ein Kind, das in der Sonne herumtanzt. Einer vorbeigehenden Sklavin entriß er einen Becher Paga und leerte ihn in einem Zug.

»Er hat noch viel zu lernen«, sagte Thurnus, »aber es wird der Tag kommen, da er Kastenführer ist. Und er wird seinen eigenen Heimstein besitzen.«

»Es freut mich, daß ich dir helfen konnte«, sagte Clitus Vitellius.

Thurnus ergriff seine Hand. »Vielen Dank, Krieger«, sagte er.

Clitus Vitellius saß mit Thandar aus Ti und seinen vier Männern am Tisch. Sie wurden von Sklavenperle bedient.

»Die Salerische Konföderation«, sagte Clitus Vitellius gerade, »stellt eine Bedrohung für die Sicherheit Ars dar.«

»Richtig«, sagte Thandar aus Ti.

»Du scheinst nicht ganz bei der Sache zu sein«, bemerkte Clitus Vitellius, der offenbar über Politik diskutieren wollte.

Thandar aus Ti beobachtete Sklavenperle, die ihm mit gesenktem Kopf ein Getränk reichte.

»Eine hübsche Sklavin«, sagte Clitus Vitellius. »Ja«, erwiderte Thandar aus Ti, hob die Hand und berührte Sklavenperle am Hals. »Meinst du, ich sollte sie kaufen?« Sklavenperle wagte nicht, den Kopf zu heben.

»Sie ist eine Schönheit. Wenn es dir gefällt, kannst du Busebius ja ein Angebot machen.«

»Busebius!« rief Thandar. »Ich habe diese kleine Sklavendirne in mein Herz geschlossen«, sagte er zu dem herbeieilenden Wirt. »Ich gebe dir einen Silbertarsk für sie.«

»Der Herr ist sehr großzügig«, sagte Busebius.

»Dann bist du also einverstanden?«

»Fünf Tarsks«, forderte der Wirt.

»Schurke!« sagte Thandar aus Ti. »Ich gebe dir zwei!«

»Einverstanden!« lachte Busebius. Er freute sich über seinen Gewinn mit Sklavenperle, die er vermutlich für weniger als einen Silbertarsk erstanden hatte. Außerdem war es ihm gelungen, einen geschätzten Gast bei Laune zu halten.

Sklavenperle sank bewußtlos zu Boden. Sie war noch nicht wieder zu sich gekommen, als Busebius ihr Glocken und Kragen abnahm und Thandar aus Ti seine Sklavenfessel zuschnappen ließ. Als sie dann

doch wieder bei Bewußtsein war, richtete sie sich zögernd auf. »Gehöre ich jetzt dir, Herr?« fragte sie.

»Ja, Sklavin«, antwortete er.

Weinend vor Glück kniete sie vor ihm, nicht ohne mir einen Blick zuzuwerfen, der mich aufforderte, ihre wahre Identität nicht zu verraten. Vor langer Zeit war sie als Lady Sabina aus der Festung von Saphronicus Thandar aus Ti in die Gefährtschaft versprochen worden. Derselbe Mann hatte sie jetzt als Sklavin gekauft.

»Kehren wir ins Gasthaus zurück«, sagte einer der Begleiter Thandars. »Ich glaube, wir haben hier eine Sklavin, die begierig ist, ihrem Herrn zu dienen.«

»Steh auf, Sklavin«, sagte Thandar aus Ti.

»Ein guter Kauf«, kommentierte einer seiner Begleiter.

»Ich glaube, ich nenne dich ›Sabina‹«, sagte der Unterhändler der Salerischen Konföderation.

Sie zuckte zusammen. »Herr?« fragte sie und sah mich an. Doch ich konnte nur die Achseln zucken. Ich hatte ihr Geheimnis nicht verraten.

»Ja, Sabina, mein kleiner Sleen!« sagte Thandar lachend. »Oder glaubst du etwa, ich wüßte nicht, wer du einmal gewesen bist? Sabina, Tochter des Kleomenes, mir als Gefährtin zugebracht!«

»Herr!« rief sie und starrte ihn entsetzt an.

»Jetzt bist du natürlich nur eine einfache Sklavin.«

»Ja, Herr. Aber wie ...?«

»Als die Gefährtschaft im Rat der Konföderation besprochen wurde, bin ich nach Festung von Saphronicus gereist, um zu sehen, ob du mir auch gefielst. Ich hatte das Glück, dich im Bade beobachten zu können.«

»Herr?«

»Du erinnerst dich an deine Gemächer?« fragte er. »An das hohe Fenster? Man konnte sich mit einem Seil vom Dach herablassen.«

Sie errötete. »Und ich gefiel dem Herrn schon damals?«

»Ja, sehr! Dasselbe galt auch für Maria und die anderen.«

»Ja«, sagte sie, »meine Dienstsklavinnen waren sehr schön. Wie hat mich mein Herr jetzt nur gefunden?«

»Unter Kriegern hilft man sich weiter«, antwortete Thandar, und Clitus Vitellius lächelte.

»Vielen Dank, Herr«, sagte Sklavenperle zu dem Mann aus Ar.

Dieser rückte nur.

Sabina wandte sich daraufhin strahlend an mich.

»Ich bin seine Sklavin!« sagte sie.

Ich gab ihr einen Kuß. Ich konnte verstehen, wie ihr zumute war.

Einer von Thandars Männern begab sich zu Busebius, um die Rechnung zu begleichen.

»Ich wünsche dir alles Gute!« rief Sabina. »Euch allen wünsche ich alles Gute!«

»Ich dir auch!« gab ich zurück.

Die anderen Pagamädchen aus der Taverne schlossen sich den Wünschen an.

Thandars Männer gingen zum Ausgang. Sabina folgte ihnen. Wir sahen zu, wie die Gruppe die Taverne verließ.

»Es ist Zeit«, sagte Clitus Vitellius zu mir, »daß wir das Curuleum aufsuchen.«

Schüchtern berührte ich seinen Arm. »Bitte, Herr!« flehte ich ihn an.

Der Blick, mit dem er mich musterte, war beinahe zärtlich. Er schien bekümmert zu sein.

»Ja«, sagte er und bedeutete mir, ihm zu einer Nische zu folgen.

Ich kroch in die Nische und legte meine Straßentunika ab. Er schloß den Vorhang hinter uns.

»Oft«, sagte ich leichthin, »habe ich den Gästen des Busebius in dieser Nische gedient.«

Er nahm mich in die Arme. Seine Zärtlichkeit erstaunte mich. »Du wirst mir fehlen, Dina«, sagte er.

»Es gibt viele Mädchen. Du wirst mich bald vergessen.«

Er fuhr mir übers Haar. »Dein Haar wird bis zum Frühling noch kurz sein.«

»Zweifellos wird das meinen Preis beeinträchtigen.«

Er küßte mich.

»Behalte mich!« sagte ich plötzlich.

»Nein!« sagte er entschlossen. »Es ist seltsam. Ich habe gegen wilde Sleen und gegen gefährliche Gegner gekämpft. Ich bin ein Krieger, ein führender Mann meines Standes. Trotzdem vermagst du, eine Sklavin, mich mit einem Lächeln und einer Träne zu erobern.«

»Nein, Herr«, sagte ich.

»Du verstehst, was ich meine!« sagte er.

»Eine Sklavin bedarf keiner Erklärungen. Ihre Aufgabe ist es, zu gehorchen.«

»Siehst du!« sagte er ärgerlich. »Du machst mich schwach! Du bist so anders als alle anderen!«

»Dabei bin ich nur eine Sklavin. Behandle mich auch so!«

»Ein Krieger muß hart durchgreifen können.«

»Dann tu's!«

»Du möchtest erobert und unterdrückt werden, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete ich.

Er richtete sich neben mir auf. »Wie sehr du meine Schwäche verachten muß!«

»Ja, ich verachte deine Schwäche.«

Er blickte mich zornig an.

»Ich liebe dich!« sagte ich.

»Lügnerin!« rief er und warf sich auf mich. Er machte es ohne jeden Funken Zärtlichkeit, ließ seinen Zorn an mir aus.

Als er fertig war, sagte er: »Zieh dich an. Wir müssen zum Curuleum.«

Ich zog mir die Tunika über den Kopf und machte den Gürtel fest. Dann verließen wir die Taverne und begaben uns zum Hintereingang des Curuleum. Ich betrachtete die dicke Eisentür, hinter der ich verkauft werden sollte.

»Wir müssen eintreten«, sagte er.

»Tu mit mir, was du willst.«

»Ja. Ich bin ein Krieger. Ich darf nicht schwach sein.«

»Trotzdem bist du schwach!«

»Inwiefern?«

»Du willst mich ja gar nicht verkaufen«, sagte ich.

»Trotzdem tust du es.«

»Ich will dich verkaufen!«

»Sieh mich an! Was willst du wirklich mit mir tun?«

»Dich verkaufen!«

»Nein!« widersprach ich. »Du willst mich bei dir haben. Ich soll zu deinen Füßen sitzen. Du willst mich nicht verkaufen. Warum hättest du sonst in Ar nach mir gesucht oder mich sogar bis nach Cos verfolgt? Nur um mich zu verkaufen?«

Er sah mich stirnrunzelnd an.

»Nein, du wolltest mich als Sklavin besitzen!« rief ich.

»Ja!« sagte er zornig.

»Dann nimm mich an deine Kette!«

»Nein.«

»Dann verkauf mich«, sagte ich resigniert. »Die Entscheidung liegt bei dir.«

Er hämmerte an die Eisentür.

»Ich hatte Clitus Vitellius für stark gehalten!« klagte ich. »Ich hatte gedacht, er wäre ein wahrer Krieger. Ich hatte angenommen, er besitze die Kraft, einer Frau zu widerstehen – aber er schafft es nicht, mit einer Sklavin wirklich das zu machen, was er will.«

Von der anderen Seite näherten sich Schritte, und gleich darauf wurde eine kleine Gittertür geöffnet.

»Ich möchte ein Mädchen verkaufen«, sagte Clitus Vitellius.

Das Gitter wurde geschlossen. Gleich darauf ging die große Tür auf.

Wir traten ein und befanden uns in einem großen Raum mit Zementboden. Ein gelber Kreis war auf die Fläche gemalt. Hinter einem kleinen Tisch saß ein Mann.

»Gebt mir für sie, was sie wert ist«, sagte mein Herr, »und schickt das Geld in die Wohnung von Clitus Vitellius im Turm der Krieger.«

»Ja, Herr«, sagte der Mann am Tisch.

Clitus Vitellius machte kehrt und verließ das Curuleum. Ich kniete allein im gelben Kreis.

Beim ersten Verkauf ist es immer am schlimmsten. Doch bleibt auch beim zweiten- oder drittenmal ein Rest von Unbehagen und Nervosität. Das Schlimmste ist vermutlich die Ungewißheit, wer von den zahlreichen Besuchern des Auktionshauses die Sklavin befreien wird. Man wird angestrahlt, vorgeführt und von der besten Seite gezeigt. Neben der Sklavin steht der Auktionator mit seiner Peitsche. Man gibt sich größte Mühe. Der Block ist glatt. Viele Mädchen sind hier schon verkauft worden. Man ist nichts Besonderes, man ist nur eine von vielen Sklavinnen, ein bißchen mehr oder weniger hübsch als andere. Man spürt die Sägespäne unter den Füßen. Man hebt den Kopf im Fackellicht. Das erste Gebot kommt, und man versucht an der Stimme zu erkennen, was für ein Mann sich da um die Sklavin bemüht. Dann kommt das nächste Gebot. Man lächelt, wendet sich, geht ein paar Schritte, hebt die Arme, kniet nieder und befolgt die Anordnungen des Auktionators, die darauf abzielen, die Vorteile des Mädchens vorzuführen. Das Mädchen schwitzt. Das Sägemehl klebt ihr am Körper und in den Haaren. Die Furcht vor der Peitsche des Auktionators beflügelt die Sinne. Endlich steht sie schweratmend und nackt vor der Menge. Das letzte Gebot kommt, die Faust des Auktionators zuckt herab und besiegelt das Geschäft. Die Sklavin ist verkauft.

Viele Mädchen träumen davon, im Curuleum verkauft zu werden. Der große Block ist vielleicht der berühmteste in Ar – jedenfalls ist er der größte, halbkreisförmig, etwa vierzig Fuß weit und fünfzehn Fuß hoch. Blau und gelb schimmern die Verzierungen – in den Farben der Sklavenhändler. Das interessanteste

Detail ist vielleicht die Tatsache, daß in gleichmäßigen Abständen an der Vorderseite neun aus weißem Holz geschnittene Sklavinnenfiguren das Publikum anblicken – angeblich die ersten neun Sklavinnen, die vor vielen tausend Jahren von den Männern eines kleinen Dorfes namens Ar erobert wurden.

»Du, Sklavin!« sagte der Mann.

»Ja, Herr«, sagte ich. Ich trug einen Kragen, der mich mit einer Kette links und rechts mit je einem Mädchen verband. Wir standen in dem Tunnel, der zum Auktionsblock führte. Ein zweiter Tunnel führte vom Block fort.

»Kennst du das Ritual des Verkaufs?« fragte er.

»Ja, Herr«, antwortete ich. Man hatte ausgiebig mit mir geprobt. Bei einer Auktion wird nichts dem Zufall überlassen.

Der Mann ging zum nächsten Mädchen und stellte ihr dieselbe Frage. Und dann zu dem Mädchen, das nach ihr angekettet war. Stets erhielt er eine bejahende Antwort. Es standen hundertundzwanzig Sklavinnen zum Verkauf; sie warteten hier im Tunnel. Der Verkauf würde fünf bis sechs Ahn dauern, wenn das Publikum gut kaufte, konnte sich aber auch bis in die frühen Morgenstunden hinziehen.

Ich betrachtete das Mädchen zu meiner Linken. Wir hatten uns mit goreanischem Make-up herrichten dürfen und waren vorhin bereits in Ausstellungskäfigen den interessierten Kunden vorgestellt worden.

Plötzlich spürte ich ein leichtes Beben durch die Kette gehen. Das Flüstern ging von Mund zu Mund. »Die Auktion hat begonnen!«

»Ich habe Angst«, sagte ein Mädchen.

»Im Curuleum bietet ganz Ar mit«, meinte eine andere.

Ich hörte nichts, doch ich wußte, daß das erste Mädchen den Block bestiegen hatte.

Ich saß auf der schmalen Bank, die sich an der Tun-

nelwand hinzog. An meinem Körper hing ein raffiniert geschnittenes grünes Seidengewand, das dazu bestimmt war, mir Stück um Stück in einer genau festgelegten Reihenfolge vom Leib gerissen zu werden, bis im entscheidenden Stadium das Abreißen der letzten Fetzen das Interesse und die Lüsterheit der Bietenden noch einmal steigerte.

»Eins aufrücken!« sagte der Sklavenwärter. Wir gehorchten.

Das Mädchen zu meiner Linken trug eine einfache kurze Tunika von der Art, wie Haussklavinnen sie tragen. Beim Publikum sollte der Eindruck entstehen, sie habe seit ihrer Kindheit im Eigentum einer ruhigen und angesehenen Familie gestanden, die wegen finanzieller Schwierigkeiten habe verkaufen müssen. Diese Geschichte war nicht völlig falsch, war aber natürlich so gestaltet, daß der Preis möglichst hoch ausfallen mußte.

Das Mädchen zu meiner Rechten, das nach mir an die Reihe kam, sollte mit einer ganz anderen Geschichte auf den Block kommen. Sie trug einen weißen Fetzen, der ihr von den Schultern bis zu den Oberschenkeln reichte. Der Gegensatz zwischen ihrem dunklen Haar und ihren nackten Beinen und Armen zu dem weißen Kleid war auffällig. Von ihr war eben das Bekenntnis gekommen, daß sie Angst habe; ich konnte es ihr nicht verdenken. Sie war Jungfrau.

Wir rückten einen weiteren Platz auf.

»Es wird heute schnell verkauft«, sagte ein Mädchen weiter unten. Schnelle Zuschläge waren gut. Sie bedeuteten, daß der Auktionator guter Laune war und daher wohl mit seinen Schützlingen weniger grausam umspringen würde.

Und wieder rückten wir weiter.

Die meisten Mädchen werden einzeln verkauft, manchmal aber auch zu mehreren gleichzeitig, als Paare oder in zueinanderpassenden Gruppierungen,

die sich etwa nach Haarfarbe oder Dialekt orientieren.

Gruppen kommen meistens zum Verkauf, wenn es um Sklaven für die Feld- und Küchenarbeit geht. Solche Sklavinnen wurden im Curuleum aber nicht angeboten. Trotzdem gab es heute zwei Pärchen an der Kette, eine Sängerin und ihre Lautenspielerin und eine Zwillinge von der Insel Tabor.

Noch konnte ich die Rufe des Auktionators nicht hören, ab und zu hallte aber bereits die lautstarke Reaktion des Publikums durch den Tunnel.

Ich war Mädchen 91 an der Kette, eine gute Position. Die Verkäufe beginnen am frühen Abend. Wenn nicht etwas Besonderes angeboten wird, läuft die Auktion gewöhnlich ziemlich langsam an. Das Publikum ist noch nicht vollzählig, und die letzten Plätze füllen sich meistens erst im Verlauf der zweiten Ahn. Das erkennbare Tempo der heutigen Verkäufe verwirrte mich. Soweit ich wußte, stand nichts Besonderes auf dem Programm. Jedenfalls ist es nicht sehr angenehm, zu den ersten zwanzig Sklavinnen zu gehören, die vor fast halbleerem Haus verkauft werden müssen; meistens werden zu dieser Zeit auch die uninteressantesten Mädchen angeboten. Vom Standpunkt der Sklavin aus ist es am günstigsten, zwischen Position 80 und 95 zu stehen, bei einer Kette von hundertundzwanzig Mädchen. Noch später läßt das Interesse wieder nach, und die ersten Besucher brechen auf. Diese Bemerkungen gelten natürlich nur für die sogenannten offenen Verkäufe, die von großen Auktionshäusern etwa viermal die Woche abgehalten werden; daneben gibt es Sonderverkäufe, Privatverkäufe und Verkäufe ganzer Haushalte, die gesondert angekündigt werden.

Wir rückten immer weiter auf. Inzwischen konnte ich die Rufe des Auktionators recht deutlich verstehen und hörte einzelne Zurufe aus der Menge. Das Ende des Tunnels rückte näher.

Das Mädchen in der Haustunika saß angespannt neben mir. Sie war Nummer 90. Ihre Fingernägel bohrten sich in das Holz der Bank. Ihr Make-up wurde inspiziert und noch verbessert. Dann wurde sie von der Kette genommen. Am Ausgang des Tunnels stand ein Mann mit einer Schreibtafel und einem Markierstift. Er bedeutete ihr näherzukommen. Dann inspizierte er ihre Kettennummer, die mit Lippenstift unter ihrem linken Ohr angebracht war.

Begeistertes Gebrüll wurde laut, und ich wußte, daß das Mädchen auf dem Block verkauft worden war. Ein anderes Mädchen mit der Nummer 89 hatte am Fuße des Blocks gewartet. Ein Mann mit einer Peitsche schob sie jetzt die Treppe hinauf.

Gleichzeitig drängte der Mann mit der Schreibtafel das Mädchen in der Haustunika vor die unterste Stufe.

»Schau mich an«, sagte ein Mann.

Ich saß still und starrte ihn an. Er untersuchte mein Make-up und verbesserte es mit einigen geschickten Strichen.

»Du bist schön genug«, sagte er.

»Vielen Dank, Herr.«

Ein anderer nahm mir den Kragen ab und schickte mich zu dem Mann mit der Schreibtafel. Von dort vermochte ich zum Dach des Curuleum emporzublicken und sah einige der oberen Reihen des Publikums.

Die Erregung im hohen Rund erschreckte mich. Der Verkauf lief heute zu gut. Die Menge brüllte. Das nackte Mädchen auf dem Block wurde vorgeführt. Sie schrie entsetzt, als der Auktionator sie mit der Peitsche berührte. Sie wurde schnell verkauft.

Nun mußte das Mädchen in der Haustunika die Stufen ersteigen.

»Was haben wir denn hier?« rief der Auktionator. »Da muß ein Fehler vorliegen! Das ist doch nur eine unwichtige kleine Haussklavin!«

Die Menge lachte brüllend.

Ich hörte zu, wie der Verkauf eingeleitet wurde. Nicht mehr lange würde sie die züchtige Haustunika tragen.

»Nummer?« sagte der Mann mit der Schreibtafel zu mir.

Ich drehte mich zur Seite, damit er die winzige Nummer unter meinem linken Ohr entziffern konnte.

»Einundneunzig«, sagte er und machte eine Notiz in seinen Unterlagen.

Ich hörte das Reißen von Stoff. Die Bietung ging ins letzte Stadium.

Der Schreiber schob mich zur Treppe, die zum Block führte.

In diesem Augenblick erfolgte oben der Zuschlag.

Ich erstieg den Block. Die halbrunde Fläche war riesig. Erst jetzt erkannte ich, wie groß das Publikum wirklich war. Schweigen herrschte in dem riesigen Rund. Ich bekam Angst.

Der Auktionator schien ebenfalls nicht zu wissen, was los war. Doch er ließ sich nicht beirren. »Hier scheint uns jemand etwas Besonderes geschickt zu haben«, sagte er gedehnt und deutete mit der Peitsche auf mich. »Du Umrisse lassen hoffen, daß sie hübsch gewachsen ist.« Er blickte in die Menge. »Wollen wir uns das mal ansehen?« fragte er.

Doch das Publikum forderte ihn nicht auf weiterzumachen. Vielmehr blieb es gespenstisch still. Seine Hand erbehte. Ich hatte Angst. Ich begriff nicht, was hier vorging.

»Wir wollen mal sehen«, fuhr der Auktionator krampfhaft lustig fort. Er hob einige Seidenbahnen hoch, die mein Gesicht verdeckten. Ein Murmeln der Bewunderung ging durch die Menge. Ich war eitel genug, mich darüber zu freuen. »Ein liebliches Gesicht«, verkündete er, »weiblich, weich, verwundbar, ausdrucksstark. Man kann darin lesen wie in einem

Buch.« Er zuckte die Achseln. »Das Haar ist natürlich viel zu kurz, aber die Führung des Curuleum hat mir versichert, daß es nachwachsen wird.«

Niemand lachte.

Die Hand des Auktionators zitterte stärker. Er war nervös. Ich schob das rechte Bein vor, hob es an, spreizte die Zehen, drehte die Hüfte. Langsam nahm er mir eine Seidenbahn nach der anderen ab. »Ein hübsches Geschöpf«, sagte er.

Die Menge war seltsam ruhig und angespannt. Die Unruhe des Auktionators nahm zu.

»Wir wollen doch mal sehen, ob hier mehr Interessantes zu finden ist«, sagte er.

Ich hörte ein scharfes Atemholen in der Menge, doch es wurde nicht geboten.

Wir vollendeten die vorgesehene Vorstellung nicht, die ohnehin weitgehend vom Publikum abhängt. Seine Reaktion bestimmt die Ereignisse auf dem Block. Der Auktionator entfernte das letzte Stück Stoff von meinem Körper, doch ohne Schwung, ohne große Schau.

»Dies ist die Frau!« rief er. »Wie lautet das Gebot?«

Niemand meldete sich.

»Seht!« rief eine Stimme. Die Menge verdrehte die Köpfe, und ich und der Auktionator starrten ebenfalls empor. Oben am Portal zum Mittelgang stand ein Krieger in voller Bewaffnung. Er sprach nicht. Er hatte Schild und Speer gehoben. Über seiner linken Schulter hing das Kurzsword in seiner Scheide. Er hatte den Helm aufgesetzt.

»Herr?« fragte der Auktionator mit unsicherer Stimme.

Der Krieger schwieg.

Der Auktionator deutete auf mich und lenkte damit die allgemeine Aufmerksamkeit von der eindrucksvollen Gestalt des Kriegers ab. »Was wird geboten?« fragte er.

In diesem Augenblick begann der behelmte Krieger den Gang herabzusteigen. Wir sahen ihn näherkommen.

Sekunden später stand er ebenfalls auf dem Block, der Menge gegenüber. Er schlug mit dem Schaft des langen Speers auf den Holzboden. »Kajira canjellne!« rief er. »Ich erhebe Anspruch auf diese Sklavin!« Er drehte sich zu mir um, und ich kniete nieder. Ich konnte nicht sprechen vor Angst, das Bewußtsein zu verlieren.

Dann sprach er wieder zu der Menge. »Ich fordere diese Frau! Für sie kämpfe ich gegen ganz Ar, gegen die ganze Welt!«

»Ich liebe dich, Clitus Vitellius!« rief ich. Tränen Schossen mir in die Augen.

»Niemand hat dir erlaubt zu sprechen!« rief der Auktionator und hob die Peitsche, um mich zu strafen.

Doch schon richtete sich Clitus Vitellius' Speer auf seinen Hals. »Du schlägst sie nicht!« befahl der Krieger.

»Nein, Herr!« sagte der Auktionator, wurde bleich und wich zurück.

»Kajira canjellne!« rief Clitus Vitellius ins Publikum. »Ich fordere dieses Mädchen!«

Es kam keine Antwort. Dann stand ein Mann auf und schlug sich mit der Faust gegen die rechte Schulter. Gleich darauf folgten ein zweiter und ein dritter und ein vierter. In Sekunden war die ganze Menge auf den Beinen und jubelte und schlug sich gegen die Schulter. Clitus Vitellius stand ruhig auf der großen Plattform, den großen runden Schild am linken Arm, den sieben Fuß langen Speer in der rechten Hand.

»Sie gehört dir, Herr«, sagte der Auktionator zu Clitus Vitellius. Voller Freude kniete ich zu Füßen meines Herrn. Er würde mich befreien und mich zur Gefährtin nehmen. Er legte Schild und Speer fort, um mich aufzuheben.

»Deine Peitsche«, sagte Clitus Vitellius zum Auktionator.

»Aber du wolltest doch nicht, daß sie ausgepeitscht wird!« rief dieser.

»Wenn sie gestraft werden muß, dann nur von mir!«

»Herr, willst du mich denn nicht zur freien Frau machen?« fragte ich.

»Nur ein Dummkopf befreit eine Sklavin!«

»Herr!« rief ich verzweifelt.

Mit gesenktem Kopf kniete ich vor ihm. Ich zitterte. Sollte ich weiter seine Sklavin sein? Meinte er das wirklich ernst?

»Ich möchte nicht, daß du an dem Mädchen Verlust machst«, sagte mein Herr zu dem Auktionator. »Hier ist etwas, das eure Kosten für die Sklavin deckt.«

Ich hörte einen schweren metallgefüllten Beutel auf die Dielen des Blocks fallen.

»Das Haus ist dir dankbar, Herr!« rief der Auktionator. Er öffnete die Schnur des Beutels und stieß einen Freudenschrei aus. Goldstücke ergossen sich über den Boden. Mit sicheren Fingern sortierte er die Münzen. »Hundert goldene Tarnscheiben!« rief er.

Die Menge brüllte begeistert.

Ich weinte. Diese Summe überstieg meinen Wert um ein Hundertfaches oder mehr. Erst in diesem Augenblick erkannte ich, was Clitus Vitellius für mich empfand. Ich weinte vor Freude. Ich hatte nicht geahnt, daß ein Mann sich so sehr nach einer Frau sehnen konnte. Trotzdem hielt er mich als seine Sklavin!

Vielleicht kann man nur als Sklavin so geliebt werden.

Als ich nun den Kopf drehte und in seine Augen blickte, durchfuhr mich Furcht. Ich erkannte, daß er trotz allem ein goreanischer Sklavenherr war. So sehr er mich auch begehren mochte – für ihn war ich nichts weiter als eine Sklavin. Wie seine Gefühle für mich auch aussehen mochten, er wollte nichts weiter als mich versklavt zu seinen Füßen haben. Er würde der Herr sein, ich die Sklavin, uneingeschränkt.

Ich servierte ihm Wein. Auf sein Zeichen hin breitete ich die Felle aus. Im Raum brannte eine einzige kleine Lampe. Ich legte mich auf die Felle. Er zog die Tunika aus und hockte sich neben mir nieder. Ich sah, daß er sich kaum noch zurückhalten konnte.

»Ich gehöre dir«, flüsterte ich und hob die Arme.
»Nimm mich.«

»Ich empfinde für dich«, sagte er zögernd.

»Sei stark, Herr«, flüsterte ich. »Ich möchte dich nicht herausfordern oder dich bekämpfen, ich möchte dich nur lieben. Ich möchte dir alles geben, ohne etwas zurückzuhalten.«

Er blickte mich an.

»Verstehst du nicht, Herr?« fragte ich. »Hätte ich die Wahl, würde ich mich dafür entscheiden, deine Sklavin zu sein.« Ich hatte erfahren, daß eine Frau immer wieder die Wahl zwischen Freiheit und Liebe hat. Beides sind löbliche Tugenden. Möge jede sich so entscheiden, wie sie es für gut hält.

»Aber ich lasse dir keine Wahl«, meinte er.

»Natürlich nicht, Herr. Du bist Goreaner.«

»Vielleicht verkaufe ich dich doch wieder.«

»Du tust, was dir beliebt, Herr.«

Mit zorniger Gebärde berührte er mich.

»Wie ich sehe, willst du streng sein, Herr«, sagte ich.

»Was für ein Dummkopf bin ich doch, daß ich für eine jämmerliche Sklavin von der Erde soviel empfinde!«

»Ich möchte nichts anders, als dich zu lieben und dir zu dienen.«

»Und doch bist du reizvoll.«

Er nahm mich, und ich explodierte in seinen Armen,

erlebte die tiefsten und schönsten Ekstasen, die einer Frau nur vergönnt sein können.

»Wie könnte ich dich so sehr lieben, wenn du nicht zugleich voll und ganz mir gehörtest?« fragte er.

»Ich weiß nicht, Herr.« Clitus Vitellius hatte eingestanden, daß er seine Sklavin liebte!

Er griff mir ins Haar. »Ein Mann kann nur die Frau lieben, die ganz ihm gehört. Sonst wäre er nur eine Art Vertragspartner.«

»Und eine Frau kann nur den Mann lieben, dem sie voll und ganz gehört«, antwortete ich.

»So gehörst du mir.«

»Du begehrst mich sehr, Herr«, sagte ich, als er wieder in mich eindrang und mich nahm. Er tat es mit Bedacht und im Vollgefühl seiner Männlichkeit.

»Weder meiner Gesundheit noch meiner Vitalität schäme ich mich«, antwortete er; aus ihm sprach der Goreaner, der einem unwissenden Mädchen von der Erde Belehrungen erteilt. »Und du bist ein äußerst heißblütiger Sleen. Beschämt dich das etwa?«

»Längst nicht mehr, Herr«, sagte ich, während ich mich jedem seiner Stöße entgegenstemmte.

»Daran zeigen sich deine Vitalität und Gesundheit – und deine emotionale Freiheit«, sagte er.

»Emotional mag ich zwar frei sein«, sagte ich lachend, »doch physisch wohl kaum!«

»Das ist wahr«, sagte er und zog mich zu sich herab.

»Ich hätte mir nicht träumen lassen, jemals einen Mann kennenzulernen, der mich so stark begehren würde«, sagte ich.

»Du hast dir nicht träumen lassen, einem Mann zu begegnen, der deine tiefsten und verborgensten Bedürfnisse befriedigen könnte«, antwortete er, »die versteckten, kaum verstandenen geheimen Wünsche, von denen du bis dahin kaum etwas gemerkt hattest.«

»In dir sind alle meine geheimen Träume Wirklichkeit geworden, Herr«, sagte ich.

»Und in dir die meinen, Sklavin«, antwortete er.

»Ich liebe dich, Herr!« sagte ich.

»Still, Sklavin!«

»Ja, Herr.«

Er berührte mich voller Zärtlichkeit, und ich klammerte mich an ihn, ohne zu sprechen, von meinen Empfindungen überwältigt. Er liebte mich mit langsamen Bewegungen, die jederzeit schneller und fordernder werden konnten, wie es ihm beliebte. Es gibt tausend Methoden, eine Sklavin zu besitzen, und ich war sicher, daß Clitus Vitellius sie alle beherrschte. Tiefe Freude erfüllte mich. Ich gehörte ihm, total und ohne Einschränkung. Ich kenne keine Worte für meine Gefühle. Vielleicht hatte er mich deshalb zum Schweigen verurteilt, damit ich nicht auszusprechen versuchte, wofür sich in keiner Sprache passende Worte finden. So versuchte ich denn nicht zu sprechen, sondern konzentrierte mich voll und ganz auf den Gleichklang unserer Körper im Rhythmus der Liebe.

GOR

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman den großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen Tarl Cabot auf dem phantastischen Planeten Gor, der Gegenerde, schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Judy Thornton wird von der Erde nach Gor verschleppt, wo man sie zur Sklavin macht. Skrupellos setzt ihr Herr Clitus Vitellius sie für seine Ränkespiele ein, denn er soll im Auftrag der mächtigen Stadt Ar die Salerische Konföderation schwächen.

Aber dann findet Judy heraus, daß ihre Entführung kein Zufall war und sie in Wahrheit als hilflose Schachfigur in einem viel größeren Intrigenspiel dient. Will sie überleben, muß sie auf die Hilfe jenes Mannes vertrauen, den sie von ganzem Herzen haßt: Clitus Vitellius.

Heyne Fantasy

Best.-Nr. 06/3612

ISBN N 3-453-11936-3

DM 12,90/ÖS 94,00

0 1 2 9 0



9 783453 119369



EIN HEYNE-BUCH